WILS
CLS
PT1337
.B53x
1912
bd.8

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

Bücher-Sammlung
Cities Campus
von
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTES

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW. 61, Blücherstraße 31.

Infantina.

(Dr. Theinhardt's lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 23 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen **gratis** erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

= Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. =

Hygiama

in Pulverform.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 23 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse M. 2.50.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertig.

Zum Essen wie Schokolade, übertreffen dieselbe jedoch an Gehalt von leicht verdaulichen, blutbildenden Nährstoffen **um ca. das Sechsfache.**

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien **gratis** erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen".

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerden. erweitert die Brust!
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Atme nur reine Luft!

durch den Respirator

„Lungenheil“

vollkommenster **Staub- und Seuchenschutz.**

Amtlich und ärztlich empfohlen!

Als Inhalationsapparat gegen Schnupfen, Katarrh etc. unübertrefflich!

Cloetta & Müller, Stuttgart 48

Prospekte gratis!

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

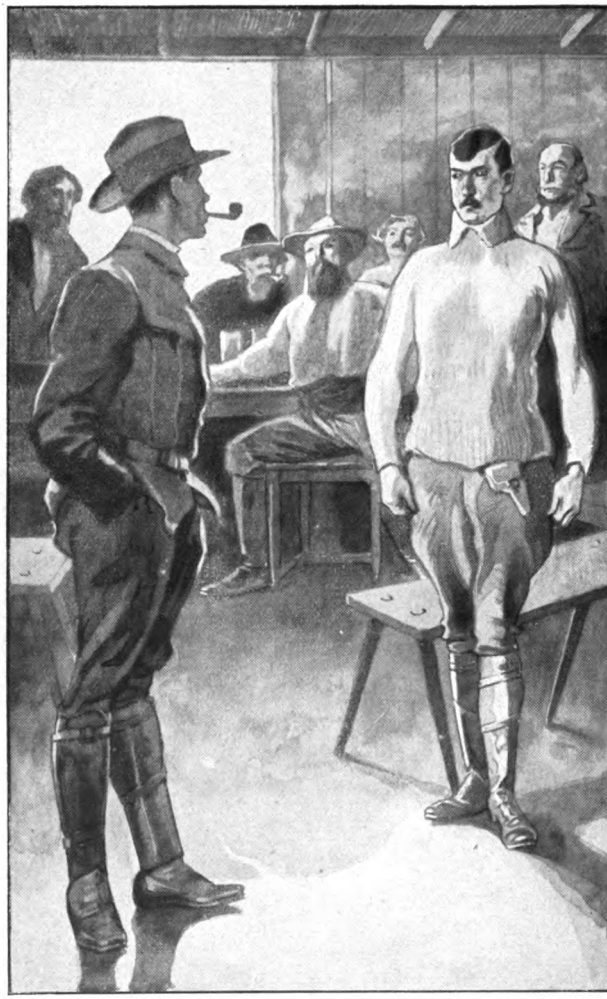
Licht und Kraft. Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von **Th. Schwartze.** Neunte, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage. Mit 390 Abbildungen. Elegant gebunden 6 Mark.

. . . In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten. (Deutsche Technikerzeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Gold und Eisen“ von Gustav Valenti.
(S. 15)
Originalzeichnung von R. Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1912 ❖ Achter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Gold und Eisen.
Erzählung aus dem amerikanischen Westen. Von Gustav Valenti. Mit Bildern von R. Mahn . . 5

Der Makel.
Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung und Schluß) 27

Das unsichtbare Joch.
Roman von Reinhold Ortmann 55

Bei unseren Antipoden.
Von Th. v. Wittlembergk. Mit 7 Bildern 102

Drei Blutstropfen.
Novelle von Ada v. Gersdorff 114

Ein neuer Modetanz.
Von M. Elsner. Mit 7 Bildern 152

Es gibt mehr Dinge —
Nach den Aufzeichnungen eines Rechtsanwalts. Von H. Schobert 161

Persisches Frauenleben.
Von Ernst Waechter. Mit 10 Bildern 189

Mannigfaltiges:
Die Königskrönung 209
Gletscherleichen 212
Zwei Freunde 216
Ein sprechender künstlicher Mensch 217
Mit Bild

Seite

Eine häufige Urſache der kindlichen Unaufmerkſamkeit 219
Bürgerſtolz 221
Kämpfe in einem Blutstropfen 221
Bärtige Frauen 223
Mit Bild.
Champagnertod 225
Pfauenbraten 227
Unnatur 228
Eine plötzlich entſtandene Inſel 230
Mit Bild.
Der Kölner in Paris 233
Wird die Geſchicklichkeit unſerer Hände geringer? . 234
Um des Sperrgroſchens willen 237
Ein gefiederter Schlangenfeind 238
Mit Bild.
Kleinliche Rache eines großen Mannes 239
Selbſtverſtändlich 240
Amerikaniſche Kürze 240

Gold und Eisen.

Erzählung aus dem amerikanischen Westen.

Von Gustav Valenti.

Mit Bildern
von K. Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Mister Fisher legte die Zeitung aus der Hand. „Unglaublich!“ sagte er halblaut.

Mistreß Fisher, die sich eben bemühte, ein abgelegtes Kleid ihrer Ältesten in ein hochmodernes für ihre Jüngste zu verzaubern, sah auf. „Was ist unglaublich, George?“

„Daß es heute noch so reiche Goldfelder gibt wie das neuentdeckte Luckfield,“ antwortete Fisher.

„Steht heute wieder etwas davon in der Zeitung?“

„Ja, und zwar Dinge, die einem den Mund wässern machen. Wenn ich nur jünger wäre oder wenigstens allein stünde —“

Ein Seufzer ergänzte Mister Fishers Gedanken.

„Was würdest du dann tun?“

„Nach Luckfield ziehen und Goldgräber werden. Dabei käme gewiß mehr heraus als bei dem Alteisenhandel, zu dem ich hier in Stickershook verdammt bin.“

„Möglich. Dazu brauchst du aber nicht allein zu stehen. Weder ich noch die Kinder hindern dich, nach Luckfield zu gehen und Gold aus der Erde zu scharren.“

„Was würde aber dann aus dir und unseren drei Töchtern werden?“

„Nicht weniger als wir schon halb und halb sind: altes Eisen.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, daß wir vier auch ohne dich hier mit altem Eisen handeln und dabei selber verrosten können.“

„Willst du damit andeuten, daß ich überflüssig bin?“

Die Missis sah ihrem Mann ernst in das Gesicht. „Durchaus nicht. Ich will nur sagen, daß dir deine Familie kein Hindernis sein wird, wenn du einmal Lust und Mut hast, dein Glück anderswo zu versuchen als hier in dem kleinen Nest, in dessen Enge auch unternehmendere Naturen als die deine verkümmern müssen. Den Alteisenhandel könnten wir einstweilen allein führen. Wir würden dabei vielleicht nicht einmal so verlustreiche Geschäfte machen, wie du mit der Partie Wellblech gemacht hast, die seit Monaten unverkauft im Hofe liegt und verrostet.“

Die Erwähnung seiner mißglückten Spekulation in Wellblech traf Mister Fisher hart, er verbiß jedoch seinen Schmerz und gab den Stich nicht zurück. Er zog es vor, bei dem goldenen Thema des Gesprächs zu bleiben, und sagte: „Ich hätte wirklich Lust, mich nach den Verhältnissen in Luckfield näher zu erkundigen.“

„So erkundige dich doch!“ ermutigte die Missis ihren Mann. „Vorausgesetzt natürlich, daß du überhaupt ernstlich daran denkst, hinzugehen.“

„Ich bin dazu fast schon entschlossen, nur die Geldfrage macht mir noch Sorgen.“

Mistreß Fisher sann eine Weile nach und meinte dann: „Wir haben jetzt dreitausend Dollar auf der Bank — nicht wahr?“

„Ja.“

„Gut. Ich denke, für einen richtigen Mann ge-

nügen zweitausend Dollar, um sich als Goldgräber auszustatten. Die übrigen tausend würden wir als Notpfennig behalten."

Schreck und Freude überboten einander in den Blicken, mit denen Fisher seine Frau anstarrte. Daß sie die Tatkräftigere und Unternehmendere war, das hatte er während der langen Ehe mit ihr wiederholt erfahren. Eine Kühnheit jedoch, die so leicht und rasch über mühsam zusammengebrachte Ersparnisse verfügt, würde er ihr nie zugetraut haben, und er fand für den Augenblick kein Wort der Erwiderung auf ihren Vorschlag.

„Nun, paßt dir die Sache nicht?" fragte seine Frau spöttisch.

„O ja!" versicherte Fisher. „Wenn die Sache aber mißglückt —"

„Daran erkenne ich dich wieder! Deine kühnsten Gedanken bestehen in der Hauptsache aus Bedenken. Wenn das Wellblech damals Goldblech gewesen wäre, würdest du gewiß Bedenken gehabt haben, es für altes Eisen zu kaufen."

„Lassen wir das Wellblech endlich aus dem Spiele!" rief, nunmehr ebenfalls zornig werdend, Mister Fisher. „Als gewissenhafter Vater darf ich über mein Vermögen nicht leichtsinnig verfügen. Wenn man drei Töchter hat, so hat man für dreifaches Heiratsgut zu sorgen."

„Wenn du die dreitausend Dollar als Heiratsgut für unsere drei Töchter betrachtest, so ist jede von ihnen gerade reich genug für einen Straßenkehrer."

„Die dreitausend Dollar sollen natürlich nur den Grundstock ihrer Mitgift bilden."

„Als solchen will ich sie eben benützt sehen, wenn ich dir rate, dein Glück damit zu versuchen. Auf die

Vermehrung durch Zinſenzuwachs und weitere Erſparniſſe dürfen wir uns nicht vertröſten, das verträgt das

Alter unſerer Töchter nicht mehr.“

Fiſher ſenkte den Kopf. Seine Frau hatte recht. Seine Töchter näherten ſich ſchon ſtark dem Alter, in dem das Wort Jungfrau einen bitteren Beigeſchmack annimmt. Es

war in der Tat keine Zeit zu verlieren, sie mit Heiratsgut zu versehen, groß genug, um die Mädchen nicht dem nächstbesten armen Schlucker an den Hals werfen zu müssen.

Mistreß Fisher griff nun selbst zu dem Zeitungsblatt und vertiefte sich in den goldigen Bericht über Luckfield. Damit fertig geworden, trat sie auf ihren Mann zu und sagte, ihm die Hand auf die Schulter legend: „Wenn von dem, was in der Zeitung steht, nur ein Körnchen wahr ist, so muß der Boden in Luckfield ja von Gold förmlich strotzen."

„Das ist auch meine Überzeugung," gestand Fisher, „es könnte aber doch sein, daß ich Pech habe. Würdest du in diesem Falle den Verlust des aufgewandten Geldes ruhig hinnehmen?"

„Das würde ich, George. Ich gebe dir sogar mein Wort darauf, daß ich auch im Falle des Mißlingens dich als kühnen und unternehmenden Geist bewundern würde, wozu ich bis jetzt leider so wenig Gelegenheit hatte."

„So will ich mich erkundigen, ob die Sache mit Luckfield seine Richtigkeit hat. Wenn ja, dann bin ich in einigen Tagen dort."

Damit war die Sache beschlossen.

Fisher hielt Wort. Da er sehr günstige Auskünfte erhielt, beeilte er sich, nach dem etwa zwei Bahntage entfernten Luckfield zu kommen, bevor ihm andere das letzte Stückchen goldhaltigen Bodens vor der Nase wegschnappten.

Mistreß Fisher übernahm inzwischen die Leitung des Alteisengeschäfts, während sich ihre drei Töchter, soweit sie nicht mit Hausarbeiten beschäftigt waren, in die Gedankenwelt vielumworbener Millionenbräute hineinlebten.

* * *

Vierzehn Tage waren seit Fishers Abreise vergangen. Außer einer Postkarte, mit der er seine Ankunft in Luckfield angezeigt hatte, war von ihm noch keine Nachricht nach Stickershook gekommen. Seine Frau erwartete mit Ungeduld ein ausführlicheres Schreiben von ihm.

Als sie es endlich bekam, brachte es ihr nur Enttäuschung. Es hatte folgenden Wortlaut:

Luckfield, 5. Mai 1906.

Liebe Frau!

Endlich komme ich dazu, Dir ausführlich zu berichten, wie es mir geht, und was in Luckfield los ist. Ich befinde mich ziemlich wohl. Es ist auch alles richtig, was wir über Luckfield gelesen und gehört haben. Der Boden ist hier stellenweise wirklich sehr goldhaltig, und täglich kommen neue Goldgräber an. Nur ziehen sie meist wieder ab, wie sie gekommen sind. Das heißt eigentlich ein wenig leichter an Geld, weil das Leben hier sehr teuer ist. Ein Brot kostet zum Beispiel einen Dollar, ein Hering fünfzig Cent, eine Schachtel Zündhölzer zehn Cent, ein Briefpapier samt Umschlag zwölf Cent, eine Stahlfeder fünf Cent.

Ich werde bald wieder bei euch sein, weil hier einfach nichts zu machen ist. Hier gibt es noch nicht einmal ein einziges Haus, sondern nur Zelte und aus Baumstämmen gezimmerte Hütten ohne Glasfenster und ohne Schlösser an den Türen. Die elegantesten Behausungen sind zwei ausgemusterte Eisenbahnwagen. In dem einen wohnt der Hotelier, ein Mister Rosestone, in dem anderen schlafen in zwei Etagen übereinander seine Gäste — für drei Dollar die Nacht. Um das Schlafgeld zu sparen, habe ich mir gleich am zweiten Tage ein Stück Grund gekauft und eine Höhle ausgeschaufelt, in der ich wohne. Bauholz wäre genug

vorhanden und umsonst zu haben, aber der Wald, aus dem man es holen muß, liegt ziemlich weit abseits von hier, so daß ein einzelner Mann ohne Pferd und Fuhrwerk sich kein Holz herbeischaffen kann.

Mein Grundstück habe ich schon zweimal durchwühlt, ohne ein Stäubchen Gold zu entdecken. Ich bleibe auch nur noch so lange, bis ich es wieder losgeschlagen habe. Das wird noch ungefähr vierzehn Tage dauern. Inzwischen muß ich das ganze Feld wieder mit der weggegrabenen Erde bedecken, einige aus dem Walde geholte Sträucher daraufsetzen und den Boden feststampfen, damit er wieder aussieht, als wäre noch kein Spaten damit in Berührung gekommen. Du darfst aber nicht glauben, daß dies ein Betrug ist. Die Gründe, die kein Gold bergen, werden hier allgemein so herausgeputzt, damit man sie wieder verkaufen kann.

Goldhaltige Gründe sind gar nicht mehr zu haben. Die besten sind im Besitze einzelner Goldgräber, die sich zuerst angesiedelt haben, und das übrige wird von einer Aktiengesellschaft ausgebeutet. Die ersten Ansiedler sind alle schon unsinnig reich und liefern den Agenten der Bank, die ihnen ihr Gold abnimmt, regelmäßig schwere Beutel Goldes ab, wofür sie Banknoten und gute Wechsel bekommen. Sie vergeuden aber Unsummen im Spiel und für schlechte Getränke. Mangels aller edleren Genüsse und insbesondere mangels jeglichen Umgangs mit Frauen, die besänftigend wirken könnten, verwildern hier auch die besseren von den Goldgräbern. Mancher gäbe ein Vermögen für eine Frau, die ihn heiraten wollte. In ganz Luckfield jedoch mit seinen neunhundert Männern gibt es bloß siebzehn Frauen.

Nun will ich schließen. Das Papier, ist teuer und

meine Hand führt jetzt leichter den Spaten als die Feder. Bevor ich abreise, schreibe ich Dir noch eine Postkarte.

Mit herzlichen Grüßen und Küssen für Dich und die Kinder verbleibe ich euer

George Fisher,
Feld 329, nächst der hohlen Eiche,
Luckfield."

Während Mistreß Fisher den Brief las, versank eine Welt voll Glück und Glanz vor ihren Augen. Der schöne goldene Traum, dem zuliebe der größte Teil der Ersparnisse flüssig gemacht worden war, endete mit einem katzenjämmerlichen Erwachen. Es war nicht anzunehmen, daß Fisher aus dem teuren Goldnest einen besonders imponierenden Rest des mitgenommenen Geldes heimbringen werde.

Konnte da nun gar nichts geschehen, um wenigstens den Verlust des Geldes zu vermeiden?

Lange grübelte die Missis nach, wiederholt las sie den Brief. Nachdem sie ihn fast auswendig wußte, kam sie zu einem Entschluß, den auszuführen sie sich sofort ans Werk machte.

Das erste, was sie unternahm, war die Absendung eines Telegramms an ihren Mann des Inhalts, er möge sein Grundstück nicht verkaufen und bleiben, wo er sei, bis er nähere Weisungen erhalte.

Dann berief sie ihre drei Töchter zusammen und teilte ihnen mit, es sei nötig, daß eine von ihnen mit der Mutter zur Unterstützung des Vaters nach Luckfield reise. Die übrigen zwei müßten unter der Aufsicht einer Tante daheim bleiben.

Die Töchter fingen sofort darüber zu streiten an, wer die Mama zu begleiten habe, bis diese sich für Mary entschied.

Nun wurden die Koffer gepackt. Die merkwürdigsten Gepäckstücke waren mehrere umfangreiche Rollen Wellblech, die voraus zur Bahn befördert wurden. Zum Schlusse versorgte Mistreß Fisher ihre zurückbleibenden Töchter mit einer Fülle von Verhaltungsmaßregeln und einem kleinen Geldbetrag, worauf sie mit Mary abdampfte.

* * *

Zwei Tage später lief durch Luckfield die Kunde, zwei fremde Damen mit großem Gepäck seien angekommen.

Beunruhigt steckten die wenigen eingesessenen Frauen die Köpfe zusammen, und die eroberungslustige Männerwelt fand sich in Rosestones Saloon zusammen, um das große Ereignis zu besprechen. Als man erfuhr, daß die Angekommenen zu dem Manne gehörten, der bei der hohlen Eiche in einem Erdloch wohne, gingen die Frauen erleichtert heim, und die Männer erschöpften ihre Phantasie darüber, was der Höhlenmensch auf seinem kahlen und goldleeren Grundstück mit den Frauen wohl anfangen wolle.

„Wenn er nicht die Absicht hat, sich mit seiner Familie hier begraben zu lassen, dann begreife ich den Mann nicht," bemerkte einer der Goldgräber, sein Glas leerend.

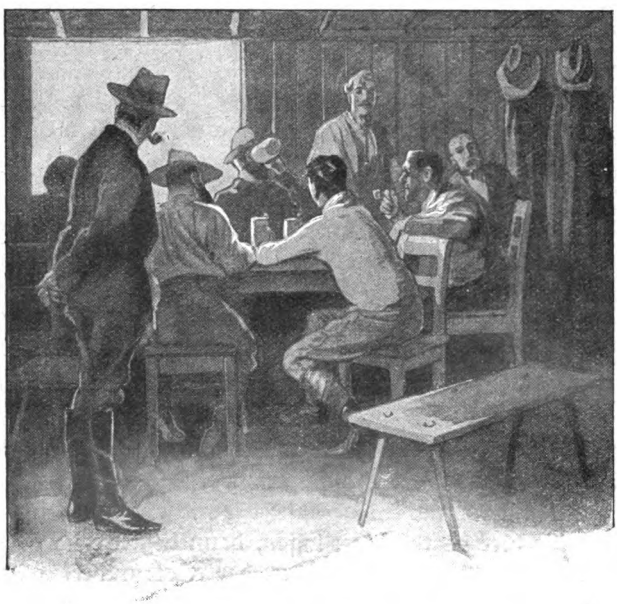
„Oho, Stenek," rief ein anderer namens Batherman, „die Ladies sehen keineswegs aus, als ob sie sich begraben lassen wollten."

„Wär' auch schade, besonders um die jüngere," sagte ein dritter. „Ich glaub', ich habe in meinem ganzen Leben noch kein hübscheres Ding gesehen, als die ist. — Was sagt du, Cochan?"

Der Gefragte sah träumerisch in sein Glas. „Was

kann man da ſagen? Wenn ich eine Million beſäße würde ich zu ihr hingehen, ihr mein Gold zu Füßen legen und ſie bitten, mir dafür einen liebenswürdigen Blick aus ihren Märchenaugen zu gönnen.“

„Wo man dich kratzt, kommt der mißlungene



Dichter zum Vorſchein,“ ſagte der andere und begoß ſeine Worte mit Whisky.

„Kein Wunder,“ brummte Batherman, „das Mädel kann auch vernünftigere Leute als Cochan dichteriſch ſtimmen.“

„Streiten will ich mich zwar wegen eines Frauenzimmers nicht,“ bemerkte ein älterer Burſche mit ſtarren Zügen, „aber ich ſage, das Mädel wird ein

berechnendes und listiges Ding sein, das wohl weiß, zu welchem Zweck es in ein Goldgräberlager geht."

„Pfui, Keith! Diese Worte nimmst du zurück!" rief Cochan heftig.

„Fällt mir nicht ein," gab Keith zur Antwort.

Drohend stellte sich Cochan vor Keith hin. „Eine Dame, von der man noch nicht einmal den Namen weiß, beleidigt ein richtiger Gentleman nicht."*)

„Cochan hat recht, er soll die Worte zurücknehmen," erscholl es aus mehreren Kehlen. Ein Kreis bildete sich um Keith und Cochan.

Keith blickte mit Würde um sich. „Ein Keith hat noch nie ein Wort zurückgenommen, und daß ihr es wißt: ich bin ein Abkömmling der alten schottischen Adelsfamilie Keith."

„Hier gilt kein Adel, hier gilt nur der Mann," erklärte Cochan. „Wenn du deine Worte nicht zurücknimmst, fordere ich dich zum Boxkampf heraus."

„Bravo — ich wette fünfzig Unzen Gold für Cochan!" rief einer der Umstehenden.

„Ich hundert," versetzte ein zweiter.

„Und ich dreihundert," rief ein dritter.

„Ich wette einen Whisky für Keith," scherzte ein Spaßvogel im Hintergrunde.

„Ich setze fünfhundert Unzen darauf, daß Keith die Forderung gar nicht annimmt," rief jemand.

Keith suchte mit finsteren Blicken den Rufer, dann wandte er sich zu Cochan und sagte: „Ich könnte zwar fragen, woher du die Berechtigung nimmst, für die junge Fremde einzutreten, verzichte jedoch auf diese Frage und nehme die Herausforderung an, vorausgesetzt, daß sich ein unparteiischer Schiedsrichter findet.

*) Siehe das Titelbild.

Denn von euch hier vertraue ich keinem, weil eure Zurufe beweisen, daß ihr alle gegen mich seid."

„Die junge Dame selbst soll Schiedsrichter sein," schlug ein Goldgräber vor.

„Ich bin damit einverstanden, wenn sie das Amt übernimmt," erklärte Cochan.

„Unter der Bedingung, daß die Miß die Ursache des Zweikampfes erst nach der Entscheidung erfährt, bin ich ebenfalls einverstanden," sprach Keith.

„Also auf, Jungens, zur hohlen Eiche!" rief Batherman, und zum Leidwesen des Wirtes verließen die Männer seinen Saloon.

* * *

Mister Fisher hatte sich mit der Anwesenheit von Frau und Tochter als mit einer vollzogenen Tatsache abgefunden. Als gut erzogener Gatte fand er den angeblichen Zweck der Frau für ihre Reise nach Luckfield nicht einmal allzu gewagt, obwohl er darin bestehen sollte, einen Handel mit Wellblech zu eröffnen, für das nach der Ansicht der Missis die neue Goldgräberstadt das beste Absatzgebiet sein müßte.

Vorläufig verwendete man einen Teil des mitgebrachten Wellblechs zur Herstellung eines Obdachs für Mistreß Fisher und ihre Tochter. Die Familie mühte sich eben damit ab, die Blechwände mit Erde und Steinen gegen das Umfallen zu stützen, als der Trupp kampf- und wettlustiger Goldgräber heranrückte.

Da die Männer vor ihnen halt machten und ihnen einige Sekunden schweigend zusahen, trat Mister Fisher zu ihnen und fragte: „Kommen die Gentlemen zu uns?"

„Ja," antwortete Cochan.

„Womit können wir dienen?“

Verlegen schwieg Cochan. Dann sagte er zu Keith: „Sag du es.“

Keith überlegte einen Augenblick, dann trat er vor und sprach: „Wir kommen eigentlich wegen Ihrer Tochter, Sir.“

Fisher sah den Sprechenden verständnislos an.

Seine Frau kam ihm zu Hilfe, indem sie an seine Seite trat und sehr energisch fragte: „Was wünschen denn die Herren von unserer Tochter?“

Vor der streitbaren Dame wich selbst Keith zurück und flüsterte Cochan ins Ohr: „Mit der sprich lieber selber.“

„Waschlappen!“ knurrte Batherman und drängte sich vor, um für die mutigen Kämpen zu reden. Er machte es kurz, aber deutlich. „Entschuldigung, Missis! Von den beiden da hat einer gegen eine Dame rauhe Dinge gesagt. Dafür hat ihn der andere zu einem Boxkampf herausgefordert. Wir möchten nun Ihr Fräulein Tochter bitten, das Amt eines Schiedsrichters zu übernehmen.“

Mistreß Fisher war nahe daran, ihre Fassung zu verlieren, so absonderlich schien ihr das Begehren der Männer. Schon wollte sie fragen, weshalb sich die Gentlemen nicht an die beleidigte Dame selbst wendeten, als ihr zum Glück über die Person der Beleidigten ein Licht aufging. Mit Bedacht und Überlegung sagte sie: „Meine Tochter versteht zu wenig von der Boxkunst, um den Herren dienen zu können. Auch ist sie ihrer ganzen Erziehung sowie ihrer Gemütsart zufolge allem abhold, was nach Gewalt aussieht. Wenn Sie aber die Sache gütlich beilegen wollen, gestatten wir unserem Kinde gern, dem Beleidiger der Dame durch Auferlegung einer entsprechenden Buße eine Sühne zu ermöglichen.“

„Gesprochen wie eine kluge Frau!“ rief einer aus der Schar.

„Jawohl, nimm Vernunft an, Cochan,“ riet Stenek, „du bist der Herausforderer.“

„Keith mag entscheiden, er ist der Geforderte,“ sagte Cochan.

„Ich kann der Missis nicht widersprechen,“ erklärte Keith vorsichtig, „halte aber die Miß auch für zu jung, um über Männer zu richten. Um jedoch der Missis meine Verehrung zu beweisen, bitte ich sie selbst, für mich, als den Beleidiger, eine Buße auszusprechen.“

Mistreß Fisher überlegte erst ein wenig, ehe sie fragte: „Ist die beleidigte Dame schon lange in Luckfield?“

„Noch keine vierundzwanzig Stunden,“ antwortete eine vorlaute Stimme aus dem Haufen.

Nun wußte die Missis genug, um an eine praktische Ausnützung der Umstände denken zu können, und erkundigte sich, wo die fragliche Dame wohne.

„Sie wohnt noch nirgends,“ rief einer der Männer, und ein anderer fügte hinzu: „Man baut ihr eben ein blechernes Schloß.“

Mistreß Fisher lächelte und sprach dann mehr schmeichelnd als strafend: „So lege ich dem Beleidiger als Buße auf, so viel Holz herbeizuschaffen, als zum Bau eines wetterfesten Hauses für die beleidigte Dame nötig ist.“

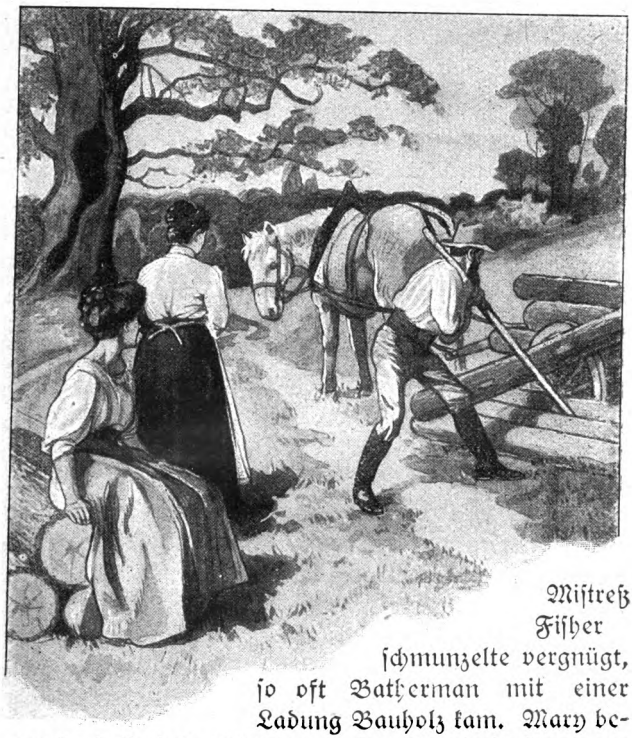
Keith kratzte sich hinter dem Ohr. „Das ist zu hart. Der Wald ist zu weit weg.“

„Macht nichts, ich helfe dir,“ erklärte Cochan.

Auch Batherman, der glücklicher Besitzer eines Karrens und eines Pferdes war, bot, durch den Anblick Marys weich gestimmt, seinen Beistand an.

Nun erklärte sich Keith zur Buße bereit. Man

machte ſich ſofort an die Arbeit. Während Keith und Cochan in den Wald gingen und die ſchönſten Bäume fällten, holte Batherman ſein Fuhrwerk herbei und brachte die Stämme zu der hohlen Eiche.



Miſtreß Fiſher ſchmunzelte vergnügt, ſo oft Batherman mit einer Ladung Bauholz kam. Mary bemerkte bald, daß unter der rauhen Schale Bathermans ein guter Kern verborgen war, und beobachtete ihn mit ſteigendem Intereſſe. Batherman merkte es mit Genugtuung.

Als ſpät am Abend genug Holz zur Stelle war, erachteten Keith und Cochan die Sache für erledigt.

Batherman aber erbot sich, durch Marys blaue Augen verlockt, am nächsten Tage beim Hausbau zu helfen, und um ihm in der Gunst der Damen keinen Vorsprung zu lassen, taten Cochan und Keith dasselbe.

* * *

Das Haus war fertig und den vorhandenen Mitteln entsprechend möbliert. Es enthielt einen Tisch, zwei Bänke und die notwendigen Bettstellen, alles so stilvoll und elegant, wie es vorher in ganz Luckfield nirgends erblickt worden war. Sogar ein kleines Frauengemach mit einem sackleinenen Vorhang statt der Tür fehlte nicht.

In seiner Einfalt hielt Mister Fisher schon seine dankbare Rechte locker, um die selbstlosen Helfer mit einem tüchtigen Händedruck abzulohnen. Da trat seine kluge Gattin dazwischen und lud die drei Helfer ein, das erste in dem neuen Hause zu kochende Essen durch ihre Anwesenheit zu einem Festmahl zu gestalten.

Die Einladung wurde mit Dank angenommen. Keith ging mit dem Versprechen in den Wald, dort irgend etwas Kreuchendes oder Fleuchendes für die Tafel zu erlegen. Batherman erklärte, er sei seinerzeit lange genug Geschirrwäscher in einem erstklassigen Bostoner Hotel gewesen, um den Damen beim Kochen mit Rat und Tat beizustehen.

Cochan sah sein Zurückbleiben mit Mißvergnügen. Die Aussicht auf ein gebranntes Wässerchen bewog ihn trotzdem, Mister Fisher nach Rosestones Hotel zu begleiten, um ein paar Flaschen Fruchtlimonade für das Mahl zu holen.

Zuerst spendierten sie sich ein Gläschen mit Soda, dann eines ohne. Bei diesem ging Cochan das Herz auf und der Mund über. „Verdammt will ich sein,“

sagte er, „wenn ich errate, wozu du dich mit deiner Familie auf dem wertlosen Grundstück festgesetzt hast.“

„Meine Frau will einen Handel mit Wellblech anfangen,“ erklärte Fisher achselzuckend.

Cochan zwinkerte mit einem Auge. „Deine Frau ist sehr klug, aber das mit dem Wellblech ist eben nur Blech. Was für ein Geschäft hattet ihr denn früher?“

„Einen Alteisenhandel. Der trug aber nicht viel ein.“

„Da dachtest du, Gold ist ausgiebiger, und kamst hierher?“

„Ja.“

Cochan schwieg eine Weile, dann meinte er: „Das hattest du eigentlich nicht nötig.“

Fragend blickte ihn Fisher an. „Nun ja,“ erläuterte Cochan, „wenn man eine solche Tochter hat, besitzt man mehr als Gold.“

Fisher verzog den Mund. „Solche windige Artigkeiten kannst du bei dir behalten. Ich weiß, was ein Mädel ohne Geld wert ist.“

„Das weißt du augenscheinlich nicht,“ entgegnete Cochan, „aber ich könnte es dir sagen.“

Fisher lächelte ungläubig. „Wie hoch schätzest du zum Beispiel meine Mary?“

„Auf fünfundzwanzigtausend Dollar,“ erklärte ohne Zögern Cochan.

„Sie hat keinen Cent davon.“

„Aber ich habe sie. Da schau einmal.“ Cochan zog einen ledernen Beutel aus seiner Tasche und entnahm ihm einige Wechsel und Banknoten, die er vor Fisher hinlegte.

Mit leuchtenden Blicken betrachtete Fisher die Papiere, dann seufzte er und sprach: „Das ist alles dein Eigentum?“

„Es wäre auch Eigentum deiner Tochter, wenn sie mich nehmen wollte.“

Jetzt begriff Fisher. „Willst du sie denn heiraten?“

„Ja. Hättest du etwas gegen mich einzuwenden?“

„Nichts.“

„Dann schlag ein!“ Cochan reichte Fisher die Hand.

Fisher überlegte, um zuletzt die dargebotene Hand zu ergreifen. „Mary ist dein — vorausgesetzt, daß sie dich mag.“

„Dafür laß mich selbst sorgen,“ sagte Cochan, sich den etwas verwilderten Bart streichend. „Komm, wir wollen jetzt gehen, damit wir die Sache womöglich heute noch ins reine bringen.“

Mit einigen Flaschen beladen machten sich die beiden Männer auf den Heimweg. Die Flaschen enthielten jedoch keine Fruchtsäfte, sondern feurigen Kalifornia-wein, denn Cochan wollte seine voraussichtliche Verlobung mit Mary durchaus mit Rebenblut begossen sehen.

* * *

Mary und Batherman hantierten beim Herde, über dem bereits ein von Keith geliefertes Wildbret briet. Mistreß Fisher hatte den Tisch in Ermanglung eines Tischtuches mit Zeitungspapier gedeckt und ihn mangels anderen Tafelprunkes mit den in Stehrahmen befindlichen Bildnissen Marys und ihrer zwei daheimgebliebenen Schwestern Blanche und Ida aufgeputzt. Die abwesenden Lieblinge sollten nach der Absicht der Mama wenigstens im Bilde an dem Mahle teilnehmen. Augenblicklich befand sich die Missis in dem Frauengemach, wo sie auf einem Koffer saß und auf einem Karton als Unterlage einen Brief schrieb.

Fisher suchte seine Frau alsbald auf, um sie von

der Werbung Cochans in Kenntnis zu setzen. „Was schreibst du da?“ erkundigte er sich zunächst.

„Einen Brief an unsere Kinder. Es ist Zeit, daß wir sie nachkommen lassen. Das Geschäft soll einstweilen die Tante führen.“

Fisher war verblüfft. „Ist das mit Ida und Blanche nicht ein wenig verfrüht? Wir wissen ja noch nicht einmal, ob wir hier bestehen können.“

„So lange werden unsere Mittel wohl reichen, bis auch Blanche und Ida versorgt sind,“ antwortete Mistreß Fisher überlegen.

„Weißt du denn schon, daß Mary bereits versorgt ist?“ fragte Fisher leise, indem er sich zu seiner Frau niederbeugte und einen warnenden Blick nach dem Eingang sandte.

„Ich denke, ich habe es zuallererst gewußt. Es sind doch noch keine zehn Minuten, daß er bei mir war und um Marys Hand gebeten hat,“ sagte die Missis triumphierend.

„Wer denn?“ fuhr es Fisher überlaut heraus.

„Nun, Mister Keith.“

„O weh!“ sagte Fisher, sich an den Kopf greifend.

„Hast du etwas dagegen?“ fragte die Missis kampfbereit. „Keith ist ein Gentleman und hat hier bereits vierzigtausend Dollar gemacht. Er besitzt meine Zusage.“

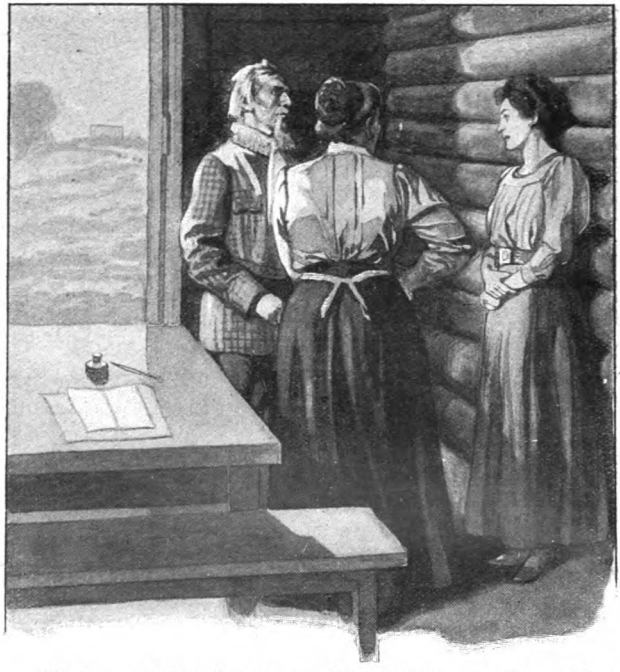
„Und Cochan mit seinen fünfundzwanzigtausend die meine,“ seufzte Fisher ratlos. „Was ist da zu machen?“

Mistreß Fisher lächelte. „Ich denke, wir halten beide fest.“

„Aber Mary kann doch nur einen von ihnen heiraten.“

„Habe ich nicht soeben den Brief geschrieben, der Ida und Blanche hierher ruft?“ fragte die Missis.

Jetzt begriff Fiſher. Man kam überein, Mary von der Doppelwerbung Mitteilung zu machen und ihr die Wahl zwiſchen den beiden Freiern zu laſſen. Vielleicht fand ſich während des Eſſens Gelegenheit, Keith und Cochan darauf vorzubereiten.



Mary wurde hereingerufen und von den Umſtänden in Kenntnis geſetzt.

Das holde Kind ſchwieg dazu und blickte errötend zu Boden.

„Haſt du verſtanden, Mary?“ fragte die Mama eindringlich.

„Ja,“ hauchte die Jungfrau.

„Und willst du zwischen beiden Gentlemen deine Wahl treffen?“

Mary schüttelte heftig den Kopf. „Ich kann nicht mehr,“ lispelte sie, noch tiefer erglühend.

„Weshalb nicht?“ forschte die Mutter strenge.

Nun warf sich das Mädchen der Mutter an den Hals und schluchzte mehr als sie sprach: „Weil ich bereits Mister Batherman gewählt habe.“

Mistreß Fisher drängte Mary von sich. „Bedenke, Kind,“ sprach sie ernst, „Mister Keith ist vierzigtausend Dollar wert.“

„Und Cochan fünfundzwanzigtausend,“ bemerkte Mister Fisher.

Da hob Mary lächelnd den Kopf und sagte, zwar leise, doch sehr selbstbewußt: „Dann habe ich nicht schlecht gewählt, denn Batherman hat siebzigtausend.“

Die Eltern blickten einander an, und was aus ihren Blicken leuchtete, war eitel Freude über die Klugheit ihres Kindes, das für sich selber besser zu sorgen verstand als seine erfahrenen Eltern.

Es blieb allerdings die Schwierigkeit zu überwinden, wie die zwei anderen Freier über den Verlust der bereits zugesagten Braut zu trösten seien.

Während des Mahles gelang es aber Mistreß Fishers Geschicklichkeit mit Hilfe der beiden Photographien, Keith und Cochan mit der vollzogenen Tatsache von Marys eigenmächtiger Verlobung auszusöhnen und durch äußerst naturgetreue Schilderung der Vorzüge ihrer demnächst nach Luckfield kommenden zwei jüngeren Töchter fast zu überzeugen, daß ihnen das Schicksal ein noch größeres Glück aufgespart habe, als sie ursprünglich begehrten.

In der Tat erlebte das sonst so abwechslungsarme Goldgräbernest eine dreifache Hochzeit, durch die das Ehepaar Fisher der Sorge um die Mitgift seiner Töchter ledig wurde, so daß sich die Leutchen wieder ausschließlich dem für ihre eigenen Bedürfnisse genügend ergiebigen Handel mit altem Eisen in der Heimat widmen konnten.

Der Makel.

Roman von Friedrich Jacobſen.

(Fortſetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Es war kein Gerücht, ſondern die reine Wahrheit. Das Gericht wollte nach Gröde heraufkommen. Nicht wegen der alten Waltherſchen Mordſache, denn den Schuſter Riemann hatten ſie ja freigeſprochen, und die Akten waren weggelegt worden.

Dem Schuſter galt es aber dennoch.

Doktor Berger hatte eine kleine Hypothek auf der Kate. Sein Name kam ſehr oft als Gläubiger im Grundbuch vor, und mit dem Einziehen der Zinſen nahm er es hölliſch genau. Riemann aber konnte keine Zinſen zahlen, das Schuhflicken warf's nicht ab.

Da kam der Antrag auf Subhaſtation. Mittags um zwölf Uhr ſollte der Termin in Gröde ſtattfinden, und Amtsrichter Wolff wartete bereits auf den Wagen, der ihn in die Berge hinaufführen ſollte; er ſaß in ſeinem Amtszimmer und erledigte die laufenden Geſchäfte, aber ſeine Gedanken waren nicht bei der Sache.

Heute ſollten die Würfel fallen. Dieſes einſame Leben war nicht mehr zu ertragen, und Wolff betrachtete es als einen Wink des Schickſals, daß der Oberförſter ihn nach dem Termin zum Mittageſſen eingeladen hatte — eigentlich ſelbſtverſtändlicherweiſe, denn bei dem Gaſtwirt in Gröde war doch nichts zu be-

kommen; aber wenn wir Menschen einen Herzenswunsch hegen, so dünken uns auch die natürlichsten Dinge als Wegweiser zum Glück.

Zwischendurch dachte der Amtsrichter an die Tragik des heutigen Tages. War es denn nicht genug, daß dieser unglückliche Mann da oben in der Schusterkate drei Lebensjahre eingebüßt und einen Flecken auf der Ehre davongetragen hatte? Mußte das Schicksal so grausam sein, ihm auch noch das Dach über dem Kopfe zu nehmen?

Da wurde der Wachtmeister Kunze gemeldet.

Dieser alte Spürhund ging seit einigen Tagen auf heimlichen Wegen. Er war auf dem Gericht gewesen und hatte sich den noch immer dort liegenden Zwilling ausgebeten, um gewisse Nachforschungen anzustellen, wie er sagte, und nun stand er unter der Tür des Amtszimmers und hielt das schöne Gewehr in der Hand.

„Na, Herr Wachtmeister," sagte Wolff, „bringen Sie mir den Zwilling schon zurück?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Wenn Herr Amtsrichter erlauben, möchte ich ihn noch ein bißchen behalten. Und dann wollte ich gehorsamst fragen, ob Herr Amtsrichter befehlen, daß ich heute mit nach Gröde hinaufgehe?"

„Zur Subhastation? Warum?"

„Die Leute reden allerhand, Herr Amtsrichter. Der Schuster soll gesagt haben, wenn ihm die Kate verkauft würde, dann nähme er die Axt und hackte das Gerümpel zusammen. Es gibt rabiate Menschen, und der Ortsdiener von Gröde wird wohl schwerlich dagegen ankommen."

„So — hm. Dann setzen Sie sich meinetwegen auf den Bock. Aber wie ich Sie kenne, Herr Wachtmeister — Sie haben auch noch sonst was vor."

Kunze betrachtete nachdenklich das Gewehr, das er noch immer in der Hand hielt. „Kann schon sein, Herr Amtsrichter. Ich bin mit dem Ding da in der Kreisstadt gewesen — mit dem Zwilling und einer gewissen Photographie, die ich mir hier in Thalheim bei dem Photographen Kühn verschafft habe. Die beiden Gegenstände gehören nämlich zusammen wie ein Stiefel zum anderen."

„Sprechen Sie doch deutlicher," sagte Wolff aufmerksam werdend.

„Vielleicht kommen der Herr Amtsrichter von selbst darauf. Also auf dem Zwilling ist das Fabrikzeichen ausgekratzt, aber mit der Lupe kann man noch ein bißchen was erkennen. Ich bin also da unten einen ganzen Tag lang bei allen Waffenhändlern herumgelaufen und habe das Gewehr vorgezeigt. Ausgerechnet der allerletzte kannte es, und als ich ihm dann noch die Photographie zeigte, da paßte die Geschichte wie der Deckel auf den Topf."

Die beiden Männer sahen einander ins Gesicht, und keiner wollte das nächste Wort aussprechen.

Endlich fragte Wolff halblaut: „Jahn?"

„Ich habe doch gleich gesagt, daß der Herr Amtsrichter darauf kommen würden. Also der Müller Jahn. Das wird eine nette Überraschung geben, denn ein bißchen plötzlich muß man dem Müller damit kommen, das ist ein dreimal gesiebter Hund. Aber Herr Amtsrichter können mir das ganz ruhig überlassen — dieses und noch eine andere Kleinigkeit."

Er suchte in der Tasche und brachte einen länglichen, in Papier gewickelten Gegenstand zum Vorschein.

„Ich war nämlich auch auf der Staatsanwaltschaft. Der Herr Staatsanwalt war sehr freundlich und hat mir da etwas auf meine Bitte mitgegeben. Wenn der

Herr Amtsrichter gütigst erlauben wollen, so ist das vorläufig noch mein Geheimnis. Aber das Geheimnis kommt bald an den Tag."

Wolff kannte den Alten. Der war eigentlich Tag und Nacht im Dienst, und wenn er die Nase auf einer Spur hatte, dann ging er lautlos der Spur nach. Und dann kam plötzlich irgend ein Trick, mit dem er sein Opfer überraschte, gerade wenn es am wenigsten daran dachte. Solche Dinge kann das Gericht nicht machen, seine vornehme Stellung gestattet das nicht, aber auf dem Wege vom Gefängnis bis in die Verhörstube ist schon manchem hartgesottenen Sünder die Zunge durch List und Überraschung gelöst worden. —

Eine Stunde später fuhren sie ab. Doktor Berger als Hypothekengläubiger hatte sich angeschlossen, und so saßen die beiden Rivalen noch einmal friedlich nebeneinander im Fond des Wagens. Auf dem Bock thronte der Wachtmeister und hatte den Zwilling in der Lederhülle zwischen den Knien. Einmal schnüffelte er in die Luft, drehte sich um und sagte: „Heute gibt es das erste Gewitter im Jahr, und das wird kein gutes."

Es lag wirklich ein schwüler Dunst in der Luft, und die Gewitterwolken hingen um die Gipfel der Berge, so daß sie die Häuser von Gröde fast verhüllten.

Auch in der Schusterkate war es so dumpf, daß Niemann nur schwer Atem schöpfen konnte — es lag auch sonst auf ihm wie eine Last, und als er sich endlich aufraffte, da schüttelte ihn das Fieber.

Also heute sollte er heimatlos werden.

Bisweilen überkam ihn eine große Gleichgültigkeit, denn die Heimat war ihm schon seit Jahren verloren gegangen — erst drunten im Zuchthaus, dann wieder hier oben unter der Last eines angehefteten Makels. Mochten sie ihm denn das Haus auch noch verkaufen,

es blieb doch nichts anderes übrig, als auszuwandern.

Aber dann sah er sich wieder um und knirschte mit den Zähnen. Es war ein schlechtes Dach und ein morsches Gebälk, aber das bißchen Glück, das der Armut zugeteilt ist, hatte doch darunter gewohnt — vom Urgroßvater her bis auf jene entsetzliche Mainacht vor vier Jahren.

Da war ein Unbekannter gekommen und hatte es vernichtet.

Ein Unbekannter?

Wenn einmal der Verdacht sich in der Menschenbrust eingenistet hat, dann ist er wie ein Wurm in der Frucht und frißt sich weiter. Jakob Niemann glaubte an die Schuld des Müllers, jener Eid hatte ihn zuerst darauf gebracht, dann das Raunen der Irrsinnigen, zuletzt die Vorgänge in der Mühle.

Aber Beweise — Beweise!

Seine Seele schrie danach, sie lechzte wie ein Verschmachtender, und sie fürchtete sich dennoch davor.

Denn wenn die Schuld bewiesen war, dann kam die Rache.

Der Schuster hatte sich auf seinen Schemel gesetzt und mechanisch eine Arbeit vorgenommen. Es war die letzte, denn wenn da oben in Gröde der Hammer fiel, dann hatte er nichts mehr in der Kate zu schaffen. Aber dabei wollte er sein — dabei wollte er sein.

Da kam Karl Hecker.

Der frühere Genosse des Schusters sah nicht gut aus; sein Gesicht hatte einen finsteren, lauernden Ausdruck. Er setzte sich nach kurzem Gruß dem Schuster gegenüber und stemmte den Kopf in die Fäuste.

„Das sind wohl die Wanderschuhe, die du da vorhast — he?“

„Kann schon sein.“

„Leg nur doppelte Sohlen unter, daß sie was aushalten; ich weiß, wie hart die Landstraßen sind.“

„Schlimm genug für dich,“ sagte Niemann. „Warum bist du aber nicht in der Mühle, anstatt die Leute von der Arbeit abzuhalten?“

„Heute ist Feiertag bei uns. Die Resi hat bis morgen Urlaub genommen, weil ihre Muhme in der Stadt gestorben ist und es was zu erben gibt, der Müller aber geht hinauf zum Termin. Er steht schon vor dem Spiegel und hat das Rasiermesser an der Kehle.“

„Was will denn der bei dem Termin? Er hat doch keine Hypothek auf der Kate?“

„Nein, aber er will den Doktor ausbieten. Ich habe das aus seinem eigenen Munde.“

„Den Doktor ausbieten?“

„Nun freilich. Meinst du denn, daß die Kate dem Müller eine Augenweide ist? Zusammenschmeißen will er sie, daß kein Stein auf dem anderen bleibt, und den Wald will er darüber hinwachsen lassen. Muß der Kerl ein Geld haben, daß er sich solche Späße leisten kann!“

Niemann hatte seine Arbeit weggelegt und schaute finster vor sich hin. „Also mein ehrliches Haus ist ihm ein Dorn im Auge und ein Stachel im Gewissen! Karl, du weißt noch mehr — du bist den ganzen Tag um ihn.“

„Wie sein Schatten,“ bestätigte jener. „Wo er steht, da stehe ich hinter ihm, wo er geht, da hört er auch meinen Schritt. Er gäbe was drum, mich mit guter Manier los zu sein. Aber er fürchtet sich vor mir. Wenn ich ein Brett mit der Axt festschlage, dann ruft er sein Hundevieh herbei, und des Nachts schläft er mit dem Revolver in der Hand. Das kommt von dem

schlechten Gewissen, Jakob, und heute fuhr es ihm bis in die Kniekehlen. Denn vorhin kam der Wagen mit den Gerichtsherren vorüber, und der Wachtmeister Kunze saß auf dem Bock — du hättest nur sehen sollen, wie er zusammenklappte, als ich so ganz arglos sagte, es ginge heute doch vielleicht um mehr als um die Schusterkate."

Riemann schlug sich mit der Faust auf das Knie. „Erst um die Kate und dann um den Müller! Wenn der Jahn mein Haus kauft, um es niederzureißen, dann nehm' ich die Axt und —"

„Richtig, Jakob, dann nimm die Axt —"

„Und schlage den ganzen Krempel in Stücke!"

Hecker lachte. „Was bist du doch für ein Esel, Jakob! Ich glaub', die drei Jahre haben dir das Hirn ausgebrannt. Damit ersparst du dem Müller ja nur die Arbeit und kommst obendrein ins Kittchen. Aber in einer Beziehung hast du recht. Die Axt müßte ein Wort dabei reden."

Er stand auf und trat an das Fenster, so daß der andere ihm nicht in das Gesicht sehen konnte.

„Muß der Kerl einen Haufen Geld haben, daß er ein ganzes Haus kaufen will, bloß um es niederzureißen! Und heute abend ist er in der Mühle so allein wie eine Schnecke in ihrem Haus. Auf den Köter hab' ich es schon längst abgesehen, der kriegt noch eines vor den Schädel, so wahr ich Hecker heiße — und dann ist die Bahn frei. Ich mache natürlich nur Spaß, Schuster, aber Spaß muß sein, sagte der Teufel, da schlug er seine Großmutter tot — ich dächte also, daß wir uns verstehen."

„Ich will sein Geld nicht," murmelte Riemann.

„Natürlich, du willst nur deine Rache — für die drei Jahre, und was damit zusammenhängt. Aber hinter-

drein will man doch was haben, um nach Amerika zu gehen. Heute abend um zehn Uhr spreche ich wieder bei dir vor."

Er beeilte sich fortzukommen, ohne eine Antwort abzuwarten. Denn das Leben hatte ihm gute Lehren gegeben, und er wußte ganz genau, daß manche Dinge nicht viel Gerede vertragen. Die Stille muß es ausbrüten und der Grimm, den einer in sich hineinfrißt.

Bei dem Wirt in Gröde rüsteten sie sich zum Termin. Es war noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Beginn der Subhastation, und der Wachtmeister Kunze strich inzwischen durch das Dorf. In dieser Sache war er ja sowieso nur Dekorationsstück, denn daß der Schuster Ernst machen würde, dünkte ihm wenig wahrscheinlich.

Es war schwül, und in den meisten Häusern standen die Fenster offen — auch bei Martha Walther, die in ihrer Stube am Spinnrad saß.

Sie hielt sonst keine Freundschaft mit den Behörden, und die Uniform des Wachtmeisters flößte ihr Scheu ein, aber als Kunze vor ihrer Hütte stehen blieb, sah er plötzlich, daß sie ihm verstohlen mit dem Kopf winkte.

Da ging er hinein und fragte nach ihrem Begehr, denn sie konnte mitunter ganz vernünftig sein.

Sie schloß sofort das Fenster und hing ihre Schürze davor. „Also das Gericht ist da, und es geht um den Schuster?" fragte sie.

„Es geht um sein Haus, Frau Walther."

„Das tut mir leid um ihn."

Kunze hatte schon gelegentlich von der Sinnesänderung der Alten reden hören, aber niemals recht daran geglaubt; jetzt trat sie ihm unverhüllt entgegen, und er begann zu tasten.

„Also Sie sind ihm nicht mehr böse, Frau Walther?“

„Er ist kein schlechter Kerl, denn er hat mir auf die Bibel geschworen. Aber das Unglück verfolgt ihn.“

„Man hat ihn doch freigesprochen.“

„Halb und halb.“

Die Erinnerung an den großen Gram ihres Lebens begann sofort zu wirken. Die Augen wurden unruhig, sie schielte nach dem verhüllten Fenster und legte plötzlich die Hand auf den Arm des Beamten.

„Sie können es mir schon sagen, Herr Wachtmeister — wird er heute geholt?“ wisperte sie.

„Der Schuster?“

„Ach Gott, nein — der Weißkopf.“

„Was weiß ich von einem Weißkopf!“ sagte Kunze.

„Sie brauchen sich nicht zu verstellen,“ fuhr die alte Frau fort. „Das Gewehr, mit dem er immer bei Nacht im Walde herumschlich, das liegt ja unten auf dem Amt, das Gewehr, mit dem mein Junge totgeschossen wurde.“

„Waren Sie denn dabei, Frau Walther?“

Die Frage machte sie stutzig; in ihrem armen Kopf gingen Wahrheit und Wahn immer mehr durcheinander. „Ich weiß es,“ sagte sie endlich, „ich und der Schuster, wir wissen es, und wir beide lauern ihm auf. Ich dachte, er sollte heute geholt werden.“

Einen Namen hatte sie bis jetzt nicht genannt, die Schlauheit des Irrsinns legte ihr ein Siegel auf die Lippen, und Kunze fragte auch nicht nach dem Namen.

Er legte sein Gesicht in ernste Dienstfalten und entgegnete: „Sie sollten Ihre Zunge hüten, Frau Walther. Das Gericht bestraft den Schuldigen, und es spricht den Unschuldigen frei; aber zu beidem gehört mehr als Weibergeschwätz.“

Dann ging er, und die Alte drohte hinter ihm drein:

„Mit Helm und Säbel können sie herumlaufen, aber an richtigen Mördern sehen sie vorbei. Es wird Zeit — es wird Zeit — —“

Der Verkaufstermin hatte inzwischen seinen Anfang genommen. Zuerst waren nur der Amtsrichter, sein Protokollführer und Doktor Berger anwesend, dann kam der Müller Jahn und zuletzt der Schuster Riemann. Zugleich mit ihm betrat auch Kunze die Stube und setzte sich still in einen Winkel.

Dem Schuster sah man an, daß er krank war; das Haar klebte ihm an der Stirn, und Doktor Berger empfand Mitleid mit dem Manne. Er ging hin, sprach leise einige Worte und fühlte ihm den Puls.

Aber Riemann schüttelte den Kopf. „Sie sind ja in Ihrem Recht, Herr Doktor, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Die Hypothekenzinsen habe ich nicht bezahlen können, und nun geht es ums Ganze. Und Sie werden heute das Ganze kriegen, verlassen Sie sich darauf.“

Der Blick, den er bei diesen Worten dem Müller Jahn zuwarf, war so haßerfüllt, daß Kunze in seiner halbdunklen Ecke den Kopf vorstreckte. Wie hatte doch die Alte vorhin gesagt?

Jahn saß möglichst weit von Riemann entfernt. Wie immer trug er eine gelassene Miene zur Schau, aber man konnte ihm ansehen, daß es nur Verstellung war, denn auch ihm perlte der Schweiß auf der Stirn.

Und er fühlte wohl selbst, daß man ihn beobachtete, denn er sagte etwas von der schwülen Gewitterluft und trocknete sich mit einem Tuch das Gesicht.

Dann begann die Versteigerung.

Doktor Berger gab sofort ein Gebot ab, das seine Hypothek sicherte; darauf lehnte er sich zurück und

betrachtete die Decke des Zimmers. Er hatte kein weiteres Interesse an der Sache.

Da machte Jahn eine Bewegung. „Hundert Mark mehr.“

„Und noch hundert,“ sagte Berger rasch. Er hatte einen Zug im Gesicht des Müllers gesehen, der noch nie darin gewesen war. Etwas von einer knurrenden Bulldogge. Und es fiel ihm plötzlich ein: Dieser Mann will das Haus haben, der Schuster soll fort, ich selbst hätte ihn wohl noch zur Miete gelassen.

„Noch hundert,“ flüsterte Jahn mit heiserer Stimme.

Eine Weile trieben sie sich hinauf, dann schnappte Berger plötzlich ab. Sein Zweck war erreicht; es sprangen jetzt ein paar hundert Mark für Niemann heraus, und der Hammer fiel.

„Ein teures Besitztum,“ sagte Wolff etwas spöttisch zum Müller.

Dieser war kaum Herr seiner selbst. Er erhob sich, stemmte die Fäuste auf den Tisch und zischte durch die Zähne: „Nicht zu teuer für das, was ich mit dem Gerümpel vorhabe!“

Das brach den Bann.

Auch Niemann fuhr empor, und ohne Rücksicht auf das Gericht schrie er in die Stube: „Wenn der da mein ehrliches Haus ein Gerümpel nennt — bei Gott, so soll es eins werden!“

Damit stürzte er zur Tür hinaus.

Wolff gab Kunze einen Wink. „Ich glaube, Herr Wachtmeister, nun ist es an der Zeit.“

„Kann schon sein, Herr Amtsrichter,“ entgegnete dieser gelassen, „nur noch einen kleinen Augenblick, wenn ich gehorsamst bitten darf.“

Darauf verließ er die Gaststube, kehrte aber sehr

bald zurück und trat vor den Müller hin, der finster brütend auf seinem Platze saß.

„Kommen Sie mit mir, Herr Jahn. Der verrückte Schuster ist imstande, Ihnen die ganze Bude zusammenzuhacken, und das dürfen wir unter keinen Umständen dulden, denn es ist gegen das Gesetz.“

Jahn regte sich nicht. „Mir ist es einerlei. Niederreißen lasse ich die Kate doch, dazu habe ich sie ja gekauft.“

„Sie fürchten sich doch nicht vor dem Schuster, Herr Jahn?“

Das Wort wirkte wie ein heimlicher Nadelstich, denn der Müller erhob sich sofort und griff nach seinem Handstock: „Ich habe mich noch nie vor einem Menschen gefürchtet, Herr Wachtmeister. Es wäre heute das erste Mal in meinem Leben.“

Sie verließen beide das Gasthaus und gingen in der Richtung der Schusterkate durch das Dorf. Kunze schien es jetzt nicht mehr besonders eilig zu haben, er sah sich bisweilen um und knüpfte an die letzten Worte des Müllers einen kleinen Scherz.

„Wer sich vor keinem Menschen fürchtet, Herr Jahn, der hat es gut. Sie hätten Forstbeamter werden sollen, denn das ist doch in unserer Gegend ein gefährliches Amt.“

„Nicht gefährlicher als Ihr eigenes,“ entgegnete der Müller.

„Ich denke doch. Die Spitzbuben, denen ich nachspüre, haben nicht viel zu verlieren, und wenn ich sie erwische, dann ist es gut. Aber da drinnen im Forst, bei Nacht und Nebel oder auch bei Mondschein — da kommen andere Dinge vor. Die meisten von den Wilddieben kennen wir ja, und sie sind nicht gefährlich; aber die wir nicht kennen, das sind die Schlimmen.

Sie kämpfen um ihre Reputation und um ihre Stellung im Leben, und wenn so einer mit dem Forstpersonal zusammentrifft, dann hat es geschnappt. Ich denke, auf die Art ist auch der arme Walther um die Ecke gegangen, von der Hand eines Heimlichen, denn der Schuster ist es nicht gewesen, das glaubt kein Mensch mehr."

„Woher wissen Sie das?" fragte Jahn.

„Weil der ‚Heimliche' im Munde der Leute ist. Sie wissen das nicht so, Herr Jahn, denn Sie sitzen den ganzen Tag in Ihrer Mühle, aber wir haben doch sein Gewehr gefunden, den feinen Zwilling, den keiner aus Gröde bezahlen kann, und die alte Walther hat ihn im Walde gesehen."

„Das Weib ist verrückt," murmelte der Müller.

„Nicht so sehr, als man glaubt, Herr Jahn. Sie sieht wie eine Eule aus, aber die Eulen haben bei Nacht gute Augen. Haben Sie auch gute Augen, Herr Jahn?"

„Nein, sie sind recht schlecht geworden."

„Das kommt von dem vielen Bücherlesen. Sie sollten das nicht übertreiben, Herr Jahn. Die Walther behauptet, es wäre oft mitten in der Nacht noch Licht in der Mühle."

„Ich brenne ein Nachtlicht, Herr Wachtmeister."

„Ja, wenn man nicht schlafen kann. Und dann in der Einsamkeit! Denn die Springmühle liegt wirklich sehr einsam. An Ihrer Stelle würde ich mir ein Gewehr anschaffen. Sie haben wohl nie eines besessen, Herr Jahn?"

Er brach ab und deutete nach vorn.

„Ist das nicht der Forstaufseher Sperber, der da vor uns hergeht? — He, Sperber!"

Der Mann blieb stehen und wartete auf die Kommenden. Seine Augen suchten heimlich den Blick des

Wachtmeisters, denn er war heute schon mit ihm zusammengetroffen und hatte seine Instruktion erhalten. Er trug an einem Riemen das Gewehr über der Schulter, das Kunze vom Gericht heraufgebracht hatte, und der Wachtmeister nickte ihm verstohlen zu.

„Sie gehen wohl ins Revier, Sperber? Da könnten Sie uns einen Gefallen tun. Der Schuster ist rabiat geworden und will seine Kate zusammenschlagen. Wenn er wirklich die Axt in die Hand nimmt, dann sind drei Männer besser als zwei."

„Das wollen wir ihm schon versalzen," entgegnete Sperber grinsend und rückte an seinem Gewehr.

Darauf hatte Kunze nur gewartet. „Was haben Sie denn da für einen noblen Zwilling? Seit wann wirft Ihr Gehalt denn so was ab?"

Sperber lachte. „Ich habe ihn für ein paar Mark erstanden, Herr Wachtmeister, unten auf dem Gericht. Die meisten Schießprügel sind ja nicht viel wert, aber das ist die Büchse, die wir vergangenen Herbst im Wald gefunden haben — die von dem großen Unbekannten, wissen Sie."

Kunze streckte die Hand aus und nahm das Gewehr. „Die sehe ich heute zum ersten Male. Ist denn die Marke des Verkäufers nicht darauf?"

„Ausgekratzt, Herr Wachtmeister."

„Na ja, das kann man sich denken — so 'ne Marke ist ja der schlimmste Verräter."

Er besah die Stelle, nahm eine Lupe aus der Tasche und untersuchte noch einmal. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Sperber, aber das ist oberflächliche Arbeit. Mit dieser Lupe erkenne ich ziemlich deutlich — nein, da ist gar kein Irrtum möglich, das ist die Marke von dem alten Lenz da unten

in der Kreisstadt dicht neben der Ägidikirche. Ich kenne sie genau, denn ich hab' einen Revolver bei ihm gekauft, und ein anderer führt solches Zeichen nicht. — Überzeugen Sie sich selbst, Herr Jahn, ob ich nicht recht habe — oder sind Ihre Augen auch dafür zu schlecht?"

Der Müller hielt sein eigenes Gewehr in den Händen — die Waffe, mit der er einen Mord begangen hatte.

Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um einen Aufschrei zu unterdrücken, und dann fühlte er, wie sein Herz ihm bis in die Kehle schlug, und wie es ihm schwarz vor den Augen wurde.

Die beiden Beamten hatten den Blick nicht von ihm abgewendet, und der Wachtmeister sagte mit schwerer Stimme: „Ja, ja, so was kann einen Menschen mitnehmen. Es ist doch immerhin möglich, daß der Walther just mit diesem Gewehr erschossen wurde, und wenn ich nur erst den Eigentümer festgestellt habe, dann wären wir unter Umständen einen guten Schritt weiter."

Kein Wort mehr und keines weniger. Dieser alte Fuchs wußte ganz genau, wie man es anfängt, um einen Verdächtigen zu kitzeln, bis er Laut gibt. Nur nicht täppisch zupacken und Dinge in das Gesicht sagen, die man nicht beweisen kann! Aber so hinten herum mit leisen Andeutungen, die nur der Wissende versteht — und dazu ein Gesicht aufgesetzt, das Lamm und Fuchs bedeuten kann: solche Mätzchen helfen besser als ein dickes Aktenfaszikel voll protokollierter Zeugenaussagen.

Aber der Wachtmeister Kunze war mit seiner Gewissensmassage noch nicht am Ende. Sie hatten sich der Schusterkate genähert und erwarteten die Schläge der Axt zu hören, durch die Niemann seine Drohung wahr machen wollte.

Aber es blieb alles still. Die Hütte war leer.

Wohl lag die Axt mitten auf der Diele, und an den Türpfosten waren ein paar Späne losgeschlagen; aber der Schuster hatte wohl eingesehen, daß selbst ein hundertjähriger Bau sich gegen den Untergang wehrt, oder die Furcht vor dem Gesetz war ihm in die Glieder gefahren — jedenfalls hatte der heimatlose Mann sein Vaterhaus verlassen.

Der Müller Jahn schien aufzuatmen und murmelte vor sich hin, daß dieser Weg ein Narrengang gewesen sei.

„Haben Sie denn die Kate gekauft mit allem, was darin ist?“ fragte Kunze harmlos.

„Unsinn! Sein Zeug kann der Schuster mitnehmen, oder ich schmeiße es ihm vor die Tür.“

Der Wachtmeister griff in die Tasche. „Dann will ich nur gleich das da mit zum Handwerkszeug legen. Es gehört dem Schuster und hätte ihm schon längst zurückgegeben werden sollen, denn er ist freigesprochen und kann es mit gutem Gewissen anfassen.“

Es war die Ahle, die man damals neben dem Ermordeten gefunden und dann zu den Akten genommen hatte. Die Blutflecken waren noch daran zu erkennen, aber der Rost hatte sie umgewandelt.

Dennoch prallte der Müller zurück. Es war zu viel — zu viel auf einmal, und als Kunze Miene machte, ihm die Ahle zu reichen, da streckte er abwehrend die Hände aus.

„Was soll ich mit dem Ding?“ fragte er barsch.

„Nichts,“ sagte der Alte ruhig. „Sie mögen das Ding nicht anfassen — ich kann mir das denken, denn Sie haben so was ja nie in Ihren Händen gehabt, nur der feige, hinterlistige Mörder hatte es. Und wo der es hernahm, wollen wir es wieder hinlegen.“

Auch der Forstaufseher war herzugetreten, um sich

die Ahle anzusehen. Die beiden Beamten standen einige Sekunden nebeneinander, mit dem Rücken gegen die Tür gewendet; als sie sich wieder umdrehten, hatte der Müller die Stube verlassen.

„Wo ist er hin?“ fragte Sperber leise.

„In seinen Bau. Er verkriecht sich.“

„Ist er krank?“

„Kann schon sein,“ entgegnete Kunze. „Die Krankheit frißt schon seit Jahren an ihm, und heute kommt sie zum Ausbruch. Ich möchte nur wissen, wo der Schuster steckt — es gibt Dinge, die von den Gerichten besorgt werden müssen, und wenn ein anderer dazwischen kommt, dann sind die Gerichte nicht damit zufrieden.“

An diesem Nachmittag ging das Gewitter über Gröde nieder. Schon während des verspäteten Mittagessens im Forsthause, als Wolff neben Erna saß und sein aufrichtiges Bedauern darüber aussprach, daß der Doktor vermutlich in den Regen kommen werde — schon damals hatte es gegrollt, und der Oberförster meinte, irgendwo würde es heute einschlagen.

„Hoffentlich nicht in den Wagen des Doktors,“ sagte Frau Julia mitleidig. „Eigentlich hätten wir ihn doch auch einladen müssen.“

„Naß kann er schon werden,“ entschied Erna. „Und wenn er vor einem Blitz zusammenschrickt, so wird ihm das auch nichts schaden — warum hat er den armen Niemann vor die Tür gesetzt!“

Diese grausame Gesinnung fand den Beifall des Amtsrichters; er wurde ein wenig sentimental und begann die Sicherheit des eigenen Daches zu rühmen.

„Da kann kein Hypothekenfritze 'ran,“ sagte er. „Überhaupt wir Beamten — nicht wahr, Herr Ober-

förster, es ist doch ein schönes Gefühl: alle Quartale seinen sichern Gehalt — das kann einer allein ja gar nicht verbrauchen."

Unter diesen nachdenklichen Reden verging das Mahl. Dann hielt der Oberförster sein Nickerchen, Frau Julia wirtschaftete in der Küche, die jungen Leute waren allein.

Und da ging das Donnerwetter los.

Zuerst fegte es über das Gebirge mit Nebel und Staub, und Wolff sagte, das sei die Windsbraut. Darauf wollte Erna wissen, was das bedeute; in ihrem Lexikon stände ein Fragezeichen dahinter.

„Man weiß auch nicht die Herleitung," sagte der Amtsrichter. „Aber mit einer Braut hängt es jedenfalls zusammen, denn die muß im Sturm genommen werden."

Sie standen am Fenster, als die Blitze kamen. Der Anblick war so schön und erhaben, daß Wolff anfing, poetisch zu werden.

„Wie eine Flamme des Herrn," sagte er.

Erna fragte diesmal nicht nach der Bedeutung des Wortes, denn sie wußte, daß die Liebe damit gemeint sei.

Zuletzt fiel ein Schlag, daß die Grundfesten des Hauses bebten. Der Oberförster kam aus der Schlafstube, und Frau Julia kam aus der Küche hereingestürzt.

Aber es war zu spät, der Blitz hatte schon eingeschlagen und eine große Flamme angefacht, denn der Amtsrichter Wolff hielt das Mädchen in seinen Armen, und er sagte, die Windsbraut sei zu Tal gefegt, die andere müsse hinterdrein.

Dann gab es eine Verlobungsbowle.

Wenn das Gericht dagewesen war, um ein Geschäft zu erledigen, dann sammelten sich nach altem Brauch die Einwohner von Gröde im Wirtshaus, denn es war unter ihnen kaum einer, der nicht irgend etwas auf dem Kerbholz hatte — und wenn es nicht bei ihm einschlug, dann war die Freude groß.

Mitten unter ihnen saß auch Karl Hecker. Der war zwar mit Zuchthaus gezeichnet, aber man nahm es ihm nicht so sehr übel, denn ein paar von den Anwesenden litten an demselben Schaden. Sie tranken und sangen, und wenn ein Donnerschlag niederging, dann ließen sie Petrus leben.

Hecker war der Lauteste von allen. Er schüttete ein Glas Branntwein nach dem anderen hinter die Binde und schwur, daß heute blau gemacht würde, wenn der Himmel auch noch so grau wäre; nur als die Rede auf den Schuster kam und einige behaupteten, daß der Niemann dem Müller doch noch einen Tort antun werde, wurde Hecker schweigsam und schaute heimlich auf die Uhr. Er gedachte, was zwischen ihm und dem Schuster auf heute abend so halb und halb verabredet war — von seiner Seite wenigstens, und was an ihm lag — und er wollte sich allmählich fortschleichen.

Es war freilich erst neun Uhr, und das Gewitter hatte sich längst ausgetobt.

Der Wirt war hinausgegangen, um ein neues Faß anzuschlagen; er kam aber sofort wieder herein, blaß wie die Wand und mit schlotternden Knien.

„Leute, Leute, die Mühle brennt!!“ schrie er.

Im Nu war die Gaststube leer. Alles, was Beine hatte, stand draußen vor dem Wirtshaus und starrte in das Springtal hinab, wo die feurige Lohe schauerlich und prächtig hochging, und dann lief ein Murmeln durch die Menge, und das Murmeln schlug

wie die Flamme zum Ruf empor: „Der Schuster! Das hat der Schuster getan!!“

Der Müller Jahn hätte sich keine Rechenschaft davon geben können, wie er von der Schusterkate bis in die Springmühle gelangt war, denn er erwachte aus einer Art Betäubung, als sein Hund an ihm emporsprang und sein Gesicht zu lecken versuchte. Er stand auf dem Hausflur, und die Tür war soeben hinter ihm in das Schloß gefallen. Dieser Ton rief allerhand Gedanken in ihm wach, und er ging hin, um den schweren Riegel vorzuschieben.

Dann trat er in die Stube und sank völlig erschöpft in dem Lehnstuhl zusammen. Die Schweißtropfen auf seiner Stirn und das rasende Klopfen des Herzens machten es ihm wahrscheinlich, daß er den ganzen Weg von der Kate bis in die Mühle laufend zurückgelegt hatte; aber er wußte es wahrhaftig nicht — er wußte es wenigstens nicht genau.

Wenn das aber der Fall war, dann kam es einem Geständnis gleich.

Allmählich lichteten sich seine Gedanken, und er wurde ruhiger. Nein, gelaufen war er nicht, er hatte sich nur hinter dem Rücken der beiden Beamten fortgeschlichen und einen sehr schnellen Schritt angeschlagen. Dafür konnte zur Not das drohende Gewitter als hinreichende Erklärung gelten.

Gestanden hatte er nichts, und überführt war er auch nicht, aber man schlich seiner Fährte nach. Denn wenn der Wachtmeister Kunze erst den Eigentümer des Gewehres ermittelt hatte, und wenn es feststand, daß er, der Müller, ein heimlicher Wilderer war, dann gewann der Eid, den er zweimal geschworen, eine

ganz andere Bedeutung. Dann wurde aus dem verzeihlichen Irrtum eine wohlüberlegte Lüge, und das Motiv dieser Lüge konnte nur das Bestreben sein, die eigene Tat auf einen Unschuldigen abzuwälzen.

Von heute an ging man in seinen Spuren. Die äußerliche Ruhe, die Jahn bisher zur Schau getragen hatte, entsprang lediglich dem Gefühl der vollständigen Sicherheit, dem Bewußtsein, daß kein Mensch in der ganzen Gegend auch nur den Schatten eines Argwohns gegen ihn hegte; jetzt begann das Raunen und das Fingerdeuten und das Ausweichen der Leute.

Bis endlich die Gerichte ihre Hand ausstreckten.

Jahn war immer ein klarer Kopf gewesen, und er überlegte auch jetzt alle Möglichkeiten ganz genau bis zu der letzten Konsequenz, daß man ihn vor die Geschworenen an denselben Platz stellte, wo Jakob Riemann zweimal gestanden hatte.

Wenn er die Kraft hatte, mit eherner Stirn zu leugnen, dann war eine Verurteilung kaum möglich, man bestrafte ihn vielleicht wegen Jagdfrevels, daran ließ sich nichts ändern, aber das andere blieb in der Schwebe, selbst wenn der eigene Sohn als Zeuge aufgerufen wurde, und wenn der sein Zeugnis verweigerte.

Jahn fühlte, daß er die Kraft haben würde zu leugnen, denn es ging um den Hals. Aber er war unerbittlich genug gegen sich selbst, um noch weiter zu denken. Wenn er freigesprochen wurde, dann war seine Lage genau dieselbe wie bei Riemann, es ruhte der Makel auf seiner Ehre, und er hatte nicht wie jener den Trost eines guten Gewissens.

Diese Last zu tragen, war unmöglich.

Als Jahn mit seinem Grübeln so weit gekommen war, horchte er in das Haus. Es wurde ihm jetzt erst klar, daß man ihn vollständig allein gelassen hatte; das

Mädchen war beurlaubt, der Mühlknappe trieb sich oben im Dorfe herum, nur der Hund lag neben ihm und leckte sich die Pfoten.

Ein treuer Genosse — er wird heulen, wenn es geschehen ist.

Jahn ging in die Schlafkammer und holte seinen Revolver, den er sich angeschafft hatte, als Hecker ins Haus kam; er lockte den Hund an sich, setzte ihm den Lauf der Waffe hinter das Ohr und drückte ab — ein Knall, ein kurzes Aufheulen, dann war es vorüber.

Wie schnell das gegangen war!

Der mächtige Körper des Tieres lag regungslos auf der Diele, und ein schmaler Blutstreif sickerte durch das rauhe Fell — kaum ein paar Tropfen.

Nichts auf der Welt ist leichter als der Tod.

Freilich: diese unvernünftige Kreatur wußte selbst in der letzten Sekunde noch nicht, was ihr bevorstand; wenn sie überhaupt denken konnte, dann hatte sie vielleicht an einen verscharrten Knochen gedacht, und dann war das Blei dazwischengekommen.

Bei den Menschen ist es doch wohl etwas anderes um das Sterben.

Da kam das Gewitter.

Jahn spürte fast eine Art Erleichterung, als die Blitze in das Tal niederfuhren. Die Mühle stand freilich schon ein paar hundert Jahre, und es war niemals etwas passiert, aber gerade heute konnte doch vielleicht der Blitz einschlagen, mitten in die Stube und just auf den Platz, wo der Müller saß. Das wäre viel besser gewesen als das andere, denn ganz genau kann man es nicht wissen: vielleicht gibt es doch ein Jüngstes Gericht mit allerletzter Instanz.

Und dieser Richterspruch sühnt alles.

Aber das Unwetter ging wieder vorüber, und die

Dämmerung kam, die Vorbotin der Nacht. Und bei diesem Gedanken lief dem Müller ein Schauder über den Rücken. Es mußte ja geschehen, und er wunderte sich selbst, daß es nicht schon geschehen war, denn mit der Welt hatte er nun vollkommen abgeschlossen; aber für die Nacht suchen wir uns doch ein gutes Lager, auf dem sich traumlos schlafen läßt — das ist für den dritten Teil unseres Lebens, wie viel mehr, wenn es um eine Ewigkeit geht!

Ja — irgend etwas mußte zur Beruhigung des Gewissens geschehen, eine Tat, die man in die Wagschale legen kann.

Wenn es eine Wage gibt.

Da zündete der Müller die Lampe an, setzte sich hin und schrieb sein Geständnis nieder. Nicht ganz ehrlich und mehr für die Menschen als für einen Allwissenden, denn er betonte, daß es sein eigenes Leben gegolten habe, und daß dann immer eines aus dem anderen gekommen sei.

Aber es war doch ein Geständnis, das den Schuster endgültig entlastete.

Dann steckte Jahn das beschriebene Blatt in die Brusttasche und löschte die Lampe aus, denn der beständige Anblick des Hundekadavers war ihm peinlich.

Die Dunkelheit umgab ihn, obwohl es noch nicht spät am Abend war.

Die Mühle brannte. Sie schrieen alle, der Schuster habe sie angezündet. Dann wälzte sich die Menge in das Springtal, um zu löschen. Die Dorfspritze kam und der Oberförster, der Amtsrichter und der Wachtmeister Kunze, der den Ort noch nicht verlassen hatte.

Allen voran war Karl Hecker. Den Namen des

Schusters nannte er zwar nicht, aber er schrie und lärmte am meisten, so recht aus voller Brust, denn er hatte einen Alibibeweis, wie man ihn nicht besser wünschen kann; ihm konnte keiner etwas anhaben, die Gedankensünde wird nicht bestraft.

Man konnte noch in das brennende Haus hinein. Das Feuer schien in den angebauten Stallgebäuden aufgegangen zu sein, deren Tür erst nachts verschlossen wurde und jetzt offenstand. In der noch unberührten Wohnstube fand man den Schluß des Dramas: den Müller tot, mit einem Schuß durch den Kopf, den Hund tot, mit der gleichen Verletzung.

Freilich, neben dem Müller lag ein Revolver, in dem zwei Schüsse fehlten, aber die Waffe kannte niemand, die konnte auch dem Schuster gehören. Welcher Selbstmörder steckt denn erst das Haus in Brand und schießt seinen Hund vorher tot!

Der Name des Schusters wurde immer lauter gerufen. Sie hatten ja alle seinen Haß gekannt und seine Drohreden gehört, und selbst der Wachtmeister Kunze zweifelte nicht an seiner Schuld, wenn er auch sonst Gründe hatte, an einen Selbstmord zu glauben.

Als die Leiche vorläufig geborgen, aber noch nicht näher untersucht, als das Feuer notdürftig gelöscht war, ordnete der Amtsrichter die Verfolgung des mutmaßlichen Täters an.

Man konnte kaum annehmen, daß er sich in der Kate verborgen hielt, hingegen bot der Wald zahlreiche Schlupfwinkel, und der Oberförster erbot sich, die Führung zu übernehmen. Kunze und Sperber begleiteten ihn. Man nahm Hunde mit.

Und so wurde der Gehetzte noch einmal gehetzt. Denn wenn wir alt würden wie Methusalem und wenn wir Tag und Nacht über die Gerechtigkeit nachgrübelten,

wir würden doch niemals eine Lösung finden, die uns endlich aufatmen ließe.

Die Schusterkate war leer. Es stand und lag noch alles da wie am Nachmittag, Niemann schien sie nicht betreten zu haben, seitdem er den vergeblichen Versuch gemacht, ihre Stützen niederzuhauen.

Aber die Hunde nahmen seine Spur auf. Kreuz und quer durch den Forst wie bei einem, der planlos umherirrt, und zuletzt gaben sie Laut vor einem Dickicht.

Und da fanden sie ihn wie ein weidwundes Wild, ins Laub hineingewühlt, vom Gewitterregen durchnäßt, fiebernd und bewußtlos.

Man mußte ihn auf eine Tragbahre von Zweigen legen; von der Ankündigung eines Haftbefehls konnte nicht die Rede sein. Er kam auch während des Transports nicht zu klarem Bewußtsein. Nur aus seinen abgerissenen Fieberreden ging hervor, daß er sich schon lange krank gefühlt hatte, und daß die Krankheit zum Ausbruch gekommen war, als er in ohnmächtigem Grimm über sein Schicksal die Axt ergriff, um sein Vaterhaus zu vernichten.

Da war er halb sinnlos in den Wald gerannt.

Der Wachtmeister Kunze sagte leise zu seinen Gefährten, dieser armselige und gebrochene Mann könne kein Mörder sein, am besten wäre es für ihn, wenn er ohne Kenntnis von dem letzten schrecklichen Verdacht, der auf ihm lastete, einschlafen würde.

Die anderen schwiegen dazu.

Man brachte ihn in das Forsthaus, als der Morgen graute. Da war diese Nacht keine Ruhe gewesen, denn der Amtsrichter Wolff hatte seines Amtes gewaltet und bei der Untersuchung der Leiche des Müllers das schriftliche Geständnis aufgefunden.

Er zerriß den Haftbefehl, der bereits ausgefertigt

auf dem Tisch lag, und sandte einen Boten nach Thalheim hinunter. Der sollte den Arzt holen und die Tochter Riemanns.

Denn sie sahen alle, daß es um den Schuster sehr schlimm stand.

Aber gleichwohl konnte man sich nicht dem Gefühl des Mitleids hingeben, denn nun tauchte die Frage auf, wer eigentlich die Mühle angezündet habe. An die eigene Hand des Selbstmörders dachte kein Mensch.

Endlich nannte der Wachtmeister leise einen Namen.

Wolff nickte und sagte: „Es ist möglich. Wir hätten sie schon längst unterbringen sollen."

Dann gingen die beiden Männer hinüber nach dem Häuschen der Witwe Walther. Die Sonne war eben aufgegangen und tauchte die Hütte in rötlichen Glanz; auch das Zimmer war wie mit einer feurigen Lohe angefüllt, und mitten in diesem Flammenmeer saß die alte Frau auf ihrem Stuhl am Fenster.

Sie hatte Sonntagskleider angelegt und hielt die Hände im Schoß gefaltet; ihr Gesicht war ruhiger als sonst.

„Kommen Sie, um mich zu holen?" fragte sie. „Ich habe die Mühle angesteckt, ich leugne es nicht."

Der Amtsrichter winkte dem Wachtmeister, sich wieder zu entfernen, und nahm der Frau gegenüber Platz.

„Warum taten Sie das, Frau Walther? Das war doch nicht recht!"

„Ich weiß nicht, was recht ist," entgegnete sie, „aber es war gerecht, denn der Müller hat meinen Sohn erschossen."

„Er hat es eingestanden und hat sich selbst dann das Leben genommen."

Ihre Züge blieben so unbeweglich bei der Nachricht,

daß man wohl erkennen konnte, wie sehr sie von der Notwendigkeit alles dessen überzeugt war, was in dieser Angelegenheit geschehen war und vielleicht noch geschehen würde. Sie zupfte nur an ihrer Schürze und nannte dann den Namen des Schusters.

„Der braucht sich nicht das Leben zu nehmen," murmelte sie. „Das haben andere schon besorgt."

Und als Wolff die Hütte verließ, um in das Forsthaus zurückzukehren, da erkannte er die Wahrheit dieses aus einer umdüsterten Seele geborenen Wortes. Jetzt standen freilich die Leute in Gruppen auf der Gasse, und jeder nannte den toten Müller einen großen Lumpen, dem man schon längst das Schlimmste zugetraut hätte; aber es waren nur wenige Stunden vergangen, da hatten diese selbigen Menschen ihr „kreuzige" über einen Unschuldigen gerufen, und sie hatten ihm Jahre hindurch das Leben zerstört mit ihrem Flüstern und Raunen — sie und die Gerechtigkeit, der man mit Fug eine Binde vor die Augen gegeben hat.

Diese sonnige Morgenstunde war sehr bitter für den Amtsrichter, obwohl er sich selbst schuldlos fühlte, und obschon ihm der gestrige Tag das höchste Menschenglück gebracht hatte. —

Gegen Mittag starb Niemann, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Doktor Berger war in Begleitung von Annemarie heraufgekommen, und er sagte, es sei bei dem Schuster ein Herzleiden ausgebrochen, das schon viele Jahre zurückliege und ihn auch mitten im Glück hingerafft haben würde. Aber seine Stimme klang dabei seltsam verschleiert, und als er hinterdrein dem jungen Paar gratulierte, da sprach er von einem Ortswechsel, der ihm schon längst im Sinn liege.

Die Witwe Walther wurde in einer Anſtalt untergebracht, und Annemarie verſchwand aus der Gegend. Aber nach Jahresfriſt, als der Amtsrichter ſchon längſt ſein junges Weib heimgeführt hatte, erhielt er aus der Schweiz einen Brief von Guſtav Jahn.

Der ſchrieb, daß er die Mühle verkauft habe und im Begriff ſtehe, ſich an ſeinem neuen Wohnort mit Annemarie zu verehelichen.

„Was außer meiner Braut niemand weiß," ſchrieb er, „das will ich zur Entlaſtung meines Gewiſſens einem Manne mitteilen, den ich ſtets für einen humanen und gerechten Richter gehalten habe. An jenem Weihnachtsabend, an dem mein unglücklicher Vater dem Tod in die Augen ſah, hat er mir ſeine Schuld bekannt, und wenn es auf der Welt nichts weiter gäbe als das ſtarre Recht, ſo hätte ich meinen eigenen Vater anzeigen müſſen. Weil aber die Gerichte den Unſchuldigen ſchon freigeſprochen hatten, glaubte ich nicht verpflichtet zu ſein, gegen die Natur zu handeln. Wenn ich damit ein Unrecht begangen habe, ſo iſt es durch ſchreckliche Seelenqual gebüßt, und die letzte Entſühnung erhoffe ich aus einer Ehe, die, ſo ſeltſam ſie ſcheinen mag, dennoch eine Vergeltung durch die Liebe ermöglicht."

Ende.

Das unſichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Erſtes Kapitel.

Das welke Laub raſchelte unter den Hufen der beiden Pferde, die im kurzen Galopp durch die herbſtliche Parkallee daherkamen. Die Reiterin war ihrem Begleiter um ein gutes Stück voraus; aber das Tempo mußte ihr noch immer nicht ſchnell genug ſein, denn ſie ließ ihre Peitſche in kurzen Zwiſchenräumen unbarmherzig auf die Flanke des ſchönen, hochbeinigen Braunen niederſauſen. Mit ihrer zierlichen, faſt ſchmächtigen Geſtalt, die noch kleiner erſchien durch die Höhe des Tieres, hätte ſie ganz das Ausſehen eines jungen Mädchens gehabt, wenn nicht in dem ſchmalen, blaſſen Geſicht unter dem runden Reithütchen etwas unverkennbar Frauenhaftes geweſen wäre.

Es war ein feines, ungewöhnlich ſchönes Geſicht, aber von jener eigentümlichen, kranken Schönheit, die man nicht ohne eine Regung des Mitleids bewundern kann. Unter dunklen, hochgeſchwungenen Brauen lagen die Lider ſchwer über den faſt beſtändig halbgeſchloſſenen Augen. Von den Naſenflügeln zu den Mundwinkeln herab zogen ſich zwei ſcharf eingeſchnittene Linien, die nur ein langes körperliches oder ſeeliſches Leiden dort eingezeichnet haben konnte.

Da, wo am Ende der Allee nach rechts und links schmalere Reitwege abzweigten, brachte sie mit einem harten Zügelruck, der es unwillig aufbäumen machte, ihr Pferd zum Stehen und sah sich nach dem Gefährten um.

„Der Gaul taugt wirklich nichts," rief sie ihm zu. „Nun sehen Sie ja selbst, daß sich nichts aus ihm machen läßt."

Unter fleißiger Anwendung der Sporen war der andere endlich herangekommen, und der Ärger über die Schwerfälligkeit seines Tieres stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben.

„Bedaure ungemein, Frau Baronin, Ihnen zu dem Kauf geraten zu haben. Der Henker weiß, welche Kniffe dieser Spitzbube von einem Roßtäuscher angewendet haben mag. Mein Wort darauf: bei der Vorführung ging der Gaul tadellos."

Er sprach in dem etwas schnarrenden Ton, der noch hie und da bei jungen Offizieren beliebt ist, auch seiner Haltung war trotz des einfachen grauen Reitanzuges die soldatische Gewöhnung unschwer anzusehen. Aber der lange, hagere Körper des höchstens Sechsundzwanzigjährigen machte trotzdem den Eindruck der Schlaffheit, und dieser Eindruck wurde verstärkt durch die nervöse Müdigkeit und Abgespanntheit des mageren, scharfgeschnittenen Gesichts.

„Sie brauchen sich den kleinen Mißgriff nicht weiter zu Herzen zu nehmen, Herr v. Reibnitz! Wenn etwa mein Mann an dem Pferde etwas auszusetzen haben sollte, so brauchen Sie ihm nicht zu sagen, daß der Kauf auf Ihre Veranlassung erfolgt ist. Ich nehme die Verantwortung sehr gerne auf mich."

„Frau Baronin sind gütig wie immer!"

Die junge Frau lachte kurz auf. „Wirklich? Bin

ich das? Sie pflegen sich doch sonst mit Vorliebe über das Gegenteil zu beklagen."

Seine hellen Augen richteten sich mit einem forschenden Blick auf ihr Gesicht. „Ja, freilich, wenn es sich darum handelt, daß —"

„Wir wollen zum See hinunter," fiel sie ihm in die Rede. „Sehen Sie zu, wie Sie es fertig bringen, mir nachzukommen."

Sie war bei dem letzten Wort schon wieder um einige Pferdelängen voraus, und wenn die Entfernung zwischen ihnen diesmal auch geringer blieb, war doch an eine Unterhaltung nicht zu denken. Statt der wohlgepflegten Parkanlagen, durch die sie bisher geritten waren, hatte sie jetzt das Halbdunkel eines unter dem grauen Novemberhimmel düster und melancholisch wirkenden Tannenhochwaldes aufgenommen. Länger als eine Viertelstunde mußten sie in raschester Gangart ihren Weg verfolgen, ehe es vor ihnen zwischen den Stämmen wieder licht wurde.

Bleiern und regungslos schimmerte eine weite Wasserfläche zu ihren Füßen auf, als sie den Waldrand gewonnen hatten. Die Brauen der jungen Frau zogen sich zusammen, während sie ihren Blick darüber hinschweifen ließ.

„Dieser Zackelsee ist doch das trostloseste Wasser, das ich kenne," sagte sie. „Etwas Einladendes kann er höchstens für Lebensüberdrüssige haben. Finden Sie das nicht auch, Herr v. Reibnitz?"

„Sie wissen, gnädige Frau, daß unsere Ansichten immer dieselben sind. Aber wenn der abscheuliche Tümpel Sie so verstimmt, warum wollen wir dann nicht lieber durch den Wald zurückreiten?"

„Weil ich keine Lust dazu habe. Lassen Sie uns immerhin den guten Leuten in Reinswaldau einige

neuen Stoff zum Gerede geben, indem wir ihnen vergönnen, uns zusammen zu sehen."

„Und wenn — wenn dies Gerede eines Tages bis zu Herrn v. Bardeleben dränge?"

Sie machte eine geringschätzige Bewegung mit den Schultern. „Fürchten Sie sich vielleicht davor, mein Herr Ritter?"

„Fürchten? — Nein! — Ich habe ja keinen glühenderen Wunsch als den, daß die Leute wirklich einen Grund hätten zu ihrem Gerede."

„Sie sind ungezogen, mein Lieber! Auf solche Art werden Sie es allerdings dahin bringen, daß ich Ihnen mein Wohlwollen eines Tages ganz entziehe."

„Und ich schwöre Ihnen, Frau Baronin, daß dieser Tag zugleich der letzte meines Lebens sein würde."

Wieder lachte sie ihr kurzes, spöttisches Lachen, das weich und wohllautend war wie der Klang ihrer schönen, nur etwas müden Stimme. „Sie sind in Ihrer Feierlichkeit so drollig, Herr v. Reibnitz, daß man Ihnen nicht auf die Dauer böse sein kann. — Aber was für eine Menschenansammlung ist denn das dort bei dem Fischerhaus? Vielleicht ist ein Unglück geschehen. Fragen Sie doch den Burschen, der uns da entgegenkommt."

Gehorsam lenkte Reibnitz sein Pferd zur Seite, um den jungen Menschen anzuhalten. „Was gibt's da unten?" fragte er. „Ist jemand ins Wasser gefallen?"

Der Gefragte rückte an seiner Mütze und verzog den Mund zu einem breiten Grinsen. „Hineingefallen wohl nich! Aber hineingesprungen — das könnt' schon stimmen. Die Kreidels Regine haben sie eben aus'm See gezogen —"

Das Pferd des Herrn v. Reibnitz hatte einen Seiten-

sprung gemacht, wie wenn die Faust des Reiters heftig in die Zügel gegriffen hätte.

Die Baronin v. Bardeleben aber, die jetzt ebenfalls näher gekommen war, fragte: „Wen haben sie herausgezogen? Die Regine Kreidel — die Tochter des Werkmeisters aus der Weberei?“

„Jawohl, Frau Baronin — dieselbige. Es war noch ein Glück, daß der Kuhnerts Karl sie hatte 'reinspringen sehen.“

„Das Mädchen ist also nicht tot?“

„Ganz tot wohl nich. Sie haben sie ins Fischerhaus gebracht und den Sanitätsrat geholt. Der meint, er bringt sie schon wieder zurecht.“

Frau v. Bardeleben sah zu ihrem Begleiter hinüber, der schlaff im Sattel saß und wie geistesabwesend vor sich hin starrte.

„Es ist gut — ich danke Ihnen,“ fertigte sie den Burschen ab und riß ihr Pferd herum, um den begonnenen Weg fortzusetzen.

Da aber war Reibnitz sofort wieder an ihrer Seite.

„Nicht in dieser Richtung — ich beschwöre Sie, gnädige Frau! Ich — ich kann jetzt nicht dort vorbei.“

Mit einem finsteren Blick streifte sie über seine zusammengesunkene Gestalt dahin. Dann, ohne ein Wort zu sprechen, machte sie kehrt, und er ritt in kurzem Abstande hinterdrein.

Während sie durch den Wald zurücktrabten, kümmerte sich die junge Frau um ihren Begleiter so wenig, als hätte sie sein Dasein völlig vergessen. Aber als sie dann eine kleine Strecke der langen Parkallee zurückgelegt hatten, machte sie halt. Ein Mensch in der Kleidung eines Gärtnergehilfen war aus einem der Seitenwege hervorgetreten und beim Anblick der Guts-

herrin respektvoll grüßend stehen geblieben. Ihn rief sie in kurzem Befehlston heran.

„Getrauen Sie sich, die Pferde bis an die Stallung zu führen, Weigelt?“

„Zu Befehl, Frau Baronin!“

„Gut! So tun Sie's! — Wollen Sie mir, bitte, behilflich sein, Herr v. Reibnitz?“

Der Angeredete war schon aus dem Sattel, um die zierliche Gestalt vom Pferde zu heben. Er sah noch immer fahl und verstört aus, und er wagte nicht, die Augen zu dem Gesicht der jungen Frau zu erheben.

Als sie, ihr Reitkleid aufraffend, dem Seitenwege zuschritt, blieb er zaudernd stehen, wie wenn es ihm an Mut gebräche, sie weiter zu begleiten.

Da drehte sie gebieterisch den Kopf. „Kommen Sie! Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.“

In kurzer Entfernung von der Hauptallee stand ein kleiner, geschlossener Pavillon. Bis sie ihn erreicht hatte, blieb die Baronin stumm. Sobald sie aber den mit einigen Bambusmöbeln ausgestatteten Innenraum des leichten Bauwerks betraten, warf sie ihre Reitgerte auf den Tisch und wandte sich mit hartem Gesichtsausdruck zu dem an der Tür stehengebliebenen Begleiter.

„Nun, Herr v. Reibnitz? Haben Sie mir nichts zu sagen?“

„Frau Baronin — ich — ich bin nicht wert, daß — daß Sie —“

„Es ist also richtig! Das Mädchen ist Ihretwegen ins Wasser gegangen! Ah, wie schmachvoll das ist — wie unwürdig und erbärmlich!“

Sie hatte sich in einem der zierlichen Sessel niedergelassen und die Arme unter der Brust verschränkt.

Da stürzte Reibnitz plötzlich auf sie zu und kniete

neben ihr nieder. „Verdammen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben," flehte er. „Ich will nicht versuchen, mich zu rechtfertigen. Aber im Grunde fällt alle Schuld doch nur auf Sie selbst."

„Auf mich? Sind Sie von Sinnen? — Aber stehen Sie gefälligst zuerst einmal auf!"

„Ja — auf Sie!" sagte er, sich erhebend. „Sie wissen, wie es um mich bestellt ist, Sie sehen, daß ich mich in wahnsinniger Leidenschaft verzehre — und Sie gewähren mir keine Hoffnung — nichts! Können Sie nicht verstehen, daß ein Verzweifelter endlich dahin gelangt, nach einer Ablenkung zu suchen, die ihn wenigstens auf Stunden seine Qualen vergessen machen soll? Und die Geschichte mit diesem dummen Mädel war so harmlos, so kindisch, so —"

„So harmlos und so kindisch, daß das arme Ding um dieser Geschichte willen in den Tod gehen wollte! Übrigens glaube ich doch gehört zu haben, die Regine sei verlobt?"

„Das ist's ja gerade. Weil sie in einigen Monaten Hochzeit machen sollte, hielt ich es für ganz selbstverständlich, daß auch sie der albernen Liebelei weiter keine Bedeutung beimessen würde. Und ich schwöre Ihnen, daß es nur ein Scherz gewesen ist, so unschuldig, daß ich mich dessen früher geradezu geschämt hätte."

„Ihre Moralbegriffe sind bewundernswürdig. Also nur, weil Sie einen flüchtigen Zeitvertreib haben wollten, haben Sie das Mädchen unglücklich gemacht?"

„Unglücklich? — Ich bitte Sie, Frau Irma, warum denn unglücklich? Es ist ihr ja gar nichts geschehen. Auf dem Kriegerfest, das vor vierzehn Tagen in Reinswaldau abgehalten wurde, hatte ich sie kennen gelernt und hatte drei- oder viermal mit ihr getanzt. Kann

ich dafür, daß sie in ihrer Einfalt meine kleinen Artigkeiten sofort wie Liebeserklärungen aufnahm, und daß sie mich durch ihr Benehmen geradezu herausforderte, den Spaß fortzusetzen? Gleich in der ersten Stunde gestand sie mir, daß sie für den Buchhalter aus dem Webereikontor, mit dem sie verlobt sei, gar keine richtige Liebe empfände, und daß sie eigentlich nur eingewilligt habe, um ihrem Vater eine Freude zu machen. Na, da bin ich dann eben auf die dumme Geschichte eingegangen, ohne mir Schlimmes dabei zu denken. Das ganze Verhältnis beschränkte sich auf ein paar abendliche Zusammenkünfte unter freiem Himmel."

„Und Sie haben ihr wirklich nichts in den Kopf gesetzt?"

„Absolut nichts. Als ich vorgestern abend zu dem Stelldichein ging, war es bei mir schon so gut wie beschlossen, daß es das letzte Mal sein sollte. Aber die kleine Gans hatte nicht verstanden, ihr Abenteuer mit der nötigen Vorsicht zu behandeln. Ihr Verlobter, der augenscheinlich ein ganz überspannter Patron ist, hatte irgendwie Verdacht geschöpft und war ihr nachgeschlichen. Als sie eben auf mich zutrat, stürzte er aus dem Gebüsch hervor, und er würde mir unfehlbar zu Leibe gegangen sein, wenn ich ihm nicht meinen Revolver unter die Nase gehalten hätte. Da hielt er es dann allerdings für geraten, sich zurückzuziehen, und das Mädel war schon vorher davongelaufen. Ich sah die Geschichte damit als für mich erledigt an und war nicht wenig erstaunt, als gestern abend der alte Kreidel bei mir erschien und nicht mehr und nicht weniger von mir verlangte, als daß ich seine Tochter auf dem Fleck heiraten sollte, nachdem der rabiate Buchhalter die Verlobung gelöst hatte und auch gleich ohne Kündigung auf und davon gegangen war.

Was ich dem braven Mann geantwortet habe, können Sie sich wohl denken. Und das ist von A bis Z die ganze Geschichte. Ich bin mir dabei keiner anderen Schuld bewußt als einer Schuld gegen Sie, Frau Irma. Und so wahr ich Botho v. Reibnitz heiße, ich bin bereit, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn Sie es nicht über sich gewinnen können, mir zu verzeihen."

„Daß Sie mit derartigen Drohungen keinen Eindruck auf mich machen, sollten Sie nachgerade wissen."

„Sie verzeihen mir aber — nicht wahr, Sie verzeihen mir? Ich müßte ja verrückt werden, wenn Sie es nicht täten."

„Was kann Ihnen an meiner Verzeihung gelegen sein? Ich bin es doch nicht, gegen die Sie sich versündigt haben."

„Ja, Sie sind es — Sie allein! Und wenn Sie es für möglich halten, daß meine Leidenschaft für Sie —"

„Bitte — sprechen wir nicht davon! Ich kann Ihnen diese sogenannte Leidenschaft nicht verbieten, aber ich werde nicht länger dulden, daß Sie ihr Ausdruck geben. Vergessen Sie denn ganz, daß ich schon längst gebunden bin?"

„Ah!" machte er mit einer wegwerfenden Gebärde. „An wen denn? An diesen brutalen Menschen, der in Berlin seinen Vergnügungen nachgeht und sich nicht im geringsten um Sie kümmert!"

„Und woher wissen Sie, daß das nicht meinen Wünschen entspricht?"

„Natürlich weiß ich, daß es Ihnen so am liebsten ist. Und seitdem ich das weiß, gibt es für mich auch keinen Zweifel mehr, wie ich Ihre Ehe zu beurteilen habe. Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß sie

tief unglücklich ist? Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie mit Ihrem Lose zufrieden sind? Ich hoffe sicher darauf, daß Sie bald an eine Scheidung denken werden, und dann —"

„Ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, Ihnen gegenüber etwas zu leugnen oder zuzugeben. Derartige Fragen an mich zu richten, haben Sie nicht das geringste Recht."

Sie blieb immer gleich kühl und ruhig. Wenn es aber eine entrüstete Auflehnung weiblichen Stolzes sein sollte, was aus ihren Worten sprach, so hatte sie jedenfalls nicht den rechten Ton angeschlagen, ihn von ihrer Empörung zu überzeugen.

„Ja, ich habe ein Recht dazu," beharrte er, „denn für mich gibt es auf der ganzen Welt nichts mehr als das glühende Verlangen, Sie noch einmal glücklich zu sehen."

Sie legte den Kopf auf die Seite und sah mit einem spöttischen Zucken der Lippen zu ihm auf. „Was für ein Komödiant Sie doch sind, mein lieber Reibnitz! Aber Sie dürfen mich nicht für eine Regine Kreidel halten, der man mit pathetischen Worten den Kopf verdrehen kann. Ich würde von dem Manne, an dessen leidenschaftliche Liebe ich glauben soll, wahrhaftig mehr verlangen als schöne Redensarten."

„So verlangen Sie doch endlich etwas von mir!"

Seine Hände auf das Tischchen stützend, mit einem Ausdruck höchster Spannung in dem blassen Gesicht, hatte er sich gegen sie vorgeneigt.

Aber sie machte eine abwehrende Bewegung. „Ach, das ist doch alles Unsinn! Wozu sollen wir noch weiter darüber reden?"

„Aber ich will davon reden, Frau Irma — ich will! Denn so, wie es jetzt ist, kann ich es nicht mehr

lange aushalten. Ich zittere bei dem Gedanken, daß Bardeleben eines Tages wieder auf Klein-Ellbach erscheinen könnte und —"

„Warum zittern Sie? Doch nur, weil Sie sich vor ihm fürchten."

„Es bereitet Ihnen, wie es scheint, ein grausames Vergnügen, dies Wort immer aufs neue zu wiederholen. Aber vielleicht werden Sie eines Tages den Beweis dafür erhalten, daß ich mehr Anlaß hatte, mich vor mir selbst zu fürchten als vor ihm."

„Das ist zu hoch für mich. Wollen Sie damit etwa andeuten, daß Sie sich mit irgendwelchen finsteren Plänen tragen?"

„Was Sie sehr belustigend finden würden — nicht wahr?"

„Mit Ihrer Erlaubnis — ja, Herr v. Reibnitz! Der Mann, dem ich derartiges zutrauen könnte, müßte doch wohl anders aussehen als Sie. Er müßte es überdies mit einem anderen Gegner zu tun haben als mit meinem Manne."

Das fahle Gesicht Botho v. Reibnitz' hatte sich verzerrt. „Ich glaube, Sie kennen mich noch sehr wenig, Frau Irma," stieß er hervor. „Wenn es sich darum handelte, Sie aus Ihren Ketten zu befreien, würde ich es unbedenklich nicht bloß mit einem Harro v. Bardeleben aufnehmen, sondern mit einem ganzen Dutzend von seiner Art."

Als wäre sie des Gespräches nun wirklich überdrüssig geworden, stand die junge Frau auf. „Ein Glück für ihn, daß Worte nicht töten können," sagte sie gleichgültig. „Würde es keiner anderen Waffen bedürfen, ich glaube, Sie hätten es in der Tat längst fertig gebracht, mich, wie Sie es nennen, aus meinen Ketten zu befreien."

Für einen Augenblick preßte er die Lippen zusammen. Dann, ehe sie es hatte hindern können, erfaßte er mit ungestümem Druck ihre beiden Hände.

„Treiben Sie mich nicht zum Äußersten, Irma! Ich bin nur ein Mensch. Und es gibt Stunden, in denen ich allen Ernstes fürchte, verrückt zu werden. Ein Wort von Ihnen, und dieser Bardeleben —"

Mit einem Ruck hatte sie sich freigemacht. „Ich verbiete Ihnen, noch länger in diesem Ton zu mir zu reden. Und wenn Ihnen daran gelegen ist, daß ich den persönlichen Verkehr mit Ihnen fortsetze, so lassen Sie sich's ein für allemal gesagt sein, daß mir unter allen Menschen die am unerträglichsten sind, die beständig mit großen Worten um sich werfen, ohne jemals den Mut zu einer entscheidenden Tat aufzubringen. — Daß ich nicht mit Ihnen hierher gegangen bin, um von mir und meiner Ehe zu sprechen, können Sie sich doch wohl denken. Nur über diese widerwärtige Angelegenheit mit der Regine wollte ich Auskunft von Ihnen haben, denn ich wünsche nicht, daß sich die Geschichte zu einem Skandal auswächst. Glauben Sie, daß die Leute mit einer Summe Geldes zum Schweigen zu bringen sind?"

„Ich fürchte — nein! Wenigstens hat mir der alte Kreidel beim Abschied zugerufen, daß ich mich nicht unterstehen solle, seiner Tochter mit etwas Derartigem zu kommen."

„Das ist schlimm. Und Sie hätten wahrhaftig gut getan, bei der Wahl Ihres Zeitvertreibs etwas mehr Vorsicht zu üben. Der Mann erfreut sich drüben in Reinswaldau allgemeiner Beliebtheit. Er war schon in der Fabrik tätig, als sie sich noch im Besitz meines Vaters befand. Und bei meinem Manne, der in Gemeindeangelegenheiten öfter mit ihm zu tun hat,

steht er, soviel ich weiß, in besonderem Ansehen. Wenn er auf den Gedanken kommt, sich an den Baron zu wenden, wird es kaum in meine Macht gegeben sein, Sie vor Unannehmlichkeiten zu schützen."

„So sollten Sie es nicht erst versuchen. Am Ende bin ich als Volontär auf Klein-Ellbach doch kein Schuljunge, der der Zucht des Herrn v. Bardeleben unterstellt ist. Ich werde Ihrem Gatten gegenüber die Verantwortung für meine Handlungen zu tragen wissen — verlassen Sie sich darauf!"

„Nun, um so besser für Sie. Aber ich prophezeie Ihnen, daß Sie sich in diesem Fall auf eine stürmische Auseinandersetzung gefaßt machen dürfen. Mein Mann ist in einem gewissen Sinne viel zu hochmütig, um eifersüchtig zu sein. Aber ich habe Grund zu vermuten, daß er trotzdem unseren Verkehr mit nicht gerade freundlichen Augen ansieht, und es könnte recht wohl geschehen, daß beim ersten Anlaß das ganze Gewitter seines lange aufgespeicherten Unmuts über Sie hereinbricht."

Botho v. Reibnitz suchte seiner schlaffen Gestalt eine feste und mannhafte Haltung zu geben. „Auch in diesem Falle werde ich wissen, was ich zu tun habe. Am Ende würde doch ein Edelmann gegen den anderen stehen, und ich —"

„Bitte! Über das, was Sie im gegebenen Fall tun oder nicht tun werden, wünsche ich keine Erklärungen von Ihnen zu erhalten. — Und nun, da diese Angelegenheit wohl zur Genüge besprochen ist, lassen Sie uns gehen!"

Zweites Kapitel.

Ein häßlicher, mißfarbiger Nebel hüllte das erwachende Berlin in seine feuchtkalten Schleier, als

Margarete Othmar sich anschickte, ihre Vaterstadt zu verlassen. Fröstelnd in eine Ecke der Droschke geschmiegt, starrte sie in den grauen Novembermorgen hinaus, der einen trübseligen, sonnenlosen Tag verhieß. Auf dem langen Wege bis zum Schlesischen Bahnhof mußte sie an gar mancher Stätte vorüberkommen, die ihr durch liebe Erinnerungen geheiligt war, und gerne hätte sie jeder von ihnen einen letzten Abschiedsgruß zugenickt. Aber die langen Häuserreihen tauchten nur in unbestimmten, schattenhaften Umrissen vor den milchig angelaufenen Fenstern des Wagens auf, und sie wußte bald überhaupt nicht mehr, in welcher Gegend sie sich befand.

So war es ihr, als sei sie schon jetzt losgelöst und für immer geschieden von allem, was ihr bis zu diesem Tage wert und teuer gewesen war, als läge hinter diesem dicken, undurchsichtigen Nebel wie hinter einem Vorhang, der sich nie wieder heben könne, alle Sonnenzeit ihres Lebens.

In heißer Sehnsucht und dann wieder in herzbeklemmender Furcht hatte sie dem heutigen Tage entgegengeharrt. Nun aber, da er gekommen war, fühlte sie nichts mehr als eine tiefe, mutlose Traurigkeit, und das Bewußtsein völliger Verlassenheit hatte niemals schwerer auf ihrer jungen Seele gelastet als während dieser Fahrt, auf der niemand sie geleitete, und für die niemand ihr Glück auf den Weg gewünscht hatte.

Die Droschke hielt, und ein Gepäckträger öffnete den Schlag, bereit, den Handkoffer in Empfang zu nehmen, den sie neben sich auf den Sitz gestellt hatte. Aber wie Margarete der wohlfeileren Beförderung halber den wesentlichsten Teil ihres Gepäcks als Frachtgut vorausgeschickt hatte, so war sie auch jetzt darauf

bedacht, die Groschen für den Kofferträger zu sparen. Sie lehnte seine Hilfe ab, zahlte den Kutscher und belud sich selbst mit der schweren Handtasche, der man's auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie noch aus ihres Vaters Junggesellentagen stammte.

Nun trat sie in das Bahnhofgebäude ein, ungewiß, wohin sie sich zu wenden habe, und voll Besorgnis, ihren Zug zu verfehlen. Denn es war die erste größere Reise, die sie ganz allein unternahm, und sie besaß nicht die Zuversichtlichkeit jener Beneidenswerten, die sich in jeder neuen Lage sogleich zurechtzufinden wissen. Auch war die Bürde fast zu schwer für ihre Kraft, und schon nach den ersten zwanzig Schritten mußte sie sich niedersetzen, um auszuruhen.

Da schlug eine frische, tiefgefärbte Männerstimme an ihr Ohr: „Verzeihung, mein Fräulein, bedürfen Sie vielleicht eines Rates? Ich bin auf diesem abscheulichsten aller Bahnhöfe so gut wie zu Haus und stehe mit Vergnügen zur Verfügung."

Halb erschrocken und halb erfreut hatte Margarete aufgesehen. Der da unter höflichem Lüften seines Hutes zu ihr gesprochen hatte, war sicherlich einer der größten und stattlichsten Männer, die ihr je zu Gesicht gekommen waren. Sie legte sich keine Rechenschaft darüber ab, wie alt er wohl sein mochte, aber seine reckenhafte Gestalt und sein langer, blonder Vollbart gaben ihm für ihr Empfinden etwas Vertrauenerweckendes, das ihr Mut machte, ihm zu antworten.

„Ich möchte eine Fahrkarte für den Breslauer Schnellzug lösen, und ich weiß nicht, an welchem Schalter."

„Dorthin, meine Gnädigste," sagte er, ihr mit ausgestrecktem Arm die Richtung weisend. „Aber Ihren Koffer können Sie unmöglich mit in das Gedränge

nehmen. Sie gestatten, daß ich ihn inzwischen behüte."

Einen Augenblick hatte Margarete die Empfindung, daß es sehr unvorsichtig sein würde, dem Wildfremden ihre Tasche anzuvertrauen; aber wie sie noch einmal mit scheuem Blick über ihn hinstreifte, schämte sie sich beinahe solcher Bedenklichkeit. Seine Erscheinung war von unverkennbarer Vornehmheit, und der Gegensatz zwischen der ausgesuchten Eleganz seiner Reisekleidung und der Armseligkeit ihres alten Handkoffers ließ sie in plötzlicher Verlegenheit erröten.

Er hatte seine Uhr gezogen und drängte zur Eile.

„Es sind nur noch sechs Minuten bis zum Abgang des Zuges, mein Fräulein! Da gilt's für uns beide, keine Zeit zu verlieren."

Nun lief sie ohne weiteres Besinnen zum Schalter. Aber als sie dann glücklich in den Besitz der Fahrkarte gelangt war, sah sie den blondbärtigen Riesen mit ihrem Koffer schon auf dem Wege zum Bahnsteig.

„Schnell — schnell!" rief er ihr mit seiner tiefen, volltönenden Stimme zu, die laut wie ein militärisches Kommando den weiten Raum durchhallte. Dabei schwenkte er das Gepäckstück, das sie nur mit größter Anstrengung zu schleppen vermocht hatte, wie ein Kinderspielzeug in seiner Rechten.

Dunkelrot vor Verwirrung ging Margarete hinter ihm durch die Sperre, und sie erreichte den mit langen Schritten Vorauseilenden erst, als er neben einem Wagen des Zuges stehen geblieben war.

„Nun, das ging ja noch gut," lachte er ihr zu. „Wünschen Gnädigste, daß ich Ihren Koffer ins Damenabteil lege?"

Er hatte vor der zweiten Wagenklasse halt gemacht, als er aber die braune Farbe der Fahrkarte

gewahrte, die sie noch in den bebenden Fingern hielt, ging er rasch weiter, als wenn er es für ganz selbstverständlich hielte, daß sie in der dritten Klasse fuhr.

„Da ist noch Platz," hörte ihn das junge Mädchen sagen, das ihm willenlos gefolgt war. „Eine hübsche Fensterecke, was bei dem dicken Nebel und der landschaftlichen Reizlosigkeit unserer Reiseroute freilich nicht viel bedeuten will. — Gute Unterhaltung, mein Fräulein, und glückliche Fahrt!"

Mühelos hatte er den Koffer in das Gepäcknetz gehoben, hatte noch einmal freundlich lächelnd den Hut gelüftet und war davon, noch ehe Margarete auch nur ein einziges Dankeswort hatte über die Lippen bringen können. Sie schämte sich ihrer Unbeholfenheit und war bitter unzufrieden mit sich selbst. Aber als sie dann in ihrer Ecke saß und das erste Anrücken der Räder spürte, ging es ihr durch den Sinn, daß nun doch einer gekommen war, ihr Glück zur Fahrt zu wünschen, und sie nahm sich vor, diesem fremden Manne, der sich ihrer Verlassenheit mit solcher Ritterlichkeit angenommen, um seines freundlichen Wunsches willen eine dankbare Erinnerung zu bewahren.

Vorderhand freilich hatte sie ihn schon nach Verlauf weniger Minuten vergessen, denn die von den Aufregungen der Abfahrt verscheuchten trüben Gedanken nahmen aufs neue von ihrer Seele Besitz und machten sie ebenso unempfindlich für das eintönige Grau der Nebelwand, die da draußen auf die flache märkische Landschaft drückte, wie für das unermüdliche, öde Geschwätz der beiden Frauen, die das Schicksal ihr zu Reisegefährtinnen gegeben. Sie bemerkte die zudringlich neugierigen Blicke nicht, mit denen die beiden ihr Gesicht und ihre Kleidung musterten, und sie wandte kaum den Kopf nach der geöffneten Wagen-

tür hin, wenn der Zug auf einer Zwischenstation halt machte. Was kümmerte sie all das Gleichgültige, das da um sie her geschah! Sie wußte nur, daß sie einem neuen, unbekannten Leben entgegenfuhr, und daß es ihr nichts zurückgeben konnte von dem, was sie für immer verloren. Wie hätte sie da Interesse aufbringen sollen für die bedeutungslosen Erlebnisse dieser Fahrt! —

Gegen drei Uhr nachmittags war die Station erreicht, auf der sie umsteigen mußte, um mit einer Nebenbahn das letzte Stück ihrer Reise zurückzulegen. Sie hatte hier mehr als eine halbe Stunde Aufenthalt, und da sie seit dem frühen Morgen nichts mehr genossen hatte, war es ihre Absicht, in der Restauration etwas zu essen. Diesmal besann sie sich nicht, ihren Koffer der Fürsorge eines Gepäckträgers anzuvertrauen, und sie war eben im Begriff, sich dem Speiseraum zuzuwenden, als eine Wahrnehmung, die ihr eigentlich hätte ganz gleichgültig sein sollen, ihren Schritt stocken machte.

Sie sah die Hünengestalt ihres blondbärtigen Ritters, der also hier ebenfalls seine Fahrt unterbrochen haben mußte, und sie sah zugleich, wie er mit allen Anzeichen freudigster Überraschung eine junge Dame begrüßte, die eben aus dem Innern des Stationsgebäudes auf den Bahnsteig herausgetreten war. Sicherlich fühlte sie kein besonderes Interesse für die beiden, und doch konnte sie nicht sogleich wieder den Blick von ihnen wenden. Ihr war, als habe sie nie ein schöneres Menschenpaar gesehen. Jetzt erst erkannte sie, daß der Mann noch jung war, gewiß nicht über die Mitte der Dreißig hinaus, und daß die energischen Formen seines Gesichts von ebenso edler Bildung waren wie der Bau seiner prachtvollen Gestalt.

Aber was ihre Aufmerksamkeit noch weit mehr fesselte, war die ungewöhnliche Schönheit der Dame, deren zum Gruß dargebotene Rechte er noch immer in seinen beiden Händen hielt, während er heiter und lebhaft auf sie einsprach. Auch sie war beträchtlich über das Mittelmaß hinausgewachsen und nur um wenig kleiner als er; aber in ihrem knapp anschließenden, eleganten Reisekostüm erschien sie schlank wie eine Gerte, und wie sie jetzt mit hellem Auflachen den Oberkörper zurückbog, beinahe, als hätte sie damit einer ihr zugedachten Liebkosung ausweichen wollen, offenbarte sich in der Bewegung der Schultern und des Kopfes die ganze Geschmeidigkeit ihrer ebenmäßigen Figur. Die kokett auf die Seite gerückte Reisemütze verbarg wenig oder nichts von der Fülle ihres tiefschwarzen Haares, und ihr Gesicht, das der Beobachterin für einen Augenblick voll zugewendet war, machte mit seinen großen Augen, seiner feinen, geraden Nase und seinem leicht geöffneten, herzförmigen Munde auf Margarete den Eindruck, als müsse sie es schon oft auf den Bildern alter italienischer Meister bewundert haben.

Sie war zu weit entfernt, um etwas von dem zu verstehen, was die beiden miteinander sprachen, und sie hatte ja auch gar nicht den Wunsch, sie zu belauschen. Sie gewahrte nur noch, daß der Blondbärtige der jungen Dame den Arm reichte und sie in den Wartesaal führte, der zugleich den Restaurationsraum des Stationsgebäudes darstellte. Da gab sie, ohne sich über die Ursache solchen Entschlusses Rechenschaft abzulegen, ihre Absicht auf, ebenfalls dorthin zu gehen, und blieb auf dem offenen, vom feuchtkalten Herbstwind durchfegten Bahnsteig, bis der Zug einfuhr, den sie erwartete.

Er wurde nur von wenig Reisenden benützt, und sie hatte diesmal das Frauenabteil ganz für sich allein. So konnte sie wenigstens diese letzten zwei Stunden, während deren sie noch sich selbst gehörte, ohne jede lästige Störung ganz ihren wehmütigen Erinnerungen weihen und konnte sich vorbereiten auf das Ungewisse, dem sie entgegenging. —

„Harmsdorf! — Zwei Minuten!“ rief der Schaffner unter ihrem Fenster. Erschrocken fuhr Margarete aus ihrer Versunkenheit auf. Sie war an ihrem Reiseziel angelangt, ohne des Laufes der Viertelstunden gewahr zu werden, und nun hatte sie Mühe, die Wagentür schnell genug aufzubringen.

Draußen begann es bereits zu dunkeln, und sie wurde auf dem Bahnsteig zunächst keines Menschen ansichtig, der ihr hätte behilflich sein können.

So stellte sie ihren Koffer neben sich auf den Boden und blieb wartend stehen. Die Baronin v. Bardeleben hatte ihr ja geschrieben, daß ein Wagen auf der Station sein würde, um sie abzuholen. Wenn das der Fall war, mußte sich doch wohl endlich irgend jemand um sie kümmern.

Ein feiner, eisigkalter Regen, der aus dem schweren, tiefhängenden Gewölk herabsprühte, netzte ihr Gesicht, und der stoßweise daherfahrende Wind ließ sie unter ihrem Reisemantel erschauern. Als der Zug weitergefahren war, fühlte sie sich so hilflos und einsam, als ob sie auf einer wüsten Insel ausgesetzt worden wäre. Was sie von der nächsten Umgebung des kleinen Stationsgebäudes sehen konnte — weitgedehnte, kahle Wiesen und Ackerflächen auf der einen und die tiefschwarze Mauer eines Tannenhochwaldes auf der anderen Seite — war unter diesem abendlichen Regenhimmel gewiß nicht danach angetan, sie mutiger und zuversichtlicher zu stimmen.

Sie hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, ohne eigenes Zutun aus dieser peinlichen Lage erlöst zu werden, da wurde hinter ihr der Klang eines raschen, festen Schrittes laut, und eine Männerstimme fragte: „Fräulein Margarete Othmar?“

Sie wandte sich um, aber sie konnte in ihrer fassungslosen Bestürzung nur durch ein stummes Neigen des Kopfes bejahen. Auf nichts in der Welt war sie so wenig vorbereitet gewesen als darauf, ihren blondbärtigen Helfer hier noch einmal vor sich zu sehen.

Der aber fuhr, sich mit einer leichten Verbeugung vorstellend, fort: „Bardeleben auf Klein-Ellbach. Es trifft sich ja sehr gut, mein Fräulein, daß wir schon alte Bekannte sind. Darf ich Sie unter Berufung auf diesen Umstand um ein Plätzchen in dem Wagen bitten, der da hinter dem Stationsgebäude für Sie bereit steht?“

Da tauchte auch schon eine zweite Gestalt auf, die Gestalt eines Mannes in dunkler Kutscherlivree, der respektvoll seinen Hut lüftete und sich dann wortlos nach ihrem Koffer bückte.

„Ist dies alles, was Sie an Gepäck mit sich führen?“ fragte Herr v. Bardeleben. Und als sie leise erwiderte, daß das übrige schon vorausgeschickt worden sei, gab er dem Kutscher ein Zeichen, die Tasche zum Wagen zu tragen. „Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein Othmar,“ fuhr er fort, „daß Sie hier so ungebührlich lange warten mußten. Aber ich war ja ganz ahnungslos. Da ich nach alter schlechter Gewohnheit mein Kommen nicht angemeldet hatte, hielt ich es für einen bloßen Zufall, daß ich meinen Wagen hier vorfand, und ich war schon eingestiegen, als mich der Kutscher fragte, ob ich denn die Dame nicht mitgebracht habe, wegen deren er zur Station geschickt worden sei.“

Sie waren weitergegangen, und Margarete kämpfte tapfer gegen ihre Befangenheit, um nicht allzu linkisch zu erscheinen. „Es ist wohl eher an mir, um Entschuldigung zu bitten," sagte sie. „Ich habe Ihnen ja noch nicht einmal für den Beistand gedankt, den Sie mir an diesem Morgen zuteil werden ließen."

„Ach, das ist ja gar nicht der Rede wert. Sie sahen so hilflos und ängstlich aus, daß ich Sie am liebsten gleich mitsamt Ihrem Köfferchen an den Zug getragen hätte. — Darf ich bitten?"

Er faßte sie beim Arm, um ihr in den Wagen zu helfen. Dann, nachdem er ebenfalls eingestiegen war, breitete er mit galanter Sorglichkeit die Decke über ihre Knie und lehnte sich, als die Pferde anzogen, behaglich in seine Ecke zurück, um die junge Begleiterin mit unverhohlenem Interesse zu betrachten.

„Aus den Umständen glaube ich zu erraten, daß ich die Ehre habe, in Ihnen eine neue Erzieherin meines Töchterleins zu sehen, und aus Ihrem Äußeren ziehe ich zu meiner Beruhigung den Schluß, daß Sie die arme Dietlinde nicht gar zu sehr quälen werden."

„Quälen, Herr Baron? — Nein, das werde ich ganz gewiß nicht."

„Oh, Sie wissen vielleicht nicht, was ich damit meine. Es gibt sehr verschiedene Arten, einen Menschen zu peinigen, und Sie werden möglicherweise in nächster Zeit Gelegenheit genug haben, nach dieser Richtung hin einige Erfahrungen zu sammeln."

Margarete preßte die Handflächen zusammen und starrte durch das Fenster zu ihrer Rechten in die beginnende Dunkelheit hinaus. Wieviel lieber würde sie jetzt zu Fuß durch Regen und Wind gewandert sein! Denn seit dem Augenblick, da sie sich in der abgeschlossenen Enge des Wagens mit ihm allein wußte,

fühlte sie ein seltsames Bangen vor dem riesenhaften Manne, dessen heitere Unbefangenheit sie nicht ermutigen konnte, weil sie ihr nicht als der echte Ausdruck seines Wesens erschien. Ohne irgend einen Anhalt dafür zu haben, stand sie unter dem Druck der Empfindung, daß diese Liebenswürdigkeit nichts als eine gnädige Laune sei, die sich jäh in ihr Gegenteil verwandeln könnte.

Ihre Beklommenheit ließ sie stumm bleiben. Was hätte sie ihm denn auch auf eine so sonderbare Bemerkung antworten sollen!

Aufmerksam hatte er sie eine kleine Weile angesehen. Dann lachte er laut auf. „Ich verstehe es ausgezeichnet, Ihnen Mut zu machen — nicht wahr? Aber Sie dürfen unbesorgt sein. Was mir da entschlüpft ist, bezog sich natürlich nicht auf Sie und auf Ihre künftige Stellung. Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich von der Tatsache Ihres Engagements keine Kenntnis hatte. Darum halten Sie es hoffentlich nicht für unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir einiges von sich und von Ihrem bisherigen Leben zu erzählen."

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen erzählen sollte, Herr Baron. Meine Lebensschicksale sind so alltägliche, so —"

„Danach sehen Sie eigentlich gar nicht aus. Wie alt sind Sie denn? Doch höchstens neunzehn oder zwanzig Jahre."

„Ich bin schon vor mehreren Monaten zweiundzwanzig geworden."

„Was Sie sagen! Nun, wenn ein junges Mädchen mit solcher Ernsthaftigkeit und aus so traurigen Augen in die Welt schaut, muß wohl schon allerlei hinter ihm liegen. Ihre Eltern sind noch am Leben?"

„Nein, ich bin Waise. Meine Mutter verlor ich

schon als Kind, und mein Vater starb vor anderthalb Jahren."

„Das ist allerdings eine ausreichende Erklärung. Sie sind bereits als Erzieherin tätig gewesen?"

„Nur im Hause einer befreundeten Familie, die mir nach dem Tode meines Vaters eine Zuflucht gewährte. Aber diese Familie ist vor mehreren Monaten nach Südamerika übergesiedelt. Da man mich nicht mitnehmen konnte, mußte ich mich nach einer anderweitigen Stellung umsehen."

Er stellte keine weitere Frage.

Erst nach einer geraumen Weile nahm er das Gespräch wieder auf. „Wenn es Sie interessieren sollte: wir befinden uns schon seit einigen Minuten auf Klein-Ellbacher Grund und Boden. Auf dieser Scholle sitzen wir Bardelebens nun schon seit mehr als dreihundert Jahren. Aber meine Vorfahren hatten es besser als ich, denn ihnen rückte nicht von allen Seiten die Industrie als unbequeme Nachbarin auf den Leib. Sehen Sie die langen Lichterreihen dort in der Ferne? Das sind die Fenster der großen Webereien von Reinswaldau. Vormals Rasmussen & Söhne, jetzt natürlich Aktiengesellschaft. Von daher ist den Bardelebens schon so mancherlei gekommen — Gutes und Schlimmes. Besonders das letztere. — Aber verzeihen Sie — das kann Sie selbstverständlich nicht interessieren."

Nein, es interessierte sie in der Tat nicht, und sie hatte jetzt überhaupt keinen anderen Gedanken und keinen anderen Wunsch mehr als den, daß diese Fahrt ihr Ende erreicht haben möge.

Wieder blieb es längere Zeit still zwischen ihnen.

Dann fühlte Margarete plötzlich, daß ihr der Baron näher gerückt war, und während sie sich ängstlich dicht an die Wand des Wagens schmiegte, hörte sie ihn

sagen: „Wir werden sogleich am Ziel sein. Vorher aber müssen Sie mir noch ein vertrauliches Wort gestatten, mein Fräulein! Ich habe in den drei Jahren, während deren man meinem armen kleinen Mädel nun schon mit Gouvernanten, Misses und Mademoiselles sein junges Leben verbittert, wohl mehr als ein halbes Dutzend von dieser Gattung kommen und gehen sehen. Und ich habe ihr Gehen niemals bedauert, denn für meine Dietlinde ist jedenfalls nicht eine die richtige gewesen. Sie aber sehen mir so aus, als ob Sie die sein könnten. In Ihrem Gesicht und in Ihrer ganzen Art ist etwas, was mich von Ihnen Besseres hoffen läßt als von den anderen. Sie müssen sich nämlich Ihre Aufgabe keineswegs als leicht vorstellen, mein liebes Fräulein!“

„Etwas Ähnliches hat mir auch die Frau Baronin geschrieben. Nun, ich werde gewiß alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihren Ansprüchen zu genügen.“

„Na, wir werden ja sehen, wie lange Sie dazu Lust behalten. Es geht im allgemeinen nicht über die Maßen vergnüglich zu auf Klein-Ellbach, und je weniger Illusionen Sie sich von vornherein in dieser Beziehung machen, desto leichter werden Sie sich zurechtfinden. Die Hauptsache ist, daß Sie sich von Anfang an die richtige Stellung sichern und sich durch nichts beirren lassen in dem, was Ihnen für Dietlinde als das Beste erscheint. Ich selber kann mich aus verschiedenen Gründen nicht viel um diese Dinge kümmern, und ich möchte es auch nicht, weil ich von der Erziehung kleiner Mädchen nicht das mindeste verstehe. Aber wenn Sie jemals meiner Unterstützung zu bedürfen glauben, gegen wen immer es sein mag, so bitte ich Sie, sich unbedenklich an mich zu wenden. — Und

nun wären wir ja glücklich schon in der Allee, die zu meinem Hause führt."

Der Wagen hielt, und wieder war der Baron dem jungen Mädchen ritterlich beim Aussteigen behilflich.

Dann wandte er sich an den Kutscher: „Nicht ausspannen, Hilbert! Warten Sie hier auf mich, Sie sollen mich gleich nach Reinswaldau hinüberfahren."

Drittes Kapitel.

Ein langgestrecktes, zweistöckiges Haus mit steilem, hochstrebendem Dach und einem turmgeschmückten Flügelanbau, bis über die Höhe des ersten Stockwerks hinauf dicht mit Efeu überwachsen — das war das Klein-Ellbacher Schloß. Der rasche Blick, den Margarete darüber hinstreifen lassen konnte, während sie die Stufen zu dem breiten Portal emporstieg, weckte in ihr die Vorstellung eines schmucklosen und düsteren Gebäudes. Auch die große, weißgetünchte Diele, deren Wände mit zahllosen Hirschgeweihen und Rehkronen geschmückt waren, hatte für ihr Empfinden nichts Warmes und Anheimelndes. Zur Rechten führte eine breite Treppe mit reichgeschnitztem, altersdunklem Eichenholzgeländer in das obere Geschoß empor, zur Linken aber wie im Hintergrunde befanden sich je zwei hohe Flügeltüren, deren jede von einem ausgestopften Raubvogel mit weit gebreiteten Schwingen bekrönt wurde.

Ein junges Mädchen in weißer Latzschürze und mit dem Dienstbotenhäubchen auf dem hübschen Blondkopfe war ihnen aus einer dieser Türen entgegengekommen, und die Überraschung beim Anblick des Hausherrn spiegelte sich deutlich auf ihrem Gesicht.

Sie begrüßte ihn mit einem Knicks und wurde rot,

als er ihr zurief: „Ein gelungener Überfall — gelt, Fanni? Sehen Sie nur schnell zu, daß ich oben alles in Ordnung finde. Bei der gnädigen Frau werde ich das Fräulein und mich schon selbst anmelden. — Übrigens — werden für den heutigen Abend Gäste erwartet?“

„Nur der Herr Sanitätsrat — wie an jedem Donnerstag, Herr Baron.“

„Es ist gut. — Sie dürfen verschwinden.“

Er öffnete die erste Tür zur Linken und forderte Margarete durch eine einladende Handbewegung auf, näher zu treten.

„Wollen Sie, bitte, hier warten, bis ich meine Frau benachrichtigt habe. Den Koffer lasse ich gleich auf Ihr Zimmer bringen.“

Er folgte ihr nicht, sondern drückte hinter ihr die Tür wieder ins Schloß. Der von den elektrischen Lampen eines Kronleuchters mit hellstem Licht erfüllte Raum, in dem sich das junge Mädchen sah, war wohl der Empfangsalon des Hauses, und Margarete fühlte sich beängstigt durch den verschwenderischen Luxus der Ausstattung. Auch in den vornehmen Berliner Häusern, in die sie zu Lebzeiten ihres Vaters hie und da als Gast gekommen war, hatte sie kaum jemals ähnliches gesehen. Die kostbaren Möbel und Teppiche, die prunkenden Bilder an den mit zartfarbiger Seide bespannten Wänden — alles wirkte wie eine prahlerische Zurschaustellung großen Reichtums. Und alles sah zugleich so kalt und steif und unberührt aus wie in jenen fürstlichen Repräsentationsräumen, die nur dazu bestimmt scheinen, von scheu hindurchschleichenden Beschauern ehrfurchtsvoll angestaunt zu werden.

Die junge Erzieherin wagte nicht, sich zu setzen, obwohl ihr die Reisemüdigkeit schwer in den Gliedern

lag und obwohl Minute auf Minute verrann, ohne daß jemand zu ihrer Begrüßung erschienen wäre.

Endlich öffnete sich ihr gegenüber eine Tür, und eine dunkle Gestalt, offenbar die Schloßherrin selbst, trat über die Schwelle.

Sicherlich hatte sich Margarete die Baronin v. Bardeleben nach ihren Briefen ganz anders vorgestellt, als sie ihr nun hier in Person gegenüberstand. Sie hatte im Geiste immer das Bild einer hochgewachsenen blonden Aristokratin vor sich gesehen, einer schönen, majestätischen Frau mit stolz erhobenem Haupte und kalten, hochmütigen Augen. Der Anblick dieser kaum mittelgroßen Erscheinung, die in ihrer Zartheit noch so mädchenhaft wirkte, bereitete ihr darum eine lebhafte, aber doch auch nicht unangenehme Überraschung.

„Sie sind Fräulein Margarete Othmar? — Ich heiße Sie willkommen und hoffe, daß Sie sich zu Ihrer und meiner Zufriedenheit hier einleben werden. Bitte — wollen Sie sich nicht setzen?“

Sie ließ sich in einen der Sessel nieder, stützte den Arm auf die Lehne und das Kinn in die Hand, um mit einem kurzen Aufschlagen der schweren Lider die Erscheinung des Ankömmlings zu mustern. Ob sie befriedigt oder enttäuscht war, davon war auf ihrem Gesicht nichts zu lesen.

„Es ist nicht viel,“ fuhr sie fort, „was ich Ihnen bei dem Antritt Ihrer Stellung zu sagen habe. Ich setze voraus, daß Sie den besten Willen haben, und die Erfahrung hat mich gelehrt, auf vorgreifende Versicherungen keinen zu großen Wert zu legen. Denn ich mache Ihnen kein Hehl daraus, daß ich leider schon sehr häufig genötigt war, mit den Erzieherinnen meiner Tochter zu wechseln. Und es waren einige darunter, die an anderer Stelle gewiß recht Tüchtiges geleistet

haben würden. Das Kind, das Ihnen anvertraut werden soll, ist eben nicht nach der gewöhnlichen pädagogischen Schablone zu behandeln. Dietlinde ist in ihrer ersten Jugend fast immer krank gewesen, und ihre Gesundheit ist noch jetzt überaus zart. Da sind dann wohl aus falsch angebrachter Schonung im Anfang mancherlei Erziehungsfehler gemacht worden, und die Folge ist, daß das Kind scheu, eigensinnig und hinterhältig geworden ist, immer zu Trotz und Verstocktheit geneigt. Diese Fehler zu beseitigen, sei es durch Güte, sei es durch unnachsichtige Strenge, muß Ihre vornehmste, ja, Ihre einzige Aufgabe sein. Sie haben unbeschränkte Vollmacht, mit dem Kinde nach Ihrem Ermessen zu verfahren, solange der von Ihnen eingeschlagene Weg nach meinem Ermessen der richtige ist. Mit Kleinigkeiten wünsche ich so wenig als möglich behelligt zu werden. Dietlinde hat nicht die Gewohnheit, sich bei mir zu beklagen; aber wenn es geschähe, dürften Sie versichert sein, daß Klagen über zu harte Behandlung bei mir kein Gehör finden würden. Daß Sie auf ihre Gesundheit einige Rücksicht zu nehmen haben, ist selbstverständlich. Aber Sie brauchen auch in dieser Hinsicht keineswegs gar zu ängstlich zu sein. Das Kind hat unter dem Einfluß schlechter Dienstboten, die ich leider nicht entfernen kann, bereits gelernt, sich krank zu stellen, wenn ihm eine verdiente Strafe droht, und es wird zweckmäßig sein, ihm die Nutzlosigkeit solcher Komödien nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen."

Mit wachsender Bestürzung hatte Margarete zugehört. War es wirklich eine Mutter, die so von ihrem siebenjährigen Kinde sprach? Und sollte sie hier zum Büttel bestellt werden, statt zur liebevollen Hüterin und Pflegerin einer noch in ihrer ersten Entfaltung

begriffenen Kinderseele? Die seltsamen Worte des Barons, für die sie vorhin keine Deutung hatte finden können, kamen ihr wieder in den Sinn, und forschender, als sie es bisher gewagt hatte, richtete sie ihren Blick auf die zierliche Frau, die in lässiger Anmut da vor ihr saß.

Aber sie fand in ihrem Äußeren nichts, was die durch ihre Worte geweckte Vorstellung von Herzlosigkeit und Härte unterstützt hätte. Was sie sah, war nichts als das Bild einer sanften Dulderin, eines feinen, gebrechlichen Wesens, in dessen Inneren man sicherlich alles andere eher vermuten konnte als grausame Neigungen.

So schalt sie sich denn in ihrem Herzen um des häßlichen Argwohns willen, dem sie für einen Augenblick hatte Raum geben können, und erwiderte freimütig: „Ich habe das feste Vertrauen, Frau Baronin, daß es der unnachsichtigen Strenge nicht bedürfen wird, um Ihr Töchterchen auf den rechten Weg zu leiten. Darf ich vielleicht bitten, mich mit dem Kinde bekannt zu machen?“

„Ich werde Dietlinde später zu Ihnen hinaufschicken. Aber ich warne Sie nochmals davor, sich durch gewisse scheinbare Liebenswürdigkeiten bestechen zu lassen. Wenn es Ihnen nicht gelingt, sie in ständiger Furcht zu erhalten, werden Sie schwerlich etwas bei ihr ausrichten. Und ich mache Sie ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es oft der stärksten Zuchtmittel bedarf, um den starren Trotz dieses in mancher Hinsicht viel zu früh entwickelten Geschöpfes zu brechen. — Wollen Sie, bitte, klingeln! Dort neben Ihnen ist der Knopf der Leitung.“

Margarete gehorchte, und fast schon im nämlichen Augenblick erschien die hübsche Zofe, die sie vorhin empfangen hatte.

Ohne ihre bequeme Stellung zu verändern, befahl die Baronin: „Führen Sie Fräulein Othmar auf ihr Zimmer. — Sie werden ein Gemach neben dem Schlafzimmer Dietlindes bewohnen, Fräulein, und ich darf Sie wohl ersuchen, während der Nacht die Verbindungstür offen zu lassen. — Jetzt werden Sie nach der langen Eisenbahnfahrt den Wunsch haben, Ihre Toilette instand zu setzen. In einer halben Stunde ungefähr wird man Sie zu Tisch bitten."

Das war eine Verabschiedung, auf die offenbar keine weitere Äußerung mehr gewünscht wurde. Margarete verbeugte sich stumm und folgte dem vorausschreitenden Mädchen über die breite Wendeltreppe in das erste Stockwerk hinauf. Hier war alles niedriger als unten, aber ebenso weit und geräumig. An den getäfelten Wänden des Treppenhauses hingen in schlichten schwarzen Holzrahmen alte, stark nachgedunkelte Ölgemälde, die Porträte würdevoll feierlich oder theatralisch kühn dreinschauender Kavaliere und stark dekolletierter Damen mit unwahrscheinlich schönen Augen und Lippen.

Als das Mädchen sah, daß der Blick der neuen Erzieherin darüber hinglitt, hielt sie es für nötig, erläuternd zu bemerken: „Die Vorfahren des Herrn Barons. Aber nur die ausrangierten. Die unten in der Bibliothek hängen, sind viel schöner. — Bitte, dies ist Ihr Zimmer, Fräulein — wie war doch der werte Name?"

„Ich heiße Othmar."

„Ja, richtig — Fräulein Othmar. Nebenan schläft die kleine Baronesse. Dann kommen hintereinander das Schlafgemach der Frau Baronin, das Ankleidezimmer und die beiden Räume, die der Herr Baron benützt, wenn er sich mal vorübergehend auf Klein-

Ellbach aufhält. Er ist aber, seitdem ich hier im Schlosse bin, immer nur auf ein paar Tage dagewesen, und manchmal ist es vorgekommen, daß er während der ganzen Dauer seines Hierseins in einem der unteren Räume gewohnt hat."

Die Gesprächigkeit des Mädchens berührte Margarete wenig angenehm, wie ihr vorhin schon ihre kokette Art dem Baron gegenüber peinlich aufgefallen war. Sie verneinte darum die Frage nach ihren besonderen Wünschen ziemlich kurz und atmete erleichtert auf, als sie endlich die Tür hinter sich zuziehen durfte. Das Zimmer war nur klein, aber es erinnerte sie mit seinen weißlackierten Möbeln, dem schmalen Messingbett und den duftigen Tüllgardinen vor dem Fenster an ihr freundliches Mädchengemach aus vergangenen Tagen, darin sie so viele sorglos glückliche Stunden verlebt hatte.

Wieder wollten sie der Schmerz und die Sehnsucht nach dem unwiederbringlich Verlorenen überkommen; aber sie nahm all ihre Tapferkeit zusammen, um der verzweifelten Stimmung nicht zu unterliegen, und ging unverzüglich daran, sich für das Abendessen zurechtzumachen, dem sie freilich trotz allen Hungergefühls viel lieber ferngeblieben wäre. Ihr einfaches Reisekleid mußte sie allerdings anbehalten, da ja das vorausgesandte Gepäck allem Anschein nach noch nicht eingetroffen war; aber sie konnte sich wenigstens von dem Staub der langen Fahrt befreien, konnte einen frischen Kragen umlegen und ihr dickes braunes Haar, dessen Pracht der in seine Tochter arg verliebte Professor so oft bewundert hatte, neu aufstecken.

Sie hatte zu alledem kaum mehr als eine Viertelstunde gebraucht, und sie war eben fertig geworden, als leise und schüchtern an die Tür des Zimmers ge-

klopft wurde. Sie ging, um zu öffnen, und ein seltsames, unerklärliches Gefühl, ein Gefühl, wie wenn sie nach langer Einsamkeit und Verlassenheit plötzlich auf ein heißersehntes, teures Wesen gestoßen wäre, wallte in ihrer Seele auf, als sie ein kleines, schmächtiges Mädchen mit gesenktem Haupte und schlaff herabhängenden Armen vor sich sah.

„Dietlinde? Nicht wahr, du bist Dietlinde? — Tritt nur näher, Kind! Ich freue mich, daß du gekommen bist."

Die Kleine zauderte und wandte wie fragend das dunkle Köpfchen nach rückwärts. Erst jetzt wurde Margarete der einfach gekleideten alten Frau ansichtig, die das Kind begleitet hatte.

Es war eine große, starknochige Person von mindestens sechzig Jahren. Das dünne, glatt an die Schläfen gebürstete graue Haar ließ ihr faltiges Gesicht noch eckiger und härter erscheinen. Und hart, mit stark ausgeprägtem slawischen Tonfall klang auch ihre Stimme, als sie sagte: „Die Frau Baronin hat befohlen, Ihnen Dietlinde zu bringen. In einer Viertelstunde soll ich sie wieder holen."

Unfreundlich, fast feindselig war der Ton der kurzen Mitteilung gewesen. Als Margarete erstaunt aufblickte, sah sie in zwei stechende graue Augen, aus denen es wie eine Drohung oder eine stumme Kriegserklärung blitzte.

Aber sie hatte während ihres Alleinseins den Entschluß gefaßt, den Rat des Barons zu befolgen und sich durch nichts beirren zu lassen. Darum antwortete sie nur mit einem freundlichen „Es ist gut", zog die Kleine vollends ins Zimmer herein und schloß hinter ihr die Tür.

In der Helligkeit des elektrischen Lichtes konnte sie

das Äußere ihres künftigen Zöglings mit einem Blick in sich aufnehmen. Ihr Befremden über die unzweideutige mütterliche Aufforderung zu einer harten Behandlung dieses jungen Wesens wurde zu heller Empörung, als sie die Blässe dieser schmalen Wangen sah, die Magerkeit dieser kleinen, ersichtlich weit hinter dem natürlichen Entwicklungszustande zurückgebliebenen Gestalt. Das Kind war gewiß nicht hübsch. So wenig es von der strotzenden Kraft des Vaters ererbt hatte, so wenig war ihm von der eigenartigen Schönheit der Mutter zuteil geworden. Die fest zusammengepreßten Lippen gaben sogar dem kleinen Gesicht einen Ausdruck verbissenen Trotzes.

Aber Margarete liebte die Kinder mit aller Wärme eines unverkümmerten weiblichen Gefühls, und sie traute sich darum auch die Fähigkeit zu, diesen Trotz durch die Macht geduldiger Liebe zu überwinden. Zärtlich zog sie die Kleine zu sich heran und legte ihren Arm um das wie in leisem Widerstreben erzitternde Körperchen. „Wir werden also hinfort miteinander leben. Und wir werden immer recht gute Freunde sein — nicht wahr, Dietlinde?“

Die Gefragte blickte nicht auf, aber ihre Antwort erfolgte sofort, trocken und automatenhaft, mit der eingelernten Bescheidenheit einer auf Äußerlichkeiten gerichteten erzieherischen Dressur. „Ja — wenn Sie es so wünschen, Fräulein!“

„Nicht, weil ich es so wünsche, sondern weil wir einander recht von Herzen liebgewinnen wollen. Nennt man dich hier im Hause immer bei deinem vollen Vornamen, oder hast du bei der Mama noch einen anderen?“

„Mama heißt mich immer Dietlinde. Nur Josepha sagt Dita. Aber die Mama darf es nicht hören, denn sie hat verboten, daß Josepha mich so nennt.“

„Und wer ist Josepha?“

„Die mich hier heraufgebracht hat. Sie habe ich lieb.“

Etwas eigentümlich Herausforderndes klang aus dieser letzten, in einem ganz veränderten Tone abgegebenen Erklärung. Und plötzlich sah Margarete die bisher beharrlich gesenkten Augen des Mädchens — wundervoll tiefe, dunkle Augen — mit seltsam starrem Blick auf sich gerichtet.

„So ist sie wohl schon lange bei dir, die Josepha?“

„Sie ist immer hier gewesen, ihr ganzes Leben lang. Die Mama ist erst viel später hergekommen. Und Josepha weiß alles, was sich jemals auf Klein-Ellbach zugetragen hat. Sie kann so schöne Geschichten erzählen. Und ich habe sie sehr lieb.“

„Wenn du sie so lieb hast, hat sie es wahrscheinlich auch verdient. Aber deine Eltern liebst du doch jedenfalls noch viel mehr?“

In den Augen des Kindes ging es auf wie ein triumphierendes Leuchten. Und während sich ein feines Rot unter ihrer durchsichtigen Haut ausbreitete, schüttelte sie energisch den Kopf. „Nein — ich habe niemand so lieb wie Josepha. Auch Mama nicht. Mama am allerwenigsten. Und nun werden Sie hingehen und es ihr erzählen — nicht wahr?“

„Was sollte ich erzählen, Dita? Und wem?“

„Oh, ich weiß schon. Mademoiselle hat es ja auch getan. Und die Mama hat mich mit der Reitpeitsche geschlagen. Aber ich fürchte mich nicht vor der Reitpeitsche — nein, gar nicht! Und ich werde es immer — immer — immer wieder sagen.“

Margarete fühlte sich eiskalt überrieselt. Jetzt verstand sie, was bei dieser ersten Begrüßung in der Seele des Kindes vorgegangen war. Die neue Gouvernante

bedeutete für sie nichts anderes als eine neue Peinigerin, und aus einem tapferen Wahrheitsbedürfnis heraus hatte sie nicht gezögert, ihre Gedanken zu offenbaren. Mit vollem Bedacht lehnte sie sich auf gegen eine Zärtlichkeit, an deren Echtheit sie nicht glaubte. Ihr kindlicher Geist wähnte einen Weg gefunden zu haben, der ihr rasch volle Klarheit verschaffen mußte auch über ihre neue Tyrannin. Weil vielleicht einmal das Vertrauen, das sie einer Erzieherin geschenkt hatte, zur Ursache einer grausamen Züchtigung geworden war, darum hatte sie jetzt mit betonter Absichtlichkeit das verhängnisvolle Wort wiederholt. Es hatte eine Probe sein sollen oder eine Ansage offener Fehde.

So erschütternd wirkte dieser todesmutige Verzweiflungskampf einer mißhandelten Kinderseele auf Margarete, daß sie die Kleine an ihre Brust drückte und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte.

Steif, regungslos, mit geschlossenen Augen und heftig atmender Brust ließ Dietlinde die Liebkosung über sich ergehen, aber als Margarete sie dann freigab, zitterten zwei große Tropfen an ihren Wimpern.

„Mama hat Mademoiselle verboten, mich zu küssen," sagte sie leise. „Und ich — ich mag auch nicht geküßt werden, Fräulein!"

„Gut, Dita, so werde ich dich erst wieder küssen, wenn du selbst ein Verlangen danach hast. Aber von dem, was du mir gesagt hast, werde ich keinem Menschen erzählen. Denn es war nicht recht von dir, so zu sprechen. Und alles Unrechte, das du tust, wird fortan immer ein Geheimnis bleiben zwischen dir und mir. Damit bist du doch einverstanden — nicht wahr?"

Wieder sah die Kleine auf. Diesmal aber war es nur ein rascher, scheuer, mißtrauischer Blick. „Ich — ich weiß nicht," kam es zögernd von ihren Lippen.

Margarete sah ein, daß sich dies spröde Herz nicht im Sturm gewinnen lassen würde, und für den Augenblick wäre ihr auch nicht Zeit zu weiteren Versuchen geblieben, denn ein harter Finger klopfte nachdrücklich an die Zimmertür, und Josephas knochige Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Fräulein werden zu Tisch gebeten. — Komm, Dita!“

Viertes Kapitel.

Das Familienspeisezimmer war das letzte in der Flucht der unteren Gemächer. Die Wände waren bis zur bemalten Decke hinauf mit tiefrotem Holz getäfelt, und aus demselben Material bestanden auch die mächtige Kredenz wie der große runde Speisetisch und die schweren, hochlehnigen Stühle. Eine breite Glastür, die jetzt geschlossen war, schien auf eine nach der Parkseite des Hauses gelegene Terrasse oder Veranda zu führen. Eine andere, offene Tür gestattete den Durchblick in ein zweites Gemach, das seiner Ausstattung nach wohl zum Rauch- und Trinkzimmer bestimmt war.

Man wartete noch auf den Hausherrn, als Margarete eintrat. Bevor er erschien, bewirkte die Baronin in der lässigen Art, die allen ihren Handlungen eigentümlich schien, die Vorstellung der neuen Hausgenossin und der beiden außer ihr anwesenden Herren.

„Herr v. Reibnitz, Volontär auf Klein-Ellbach — Fräulein Othmar, Dietlindes Gouvernante — Herr Sanitätsrat Dr. Mittmann.“

Der zuerst Genannte wollte Margarete nicht wie ein Fremder vorkommen, dem sie zum ersten Male in ihrem Leben begegnete. Irgendwo meinte sie diese lange, überschlanke Gestalt, dieses scharfgeschnittene,

bartlose, nervöse Gesicht mit den unruhig umherfahrenden hellblauen Augen bereits gesehen zu haben; aber sie erinnerte sich nicht, wo es geschehen sein mochte, und sie war nicht gestimmt, sich lange den Kopf darüber zu zerbrechen. Jedenfalls war ihr dieser schon recht verlebt aussehende junge Herr viel weniger sympathisch als der Sanitätsrat, ein kleiner, beweglicher, weißhaariger Mann, der wohl die Siebzig bereits überschritten hatte und sie aus gutmütig zwinkernden Äuglein mit ganz unverhohlener Neugier betrachtete.

„Othmar sagte die Gnädigste, wenn ich recht verstanden habe," redete er sie ungeniert an. „Vielleicht eine Verwandte des bekannten Philosophen gleichen Namens?"

„Mein Vater, Herr Sanitätsrat."

„Ah, da können Sie stolz darauf sein! Ein ausgezeichneter Mann."

„Und ein sehr liebenswürdiger Herr, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann," mischte sich Herr v. Reibnitz im richtigen Leutnantston ein. „Gnädiges Fräulein werden sich vermutlich kaum noch erinnern; aber ich hatte vor zwei Jahren oder so herum die Ehre, Ihrem Herrn Vater vorgestellt zu werden und in einer Française als Ihr Visavis zu tanzen. Es war bei irgend einem Berliner Konsul oder dergleichen. Hätte mir damals freilich nicht träumen lassen, Ihnen hier auf Klein-Ellbach wieder zu begegnen. — Ah, der Herr Baron!"

Bardelebens Reckengestalt war in die offene Tür getreten, und wie er erhobenen Hauptes dastand, ernster, als sie ihn bisher gesehen, mit raschem, scharfem Blick die kleine Zahl der Anwesenden überfliegend, erschien er ihr als die denkbar vollkommenste Verkörperung männlicher Kraft und ritterlicher Vornehm-

heit. Zugleich aber bemächtigte sich ihrer von neuem jene Bangigkeit, die sie vorhin während der gemeinsamen Wagenfahrt vergebens zu meistern gesucht hatte. Als sie seine Augen auf sich ruhen fühlte, mußte sie den Kopf zur Seite wenden, um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich habe warten lassen," sagte er, „aber es gab drüben in Reinswaldau für mich zu tun. — Guten Abend, verehrter Herr Sanitätsrat! Wir haben uns ja seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Ich hoffe, Sie haben inzwischen den Gottesacker fleißig bestellt. Es kribbelt ja noch immer viel zu viel Geschmeiß auf dieser schönen Erde herum. — Nun, Fräulein Othmar, haben Sie sich schon ein wenig von den Schrecknissen Ihrer ersten Eindrücke auf Klein-Ellbach erholt?"

Noch bevor er den alten Arzt mit kräftigem Händeschütteln begrüßt, hatte er die kleine, schmale Rechte der Baronin in rascher, flüchtiger Bewegung bis in die Nähe seiner Lippen geführt, und nun nickte er Margarete lächelnd zu. Über die zu tiefer Verbeugung gebogene Gestalt und die grußbereite Hand des Herrn v. Reibnitz aber waren seine glänzenden Augen hinweggeglitten, wie wenn da, wo der Volontär stand, nichts als leere Luft gewesen wäre.

Dem Beispiel der Hausfrau folgend, ließ man sich an dem reich und geschmackvoll gedeckten runden Tische nieder, und sogleich wurde mit dem von Fanni und einem Diener besorgten Servieren der Speisen begonnen.

Margarete hatte ihren Platz zwischen dem Baron und Herrn v. Reibnitz erhalten; aber keiner ihrer beiden Tischnachbarn schien in der Laune, sich mit ihr zu beschäftigen. Bardeleben hatte ein lebhaftes Ge-

spräch mit dem Sanitätsrat angeknüpft, und Reibnitz saß während der ersten Minuten in tiefem Schweigen da.

Seltsamer und bedrückender freilich als dies Verstummen des vorhin so redefertigen jungen Mannes wirkte auf Margarete der Anblick der schönen Frau, die mit der Starrheit einer wächsernen Statue zwischen dem alten Arzt und ihrem Gatten saß. Wenn sie auch von jedem Gang etwas auf ihren Teller nahm, so rührte sie doch keine der Speisen an, und die vollkommenste Teilnahmlosigkeit für alles, was um sie her geschah, drückte sich in ihrer Haltung wie in ihren unbeweglichen Zügen aus.

„Wie steht's übrigens mit Dietlindes Gesundheit?" fragte Bardeleben, als er das erste Gesprächsthema erschöpft hatte. „Ich habe sie zwar vorhin nur flüchtig gesehen, aber sie kam mir beinahe noch spitzer vor als sonst."

„Sie brauchen sich ihretwegen vorderhand keine Sorge zu machen," beruhigte der Sanitätsrat. „Ein bißchen nervös und blutarm ist sie ja leider von Haus aus. Aber wenn sie geistig nicht zu sehr angestrengt wird, macht sie sich schon mit der Zeit heraus."

„Da hören Sie's, Fräulein Othmar," wandte sich der Baron an Margarete. „Machen Sie's also gnädig mit der Dressur."

„Das Fräulein ist durch mich bereits hinlänglich über die Natur ihrer Pflichten unterrichtet," erklang jetzt zum ersten Male die weiche Stimme der Baronin. „Wenn du es aber statt meiner übernehmen willst, Harro, Dietlindes Erziehung zu leiten und zu überwachen, so —"

„Vor solchen Gelüsten bewahre mich der Himmel. Ich weiß mit kleinen Mädeln nichts anzufangen, noch dazu, wenn sie so zerbrechlich sind wie das meine.

Darauf, daß ihrer Zerbrechlichkeit auch von anderer Seite gebührend Rechnung getragen werde, kann ich mich ja wohl verlassen."

Die Baronin antwortete nicht, und es trat eine etwas peinliche Stille ein, bis der Baron von neuem das Wort nahm.

„Fast hätte ich vergessen, Irma, dir einen Gruß auszurichten, der mir für dich aufgetragen worden ist. Du wirst schwerlich erraten, von wem."

Der Blick der jungen Frau war starr ins Leere gerichtet, und sie hatte es auch bei der Anrede ihres Gatten nicht für der Mühe wert gehalten, ihm eine andere Richtung zu geben. Im Tone frostigster Interesselosigkeit antwortete sie: „Nein, in der Tat —"

„Von meiner Base Jadwiga. Ich traf sie zu meiner Überraschung auf dem Bahnhof in Kohlfurt, wo sich unsere Reisewege kreuzten. Sie wollte nach Berlin, um einige Vorlesungen zu hören, und vermutlich auch, um ein wenig von dem Becher der Lust zu naschen, der dort allwinterlich so freigebig kredenzt wird. Sie hat sich sehr teilnehmend nach dir erkundigt, und sie trägt dir's augenscheinlich nicht nach, daß du ihr noch immer eine erneute Einladung nach Klein-Ellbach schuldig bist."

„Ich konnte ja nicht annehmen, daß Fräulein v. Ostrowski eine derartige Einladung erwartet. Denn ich bin leider nicht in der Lage, meinen Gästen hier den Becher der Lust zu kredenzen."

Da war schon wieder die drohende Falte zwischen den Brauen des Riesen. Und wieder grollte seine tiefe Stimme über den Tisch hinweg. „Nein, der Himmel weiß es, daß dergleichen hier noch nie versucht worden ist, wenigstens nicht mehr in den letzten acht Jahren. Die Becher, aus denen hier getrunken wird, haben mehr Geruch nach Wermut oder —"

Er unterbrach sich, denn er war zufällig den Augen der Gouvernante begegnet, und was er in ihnen gelesen, war jedenfalls ausreichend, ihn daran zu erinnern, daß er eben im Begriff gewesen war, sich gegen die Gebote gesellschaftlicher Sitte zu versündigen. Ohne den begonnenen Satz zu vollenden, erhob er sein Glas gegen Margarete.

„Auf gute Hausgenossenschaft, Fräulein Othmar! Und darauf, daß Ihr Wirken unter diesem Dache ein gesegnetes sei!“

Sie neigte dankend den Kopf und nippte an ihrem Glase.

Die Baronin saß steif und teilnahmlos da wie vorher; wenige Minuten später aber gab sie dadurch, daß sie sich von ihrem Stuhle erhob, das Zeichen zur Aufhebung der Tafel. Die Herren küßten ihr der Reihe nach die Hand. Aber es war wohl nur Reibnitz, dessen Lippen sich fest auf ihre kühle, blasse Haut preßten, wie sie auch nur ihm ihre schmalen Finger für die Dauer einiger Sekunden überließ.

Bardeleben hatte in seiner lebhaften Art den Arm des kleinen Sanitätsrats genommen, um ihn irgend etwas zu fragen, und er bemerkte es deshalb nicht, daß seine Frau dem Volontär während des Handkusses einige rasche Worte zuflüsterte, die er nur durch einen hingebungsvollen Aufblick und ein zweimaliges energisches Nicken erwiderte.

Gleich darauf hatte sich die Tür des Rauchzimmers hinter den drei Herren geschlossen, und fast in demselben Augenblick schob sich von der anderen Seite her Dietlindes Figürchen in das Zimmer. Sie hatte ein Päckchen Schreibhefte in der Hand und blieb unsicher neben der Tür stehen.

Da erklang mit schneidender Schärfe, die Margarete

überrascht aufblicken ließ, die sonst so weiche Stimme der Baronin: „Nun? Weißt du nicht, was sich schickt, wenn du zu deiner Mutter ins Zimmer trittst?“

Das Kind zauderte noch für einen Augenblick; dann ging es auf die Mutter zu und neigte den dunklen Kopf auf ihre Hand.

„Ich hoffe, daß ich nicht noch einmal nötig haben werde, dich an deine Pflicht zu erinnern. Jetzt lege Fräulein Othmar deine Hefte vor. An jenem Tische dort. Und antworte auf ihre Fragen, wie sich's gehört.“

Sie ließ sich in einen abseits stehenden Klubsessel nieder und zündete sich eine Zigarette an. Dietlinde aber breitete auf dem ihr bezeichneten Nebentische ihre Hefte aus, in der Reihenfolge, die sie für geeignet hielt, der neuen Erzieherin einen Überblick über ihre Leistungen zu verschaffen.

Margarete war überrascht von dem, was sie sah. Dies Kind mußte von einer erstaunlichen geistigen Frühreife sein, oder man mußte es weit über das übliche Maß hinaus angestrengt haben. Denn es waren durchweg Arbeiten, wie sie sonst erst eine Zehnjährige zu leisten pflegt, und sie waren von der ersten bis zur letzten mit einer Sauberkeit gefertigt, die ihre Urheberin in jeder öffentlichen Unterrichtsanstalt zum Range einer Musterschülerin erhoben haben würde. Mit einem Interesse, dem sich freilich aufs neue ein Gefühl tiefen Mitleids beimischte, vertiefte sich Margarete in das Studium der Hefte, und sie wurde erst durch das Wiedererscheinen des Sanitätsrats gezwungen, ihre Beschäftigung zu unterbrechen.

Der alte Herr kam allein aus dem Rauchzimmer und ging auf Frau v. Bardeleben zu, um sich von ihr zu verabschieden.

„Die Zigarren Ihres Herrn Gemahls sind zwar ebenso verführerisch wie seine Liköre," sagte er, „aber ich möchte in Reinswaldau noch ein paar von den Schmerzenskindern unter meinen Patienten besuchen, denen nicht mehr zu helfen ist. Es verschafft diesen Ärmsten manchmal eine ruhigere Nacht, wenn sie das Gesicht des Doktors am Abend noch einmal gesehen haben."

„Sie sind ein unverbesserlicher Menschenfreund, lieber Sanitätsrat. Wie man nur in Ihren Jahren noch so schwach sein kann! Ich glaube, Sie bringen es nicht einmal übers Herz, mich wegen meiner verbotenen Zigarette zu schelten."

„Ich sollte es wohl, Frau Baronin. Sie wissen, wie sehr Sie sich damit schaden."

„Ach, lieber Doktor, es kommt darauf nicht mehr sonderlich an. Aber einen ärztlichen Rat möchte ich vor Ihrem Fortgehen doch von Ihnen haben. Wollen Sie mir drüben noch einige Minuten schenken?"

„Ich bin ganz zur Verfügung," versicherte er und folgte der Voranschreitenden zur Tür.

Als er an Margarete vorüberkam, reichte er ihr zum Abschied die Hand. „Gute Nacht, Fräulein Othmar! Träumen Sie etwas recht Angenehmes. Sie wissen ja, was man in der ersten Nacht unter einem fremden Dache träumt, ist von besonderer Bedeutung. — Ein ausgezeichneter Mann, Ihr Herr Vater. Ich habe alle seine Schriften gelesen."

Sie lächelte ihm dankbar zu, denn es tat ihr wohl, daß er das Bedürfnis fühlte, ihr etwas Freundliches zu sagen.

Dann war sie mit Dietlinde allein. Aber mitten in einer Frage, die sie an das Kind richtete, schrak sie zusammen, denn sie hörte die Stimme des Barons

so deutlich, wie wenn er dicht hinter ihr stände, und sie gewahrte erst jetzt, daß der Sanitätsrat versäumt hatte, die Tür des Rauchzimmers wieder hinter sich zu schließen.

Gegen ihren Willen mußte sie so vernehmen, wie Bardeleben sagte: „Ersparen Sie sich alle faulen Ausreden und Entschuldigungen, mein Bester! Ich bin vorhin drüben in Reinswaldau gewesen und habe mit dem Vater des Mädchens wie mit dem Mädchen selbst gesprochen. Es ist eine Schmach! Und Sie können sich wohl denken, daß ich nicht gesonnen bin, dergleichen auf meinem Grund und Boden zu dulden."

Margarete war in tödlichster Verlegenheit. Sie konnte doch unmöglich hingehen, um die Tür zu schließen, und ebensowenig wagte sie, vor der Rückkehr der Baronin mit Dietlinde das Zimmer zu verlassen. Eifrig, fast ohne zu wissen, was sie sagte, begann sie zu dem Kinde zu sprechen, und so verstand sie denn auch glücklich nichts von dem, was Reibnitz dem Baron erwidert hatte.

Bardelebens ehernes Organ aber machte alle ihre gutgemeinten Anstrengungen zuschanden. „Jugendliche Unüberlegtheit? — Kommen Sie mir doch nicht damit! Einen Leichtsinn kann ich immer entschuldigen, denn ich bin wahrhaftig auch kein Engel; vor der nackten Gemeinheit aber versagt mein Verständnis wie meine Duldsamkeit. Weil Ihr alter Herr einer der verehrungswürdigsten Offiziere meines ehemaligen Regiments gewesen ist, habe ich Ihnen hier den Weg zu einem neuen Leben erschlossen, als Sie von Ihrer Familie wie von Ihren Kameraden bereits aufgegeben waren; aber ich habe Ihnen von vornherein gesagt, woran Sie sich zu halten haben. Sie haben mein Vertrauen getäuscht, und damit ist es aus zwischen

uns — ein für allemal und unwiderruflich aus! Machen Sie sich keine Hoffnung auf eine Fürsprache meiner Frau. Es gibt Dinge, in denen ich mir nicht dreinreden lasse. Auch von ihr nicht. Bis zum Ersten mögen Sie in Gottes Namen noch hier bleiben, wenn Sie vor den Leuten den Anschein vermeiden wollen, davongejagt zu sein. Aber ich verbitte mir bis dahin jede Art von Vertraulichkeit. Zwischen Leuten Ihrer Art und mir gibt es keinerlei Kameradschaft!"

Er mußte unmittelbar nach dem letzten Wort durch einen anderen Ausgang das Rauchzimmer verlassen haben, denn Margarete hörte das dröhnende Zuschlagen einer Tür. Wenige Sekunden später erschien Reibnitz auf der Schwelle. Er war leichenblaß, und jeder Muskel seines hageren Gesichts schien in zuckender Bewegung. Die Anwesenheit der Erzieherin und des Haustöchterchens hatte er in seiner furchtbaren Erregung offenbar übersehen. Er sah nur die dunkle Gestalt der Baronin, die eben jetzt, ihm gerade gegenüber, wieder ins Zimmer trat.

Ungestüm eilte er auf sie zu und warf sich vor ihr nieder, sein Gesicht mit einem schluchzenden Laut in die Falten ihres Kleides pressend. „Ich kann nicht mehr!" stieß er hervor. „Er hat mich beschimpft wie einen Buben. — Es muß ein Ende gemacht werden. Ich will es nicht länger ertragen!"

Vergebens hatte Frau v. Bardeleben durch eine heftige Bewegung und durch einen zischenden Laut versucht, ihn am Reden zu hindern. Nun machte sie sich los und tat einen Schritt auf Margarete zu. „Gehen Sie auf Ihr Zimmer, Fräulein Othmar! Es ist Zeit, daß Dietlinde zu Bett gebracht wird."

Die Erzieherin wußte kaum, wie sie mit dem Kinde aus dem Gemach hinausgekommen war. Die Hand

Dietlindes in der ihrigen haltend und an allen Gliedern zitternd, stieg sie die Treppe in das obere Stockwerk empor.

Aber noch waren die Erregungen dieses Abends für sie nicht zu Ende, denn von oben her kam ihr ein fester, dröhnender Schritt entgegen, und auf einer der obersten Stufen sah sie sich Harro v. Bardeleben gegenüber. Er hatte einen grauen Havelock über die Schultern geworfen und einen weichen Jägerhut in die Stirn gedrückt.

Sie hatte gehofft, mit leisem Gutenachtgruß an ihm vorüberschlüpfen zu können, aber seine breite Gestalt versperrte ihr den Weg. Sein Blick freilich galt nicht ihr, sondern dem kleinen Mädchen, das er ein paar Sekunden lang starr ansah, um es dann plötzlich emporzuheben und auf die bleiche Stirn zu küssen.

Als er es behutsam, wie wenn er in der Tat gefürchtet hätte, das zierliche Geschöpf zu zerbrechen, wieder auf den Boden gesetzt hatte, wandte er sich an Margarete. „Gute Nacht, Fräulein! Ich habe Ihnen ja wohlmeinend vorausgesagt, daß es nicht sehr vergnüglich zugeht auf Klein-Ellbach. Aber lassen Sie sich nicht gleich einschüchtern. Es können auch noch fröhlichere Tage kommen."

Er ging weiter, und Margarete klammerte sich mit beiden Händen an das Treppengeländer, von einer lähmenden Furcht überwältigt, daß er noch einmal in das Speisezimmer eintreten und die beiden dort überraschen könnte.

Aber sein Schritt hallte über die Diele dahin, und mit einem Gefühl unsäglicher Erleichterung hörte sie, wie das schwere Haustor hinter ihm ins Schloß fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Bei unseren Antipoden.

Von Th. v. Wittembergk.

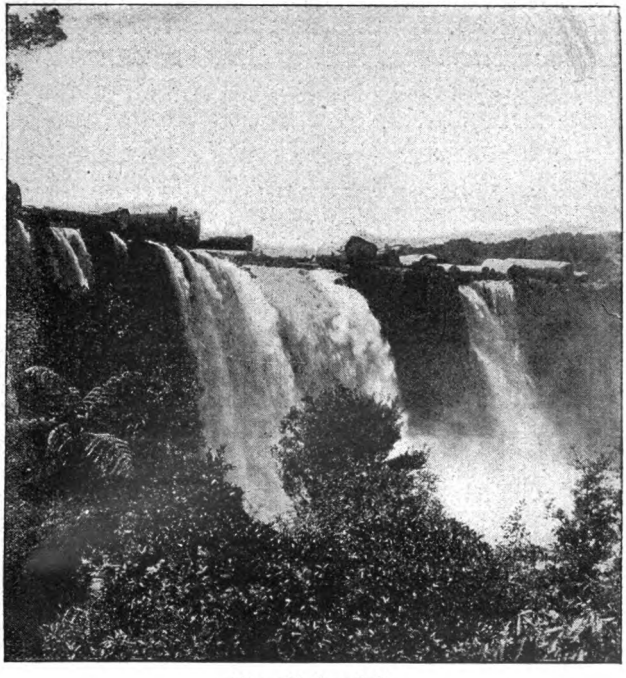
Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Während sich der Auswandererstrom ununterbrochen nach Nordamerika und Südamerika wendet, wird Australien mit seinen Inseln nur wenig berücksichtigt. Allerdings mag hierbei in erster Linie die weite Entfernung mitsprechen. Abgesehen hiervon aber ist das australische Gebiet für Auswanderer mindestens ebenso empfehlenswert wie Amerika, und besonders ist es die Doppelinsel Neuseeland, die sowohl landwirtschaftlichen als auch strebsamen industriellen Arbeitern gute Aussichten bietet.

Neuseeland, das mit der benachbarten kleinen Stewartinsel einen Flächenraum von 269,432 Quadratkilometern besitzt, also fast halb so groß wie Deutschland ist, zerfällt in die Nordinsel und in die durch die Cookstraße von ihr getrennte Südinsel. Sowohl der südöstliche Teil der Nordinsel als auch die Südinsel werden von langen Gebirgsketten, die sich aus kristallinischem Schiefer aufbauen und sich im Osten in Stufen herabsenken, durchzogen. In ihrem westlichen Teil, namentlich im Hochland von Waikato, in dem der 626 Quadratkilometer große Taposee liegt, besteht die Nordinsel aus jungvulkanischen Laven und Tuffen. Südlich vom Taposee erheben sich zwei Riesenvulkankegel, der noch tätige Tongariro, der eine Höhe von 1974 Meter

erreicht, und der höchſte Berg der Nordinſel, der erloſchene Ruapehu, der 2706 Meter mißt.

Trotzdem auf der Nordinſel Erdbeben ziemlich häufig auftreten, wurden neue vulkaniſche Ausbrüche



Der Wairuafall.

nicht beobachtet, bis am 10. Juni 1886 plötzlich der Tarawera eine heftige Tätigkeit entfaltete. Durch den gewaltigen Ausbruch wurden die berühmten Sinterterraſſen am Rotomahanaſee zertrümmert und der See trockengelegt. Auf dem früheren Seegrund haben ſich jetzt ſieben kleine Krater gebildet. Öſtlich

vom Hochland von Waikato erstreckt sich das sogenannte Seenland, das an romantischen Seen, Geisern und Schlammvulkanen reich ist.

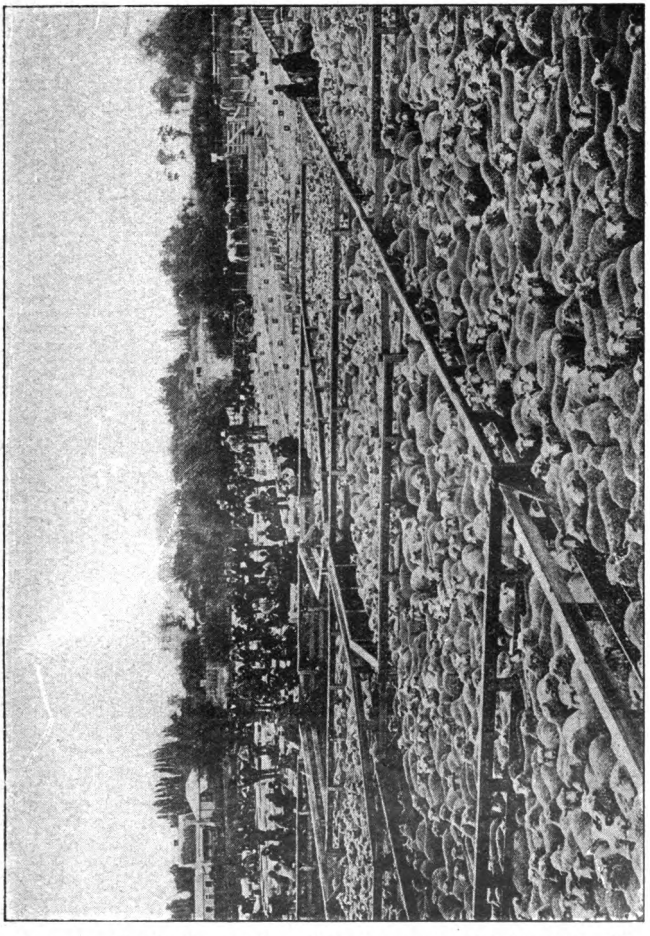
Auf der Südinsel nehmen am Harperpaß die Neuseeländischen Alpen ihren Anfang. Sie haben eine Länge von 300 Kilometer, und ihr Kamm erreicht die durchschnittliche Höhe von 2700 bis 2800 Meter. Ihre höchste Erhebung ist der Mount Cook (3768 Meter), von dem der größte Gletscher des Gebirges, der Tasmangletscher, entspringt. Die höchsten Teile der Kette sind mit ewigem Schnee und gewaltigen Gletschern bedeckt. Die Schneegrenze verläuft in 2300 bis 2400 Meter Höhe. An der Ostseite besitzt die Südinsel einige nicht mehr tätige Vulkane, wie den Akaroa und Otago.

Neuseeland ist im allgemeinen gut bewässert. Auf der Nordinsel sind die bedeutendsten Flüsse der Waikato, der den Taposee durchsetzt und in mehreren Fällen zur Westküste abfließt, sowie der Thames und Wanganui, auf der Südinsel der Molyneux und Waitaki. Wegen ihrer Fälle können diese und andere Flüsse dem Schiffahrtsverkehr nicht dienstbar gemacht werden. Dagegen benützt man sie zum Verflößen der in den Gebirgen gefällten Baumstämmen. Unser erstes Bild zeigt einen Wasserfall, wie sie den neuseeländischen Flüssen eigentümlich sind.

Das Klima Neuseelands ist warm, ohne drückend zu werden. Auch sind die Temperaturschwankungen nicht erheblich. So hat beispielsweise die Stadt Auckland eine Durchschnittstemperatur von beinahe 15 Grad Celsius. Regen geht in genügender Menge nieder. Die Westküste ist regenreicher als die Ostküste.

Die einheimische Pflanzenwelt hat mit der des nahen australischen Festlandes auffälligerweise wenig

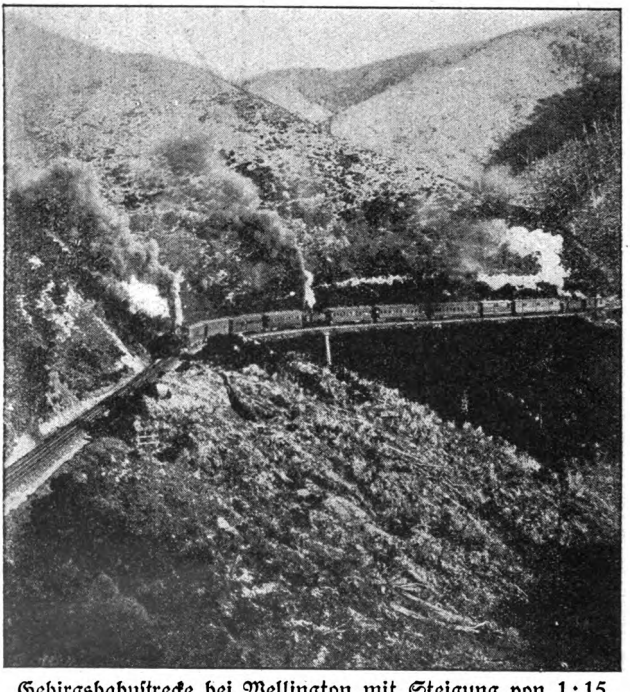
gemein. Dagegen ist sie zum Teil verwandt mit südamerikanischen Pflanzen. Von den größeren Baum-



Eine Schafversteigerung in Masterton.

formen Australiens, den Akazien und Eukalypten, ist auf Neuseeland keine einzige anzutreffen. Kenn-

zeichnend für die Inſeln ſind die Farne, die nicht nur die Gräſer erſetzen und weite Landſtrecken bedecken, ſondern ſich auch zu ſtattlicher Höhe entwickeln. So

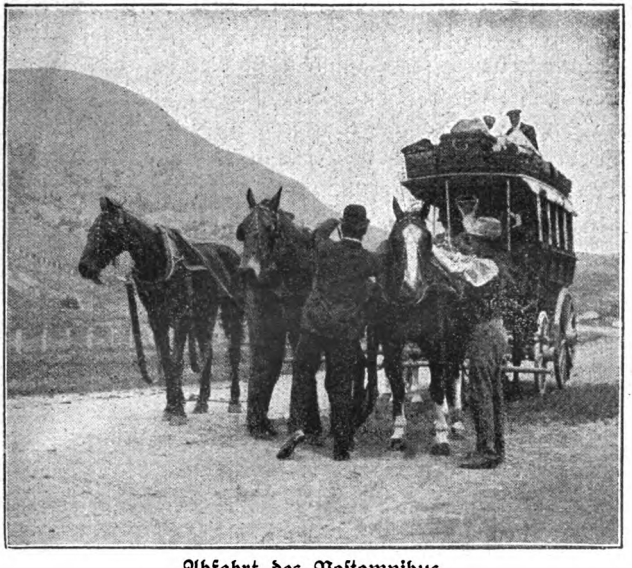


Gebirgsbahnſtrecke bei Wellington mit Steigung von 1:15.

kommen Baumfarne von 10 und 12 Meter Höhe vor. Unter den niederen Farnen iſt namentlich der eßbare Farn zu nennen, der früher den eingeborenen Maori die Nahrung lieferte. Der immergrüne Wald iſt gemiſcht. Buchen, Drachenbäume und Magnoliaceen wechſeln in ihm mit Nadelhölzern ab.

Unter dieſen ſteht an erſter Stelle die **Kaurifichte**,

die ſich aber nur auf den nördlichen Teil der Nordinſel beſchränkt. Sie wird bis zu 50 Meter hoch und erreicht eine Dicke von 7 Metern. Der Anblick eines Waldes von Kaurifichten wirkt großartig. Säulengleich ſteigen die ſtarken Stämme empor. Das Holz der Kaurifichte iſt äußerſt wertvoll und wird zu Möbeln, Eiſenbahnſchienen und Maſten verarbeitet. Außer ihr beſitzt Neuſeeland noch gegen vierzig andere vortreffliche



Abfahrt des Poſtomnibus.

Nutzhölzer. Die Wälder ſind oft von ſehr bedeutender Ausdehnung. So iſt ein gemiſchter Beſtand auf der Nordinſel auf 6,000,000 Ar geſchätzt worden, der rund 352 Millionen Quadratmeter Nutzholz zu liefern vermag. Den Wert dieſes Holzes hat man auf 24 Millionen Mark berechnet.

Schon jetzt werden die Wälder eifrig ausgebeutet. Neuseeland zählt 450 Sägmühlen, die jährlich 100 Millionen Quadratmeter Holz auf den Markt bringen. Hervorzuheben ist endlich unter den einheimischen Nutzpflanzen der neuseeländische Flachs, der weite Flächen des Landes bedeckt. Seine Fasern werden nicht nur zu Tauen und Stricken verarbeitet, sondern auch zur Papierfabrikation verwendet. Große Mengen davon werden zu diesem Zweck nach Japan exportiert.

Die natürlichen Vorbedingungen sind auf Neuseeland so beschaffen, daß die Landwirtschaft vorzügliche Erträgnisse abwirft. Die weniger gebirgige Nordinsel weist mehr anbaufähiges Land auf als die Südinsel. Aber auch hier ist der östliche Teil flach und für die Landwirtschaft in hohem Grade geeignet. Als Beispiel für die Ausdehnung und die Rentabilität der Landwirtschaft sei die Provinz Canterbury auf der Südinsel angeführt. Sie besitzt über 120 Millionen Ar Ackerland. Mit Weizen werden bestellt 6 Millionen Ar. Ein Ar bringt in guten Jahren einen halben Scheffel Weizen. Ebensogut gedeiht der Hafer. Von einem Ar werden bis dreiviertel Scheffel geerntet. Kartoffeln werden auf 12 Millionen Ar angebaut. Von einem Ar werden bis zu 5 Zentner gewonnen.

Auch der Obstbau gibt gute Ernten. Rund 150,000 Ar sind mit Obstbäumen bepflanzt. Dazu kommen noch 60 Millionen Ar Weideland. Teils hat man auf diesem Land europäische Gräser und Klee angesät, teils trägt es noch einheimische Kräuter. Die Tiere können das ganze Jahr hindurch auf die Weide getrieben werden. Infolgedessen zählt die Provinz Canterbury 4½ Millionen Schafe, über 120,000 Rinder, gegen 60,000 Pferde und 42,000 Schweine.

Die fast kostenlose Unterhaltung der Schafe auf

Neuſeeland hat die ſchon jetzt ſehr hohe und immer noch ſteigende Wollproduktion herbeigeführt. Man züchtet Merinos und engliſche Wollſchafe. Im Jahre 1907 belief ſich der Wollexport auf 7½ Mil-

Quer durch das Waſſer.

lionen Pfund. In letzterer Zeit iſt man aber auch an die Verwertung des Fleiſches gegangen. Teils wird das Fleiſch in gefrorenem Zuſtand in beſonderen Schiffen verſandt, teils verarbeitet man es zu Konſerven. An gefrorenem Schaffleiſch werden jetzt jährlich für 12 Millionen Mark ausgeführt, an Konſerven für 2 Millionen Mark. Zum Verkauf der

Schafe werden in den größeren Städten wöchentliche Verſteigerungen veranſtaltet.

Eine wichtige Erwerbsquelle iſt weiterhin der Bergbau. Zwar iſt die Gewinnung des Goldes gegen früher

Auswechſlungsſtation für den Poſtomnibus.

zurückgegangen, aber dennoch ſind auch heute die Erträge befriedigend. Von den Goldquarzminen ſind die im Thamesgebiet der Nordinſel und in dem Reeftonbezirk der Neuſeeländiſchen Alpen, von den Goldwäſchereien namentlich diejenigen bei Kumava an der Weſtküſte der Südinſel die bedeutendſten. Im Jahre 1907 wurde insgeſamt für mehr als 40 Mil-

lionen Mark Gold ausgeführt. Ferner wird Silber, Kupfer, Antimon und Mangan abgebaut. Eine immer größere Bedeutung erhält der Abbau der Kohle. Es wird Braunkohle, Pechkohle und bituminöſe Kohle ge-

Verteilung von Zeitungen durch die Paſſagiere des Poſtomnibus.

fördert. Die größten Braunkohlenfelder liegen auf dem Hochland von Waikato mit jährlich 140 Millionen Tonnen Förderung, bei Clutha Tokomairiro mit 140, bei Wairaki mit 100 Millionen Tonnen. Die größten

Pechkohlenfelder sind Mokau-Awakino mit 210 und Inangahua mit 100 Millionen Tonnen. Auf dem größten bituminösen Kohlenfeld Buller gewinnt man jährlich 140 Millionen Tonnen.

Nicht zuletzt ist gerade wegen dieses Kohlenreichtums die neuseeländische Industrie in beständigem Wachstum begriffen. Außer den schon genannten Sägmühlen und Konservenfabriken sind als wichtigste industrielle Betriebe zu nennen Wollfabriken, Wollwäschereien, Gerbereien, Maschinenfabriken, Eisengießereien und Brauereien.

Zur Hebung des Verkehrs und Handels ist die Regierung auf den Ausbau der Schienenwege stetig bedacht. Die gesamte Eisenbahnstrecke Neuseelands beläuft sich auf annähernd 5000 Kilometer. Selbstverständlich liegen die größten Städte, wie Auckland, Wellington, Christchurch und Dunedin, die 50,000 bis 70,000 Einwohner zählen, an einer Eisenbahnlinie, aber auch in das Innere des Landes werden die Schienenwege fortwährend vorgeschoben. In den gebirgigen Teilen sind dabei große Steigungen zu überwinden, so daß man zuweilen gewöhnliche Züge mit drei und mehr Maschinen versehen muß.

Die dünne, über das ganze Land hin zerstreute Bevölkerung macht vielfach auch noch den Verkehr mit Postomnibussen nötig. Ein solcher Postomnibus ist mit drei bis fünf Pferden bespannt, schlägt die kürzeste Richtung ein und nimmt seinen Weg mitunter quer durch einen Fluß oder flachen See. Auf bestimmten Stationen werden die Pferde ausgewechselt. Die Passagiere machen sich dann oft das Vergnügen, ihre gelesenen Zeitungen an die Ansiedler und ihre Kinder zu verteilen.

Das deutsche Element ist auf Neuseeland bisher nur schwach vertreten. Die große Mehrzahl betreibt den Ackerbau. Deutsche geschlossene Ansiedlungen finden sich vornehmlich in der Umgebung der Cookstraße. So trifft man auf der Südinsel auf Dörfer, die den Namen Ranzau, Neudorf, Ober-Muteri und Sorau führen.

In der allerneuesten Zeit ist allerdings die rasche Entwicklung, in der Neuseeland bis dahin begriffen war, einigermaßen gehemmt worden. Durch eine Gesetzgebung, die zu sehr einseitige Interessen berücksichtigte und durch Schiedsgerichte gewisse Fragen zu schlichten bestimmte, ist der Unternehmungsgeist auf manchen Gebieten lahm gelegt und sind ansehnliche Kapitalien aus der Industrie zurückgezogen worden. Infolgedessen fehlt es augenblicklich den Industriearbeitern in manchen Orten an Beschäftigung. Außerdem wurde zur Besoldung der zahlreichen Beamten an den Schiedsgerichten eine drückende Erhöhung der Steuern nötig. Bei der Unhaltbarkeit des jetzigen Systems steht aber zu hoffen, daß über kurz oder lang die unverkennbaren Mängel beseitigt und dadurch in dem an sich so bevorzugten Lande neue Bahnen zum fortschreitenden Wohlstand geschaffen werden.

Drei Blutstropfen.

Novelle von Ada v. Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

Nicht weit vom ſilbriggrauen Spiegel des Kuriſchen Haffs, das jetzt weit hinein mit Eis bedeckt war, liegt ein kleines Dörfchen, von Fiſchern und Bauern bewohnt. Das einſtöckige, kleine Pfarrhaus, das früher auch bloß ein Dorf- oder Bauernhaus geweſen war, unterſcheidet ſich nur durch ſeine blitzblanken Fenſter mit den weißen Vorhängen und im Sommer durch die von grünem Pfeifenkraut dicht umhüllte Veranda von den anderen Hütten. Es iſt ein ganzes Stück hinausgeſtellt vor das Dorf und ſieht am weiteſten über den Waſſerſpiegel, erblickt morgens die Sonne am früheſten von des jungen Pfarrherrn Giebelſtube aus, und abends leuchtet der Weſten noch lange, lange wie eine freundliche Verheißung in die grüne Veranda, wenn die hinter den weißen Dünen liegenden Dorfhütten ſchon längſt im grauen Dämmerlicht liegen.

Man hatte dem jungen Pfarrer ein neues Haus bauen wollen hinter den weißen Sandbergen mit den Wald- und Stranddiſteln und dem Ginſter, aber er wollte lieber das kleine, alte Haus draußen im Freien, mitten in der Sonne, mit dem weiten Blick über das Waſſer behalten und lebte nun hier, für dieſe Beſcheidenheit und Sparſamkeit bewundert und geachtet

von seiner Gemeinde, in seiner Häuslichkeit in stiller Beschaulichkeit seinen Studien, die bei ihm prächtig nebeneinander bestanden, wenn auch manchmal Philosophie und Theologie ein feines Lächeln in seinem Herzen zu tauschen schienen und allerlei keimende welt- und menschenbeglückende Ideen heraufbeschworen.

Verheiratet war er nicht, und oft war es selbst ihm, wenn er abends seine Bücher schloß, fast zu einsam, und der geistvolle, gelehrte Mann sehnte sich dann recht nach einem Stündchen Gedankenaustausch mit einem gleichgesinnten, wenigstens in den Hauptfragen des Lebens gleichgesinnten Menschen.

Da hatte Pastor Franz Oliva denn eine große Freude über den angekündigten Besuch eines alten Jugendfreundes aus seiner Studienzeit, des einzigen Sohnes des Gutsbesitzers Severus, der all sein Hab und Gut durch einen Erbschaftsprozeß verloren hatte, des einzigen, der ihm im Leben näher, ja sogar recht nahe gestanden hatte. Vielleicht, weil er da gewissermaßen etwas helfen, raten, nützen konnte. Denn der Freund war kein so klarer, mit sich einiger Mensch wie er selbst. In dem rangen zwei grimme Feinde miteinander: die Liebe zur Kunst mit wirklich hoher Begabung für die Malerei, und die Not um das liebe tägliche Brot. Die erste konnte er nicht reifen lassen aus Geldmangel, und die zweite, die grimmige Brotfrage, forderte hohnlachend, daß er aus seiner Kunst ein Handwerk mache, denn Valentin Severus hatte auf der weiten Welt keinen Menschen, der ihm eine helfende Hand hätte reichen können, ihn über Wasser zu halten, geschweige denn, ihm Mittel zum Studium zu geben, ihm einen Aufenthalt im Süden zu ermöglichen. Seine Begabung lag in der farbenglühenden tropischen Landschaft.

Er mußte sich entschließen, nachdem er allerlei Berufszweige versucht hatte, die es „nicht taten", eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Töchterschule anzunehmen, und da das auch nur ein kümmerliches Brot war, beschäftigte er sich daneben mit dem Entwerfen von orientalisch-antiken Teppichmustern für eine Fabrik, um vielleicht langsam, Jahr um Jahr, so viel zurückzulegen, daß er unter den allerbescheidensten Bedingungen doch vielleicht einmal eine, wenn auch knapp bemessene Studienreise machen konnte.

Eine Hoffnung, einen leuchtenden Punkt im Leben, auf den er hinarbeitet, dem er zustrebt, will der jugendliche Mensch haben. Nur leben, um zu leben, nur arbeiten, um essen zu können, ist für eine Künstlernatur die schwerste Pein.

Auf der Vorbeireise in seine neue Heimat hatte er sich denn bei seinem alten Freunde Franz Oliva angemeldet mit der freundlichen Absicht, zwei Tage auf dessen Pfarre zu verbringen, denn das Dorf lag nur ein paar Stunden Klingelbahn von der Provinzstadt entfernt, in der Valentin Severus seine trockene Berufstätigkeit erwartete.

Der junge Pfarrherr stand am Fenster seines großen, schlichten Studierzimmers im rötlichen Abendschein und sah der heranschreitenden Gestalt, mit der Hand die Augen beschattend, entgegen. Ja, das war der alte liebe Valentin, die große, schmale Gestalt, das blasse, hübsche Gesicht mit dem leidenden Zuge, dem träumerischen Blick in den großen blauen Augen, dem dichten, gewellten Blondhaar.

Und Oliva fand ihn sehr interessant. Freilich weniger wegen seines Äußeren als wegen der schmerzlichen Not seines Geisteslebens, die er so sehr verstand. Hatte er doch selbst einmal eine Zeitlang gerungen

zwischen zwei verschiedenen, gleichwertigen Gewalten und sich am Ende mit starkem Willen für die eine entschieden, während die andere, die Philosophie, eigentlich nur Dienerin und Helferin geworden war.

Und dann saßen sie beisammen an dem großen, runden Sofatisch, nahe dem warmen, grünen Kachelofen, vor einem köstlichen Gericht gelbbrauner Flundern, die der Pastor hier oftmals als Geschenk von seinen Pfarrkindern erhielt. Draußen hingen sie im Sommer nicht weit von seinem Haus in langen, langen Reihen über den glimmenden, rauchenden Holzfeuern. Dazu gab es einen prächtigen Tropfen goldreichen Mosel, und was gibt es Harmonischeres als solch ein Eckchen, einen stillen Heimwinkel, wo beglückte Menschen, zwei, die sich Freunde nennen und in allen tiefen Fragen wohl zusammenpassen, die Gläser aneinander klingen lassen.

Schließlich brannten die kurzen Tonpfeifen, und der junge Pfarrer goß frisch ein.

„Mir ist bange um dich, Severus," sagte er dabei ernst werdend, nachdem alle möglichen Jugenderinnerungen besprochen waren. „Du bist nun fünfundzwanzig Jahre alt und hast noch keinen festen, dich befriedigenden Beruf, denn der, dem du jetzt entgegengehst, ist doch nur wieder ein Notbehelf ums Brot, den du heimlich — gesteh's nur — als Durchgangsposten ansiehst, um am Ende doch nur deiner Sehnsucht Ziel, die Kunst, auf deines Lebens Altar zu setzen. Solch zwiespältig Streben und Arbeiten ist nimmer gut, oder man muß sehr stark sein."

„Was soll ich machen?" sagte Valentin trübe. „Ich werde wohl mein Leben in diesem Zwiespalt verbringen müssen. Denn sieh, Franz, ich bin in mir nicht zwiespältig, daß es mich etwa innerlich nach dieser

und nach jener Seite gleich stark zöge — ich bin mir ganz klar! Wenn ich dreitausend Mark bares Geld hätte, dann telegraphierte ich heute noch an die Schulvorsteherin, daß ich unmöglich als Zeichenlehrer eintreten könnte. Ich hätte — nun sagen wir mal — das große Los gewonnen und wäre auf dem Wege nach Spanien, um mir dort ein Schloß zu kaufen."

Pastor Oliva schüttelte den Kopf. „Severus," sagte er, „du gefällst mir nicht. Du bist in einer Stimmung, in der man nun und nimmermehr einen neuen Weg im Leben betreten soll, noch dazu den verantwortungsreichen Beruf eines Lehrers; du kannst nicht wissen, welch schöne Talente deiner Förderung, deines Zuredens und andere wieder deiner Warnungen harren. Was dich erfüllt, ist eine Art Galgenhumor."

„Du magst recht haben. Aber ich habe wirklich keinen anderen mehr zur Verfügung, Franz," war die trübe Antwort. „Sieh, Franz, diese namenlose Sehnsucht, zu lernen, zu schaffen, die einzige starke Kraft, die so vollständig herrschend in einem Menschen lebt, zu betätigen — und es nicht zu dürfen! Es ist so, als wenn du in einem Goldbergwerk stehst und dir fehlen die Instrumente, das Gold, das du siehst, herauszuholen, und du mußt hinausgehen und das daneben liegende Kartoffelfeld bearbeiten, denn du verhungerst sonst, und du mußt doch leben! Ja, lieber Freund, und nun nimm an, daß mein Temperament, meine Seele das so schrecklich intensiv fühlen — und ich kann dir nur recht geben: ich bin auf keinem guten Wege zu meinem Kartoffelfelde!"

Franz Oliva war aufgestanden und ans Fenster getreten, durch das der letzte rosige Abendschein über die vereiste Wasserfläche kam und glitzernde, heimliche Funken über die leichte Schneedecke warf, die

am Vormittag sich über Sand und Strand gelegt hatte.

Plötzlich ging ein Zucken über sein Gesicht wie bei jemand, der soeben etwas Blendendes gesehen hat und einen Augenblick lang ganz erschreckt von dem überraschenden Glanz die Augen schließt. Dann drehte er sich um und kam zu Severus zurück, der in melancholischem Sinnen still in der Sofaecke lehnte.

„Du sagtest, daß dreitausend Mark dich in den Stand setzen könnten, den dir durch dein großes Talent — denn ich weiß sehr gut, daß es groß ist — gewiesenen Weg zu einem hohen Ziel zu gehen?"

„Ja."

„Ich habe eine Idee. Vielleicht läßt sie sich lebensfähig ausarbeiten. Die Gemeinde hat mir dreitausend Mark zum Ankauf eines Grundstücks und zum Hausbau zur freien Verfügung gestellt. Ich habe das Geld nicht gebraucht, denn mir genügte, was ich fand, zur Heimat. Aber der Vorstand hat mir die freie Verfügung über diese Summe gelassen, sie zu einem wohltätigen, die Allgemeinheit oder auch nur ein einzelnes Leben fördernden Zweck zu verwenden, bei dem ich das Geld gut angewendet glaube. Ich bin der festen Überzeugung, daß bei dir beides der Fall wäre. Sollte ich mich aber doch irren, würde ich aus meinem kleinen Vermögen die Summe leicht ersetzen können — im Laufe einer längeren Zeit natürlich. Ich werde mit den Herren sprechen. Ich weiß, daß man dies Geld als mir persönlich zur Verfügung gestellt betrachtet. Ich kann die Sicherheit dafür geben, wenn es als Darlehen gelten soll. Severus — ich muß sagen: ich glaube an deine Kunst und an deinen Charakter. Ich will die dreitausend Mark für dich besorgen und diese mit meiner Sicherheit decken. Es ist ein Wagnis, eine

Kühnheit, aber am Ende nur eine Anfrage. Morgen werde ich dich dem Patron auf seinem Gute Daggbin vorstellen. — Du hast doch deine Skizzen bei dir?"

„Ja — ja! O Franz — Franz! Wenn es denkbar, wenn es möglich wäre! Du rettest mein ganzes Leben. Mehr als mein Leben — meine Seele!"

„Ich weiß es," war die ernste Antwort, und ein strahlender Glanz der edelsten Freude, einem Verzweifelnden unerwartete Hilfe, Rettung in der Not bringen zu können, lag über dem edlen Gesicht des jungen Geistlichen.

Der Schnellzug keucht hinauf zum Sankt Gotthard, dem Riesentunnel entgegen.

Schwere graue Nebel, sonnenlose Winterkälte über Schneefeldern und finsteren Abgründen, baumstammstarke Eiszapfen, so dicht vor den Fenstern des Zuges, daß sie diese fast streifen.

Weiter braust der Zug. Jetzt eingeklemmt zwischen himmelhohen Felsen, dann wieder auf schmalem Damme, rechts und links eisstarrende, unergründliche Abgründe der Hochalpenwelt, endlich keuchend hinein in ein schwarzes Tunnelloch mit feuchten gemauerten Wänden, zuweilen matt beleuchtet von Laternen, die Mauern so dicht an den Fenstern, daß man kaum die Hand hinausstrecken könnte. Dann wieder hinaus in das flimmernde Schneelicht, in die starre Todeswelt der winterlichen Hochalpen und wieder hinein in andere Tunnellöcher, wo schwarze, rußbedeckte Gestalten mit hochgehobenen Fackeln an die Mauer gepreßt stehen, Holz- und Eisengerüste sich hochrecken, denn diese Tunnel sind einsturzgefährlich; an denen wird tagaus, tagein gearbeitet, ausgebessert, gestützt.

Hindurch fliegt der Zug — mit gehaltenem Dampfatem sozusagen, tief aufkreischend, den eingezwängten Dampf durch die niedrigen Schornsteine abgebend.

Jetzt langsamere Fahrt, immer langsamer, bergan, auf den Firnen hinaufkletternd, prustend, ächzend. Endlich ein dumpfes heulendes Dröhnen — ein Ruck: der Gotthardtunnel!

Das Lachen und Plaudern der kleinen Gesellschaft, die sich erst im Zuge heute früh kennen gelernt, alles auf dem Wege nach Nizza, verstummt jäh bei dem plötzlichen Eintritt in das Riesengrab tief, tief im Schoß der Berge, deren Riesendeckel sich über das zitternde, fliehende, lebendige Würmlein wälzt.

Die Nacht scheint den Tag, der Tod das Leben verschlungen zu haben. Einen Augenblick lastendes Schweigen. Fast durch jedes eben noch so weltlich heitere Denken der Vergnügungsreisenden huscht ein blasses, schnelles Gespenst: ein Ruck, ein kleines Zucken der Berge — und der Tod tritt uns entgegen.

Aber diesmal wird es doch nicht sein! Warum sollte es gerade diesmal sein?

Täglich fahren eine Menge Züge in die Erde hinein und hinaus. Warum sollte gerade heute, gerade diesem Zuge ein Unglück geschehen — ein ganz unerwartetes, unberechenbares?

Gleitet es so fragend, schemenhaft durch die eilenden Gedanken hinter der weißen Stirn der schönen blonden Frau, deren goldfarbene Haarpracht sich leuchtend vom Dunkelgrau des Seidenpolsters abhebt, an dem es ruht?

Der volle, blaßrote Mund hat das Lächeln verloren, die lichtblauen Augen scheinen die dunklen Schatten der Nacht zu reflektieren in ihren glashellen Spiegeln, die sich hinausrichten gegen die Wand des Tunnels.

Das Weib ist wie eine Verkörperung des modernen Zeitgeistes auf allen Gebieten, eine Sinfonie von Farben in den allerblassesten Nuancen, jede einzige wasserrein und klar. Ein Bild der „Sezession“ und der „Wiener Mode“ glaubt man zu sehen, ein Gedicht von Hoffmannsthal, eine Statue von Stuck — das verkörpert Frau Martina Hillern in ihrer reizenden Erscheinung.

Martina Hillern mochte die Nacht nicht. Sie schlief nicht gern. Aber träumen tat sie gern, in heiliger Dämmerung meißelte sie gern die krausen Ranken ihrer Gedanken. Sie meisterte jedes Pferd, sie fürchtete sich nicht vor Fröschen und Mäusen, aber vor — Geistern und Gespenstern. Sie war mitleidig bis zur Aufopferung, aber sie hatte kein Liebesbedürfnis. Vielleicht, weil Bedürfnisse erst aus Mangel lebendig werden, und sie hatte nie Mangel an Liebe gehabt.

Seit drei Jahren war sie Witwe eines siebzigjährigen Mannes, halb Gelehrten, halb Künstlers. Alle Jahre ging sie nach Nizza und ab und zu nach Monte Carlo bei der Gelegenheit. Sie liebte das Spiel. Wie einen Sport liebte sie es. Und sie war Meisterin in allen Sporten.

Alle Jahre ging sie zum „Spielen“, halb in kindlicher Art und ohne Gier nach Gewinn, nach Monte Carlo.

Sie hatte Glück. Wie fast alle, die es nicht brauchen, die keine Leidenschaft hinreißt. Sie gewann immer — mit einer Menge von Systemen, die sie alle eifrig ausprobierte. Mit ihrem System gewinnen, das war ihr Vergnügen. Gewann sie gegen ihr System, war sie unzufrieden und ging fort.

Sie fuhr offiziell von Danzig aus alle Jahre ihrer schwachen Lungen wegen nach Italien, nach der Schweiz,

nach Kairo, aber all ihre Wege führten nach „Rom“, das heißt nach Monte Carlo. Über Florenz, über Sankt Moritz, über die Insel Wight, über Kairo — sie endigten stets in Monte Carlo, am Spieltisch des Roulettes.

Der Zufall brachte sie in ihrem Abteil mit einigen Leuten zusammen, die dasselbe Ziel hatten: den Spielsaal. Ein junges Ehepaar, Hochzeitsreisende, zwei kleine Vettern, Herren v. Unruh, typische Leutnante in einem Garderegiment, die allen Ernstes nach Monako reisten, um auf jeden Fall zu gewinnen, denn sie mußten gewinnen — sonst! — ein älteres Paar, ein Schriftsteller mit Gattin.

Alles nette Leute, gute Gesellschaft, gute Bildung — und amüsante Verschiedenheit der Lebensstellungen.

Man kennt sich noch nicht, hat sich noch nicht vorgestellt, tut es vielleicht später einmal, wenn man zusammenbleiben sollte oder sich öfter begegnet. Nur die beiden Vettern v. Unruh haben sich der schönen Frau vorgestellt und ein Nicken erhalten, aber keine Gegenleistung.

Drüben am Fenster sitzt ein junger Mann, der sich nicht an der Unterhaltung beteiligt, aber höflich aufmerksam herüberlauscht. Seit Stunden sitzt er so still träumerisch da, und aufmerksam blickt er ab und zu nach der anderen Gesellschaft hinüber, wenn ein besonders helles Lachen oder eine besonders interessante Spielgeschichte „steigt“.

Er ist ein Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren. Sehr schlank, sehr hochgewachsen, mit einem nicht hübschen, sehr blassen Gesicht, in dem eine scharf geschnittene Nase, zwei stahlblaue Augen stehen, die einen traurig fragenden Blick haben, während den schmalen, feingezeichneten Mund ein Zug von Leiden,

wenn nicht Schwäche umgibt. Dichtes blondes Haar über einer reinen jungen Stirn, die durch eine Falte förmlich geteilt ist, die man „Schicksalsfalte“ nennt, und eine seltsame blaue Ader an der rechten Schläfe. Er ist in sehr einfachem Reiseanzug. Alle Gegenstände, die er an sich und mit sich hat, tragen wohl den Stempel der gebildeten Gesellschaft, aber nicht des Reichtums und der Eleganz, und einzelne seiner Gepäckstücke lassen den reisenden Künstler oder studierenden Maler vermuten.

Auf einem Briefumschlag, den er achtlos zur Erde gleiten läßt, kann man die Adresse lesen — Valentin Severus.

Er schreibt und notiert in ein abgegriffenes Lederbüchlein.

Plötzlich fährt Martina Hillern nervös in die Höhe. „Mein Gott, was ist? Es ist etwas passiert — ein Unglück —“

Zwei von den Herren sind aufgestanden und ans Fenster getreten. Ihre Augen bemühen sich, die Dunkelheit zu durchdringen, die tiefschwarze Grabesnacht.

Ihr steht fast das furchtsame, nervöse Herz still.

Da ertönt eine kalte, gleichmütige Stimme in norddeutsch akzentuiertem Dialekt: „Es ist nichts! Der Zug hat hier die bedeutendste Steigung zu überwinden und ist ungewöhnlich lang und darum schwer. Es ist zudem die schwächste Stelle der Mauerung. — Es ist nichts zum Fürchten.“

Dankbar aufatmend sieht sie nach dem Mann hinüber, der gelassen wieder in sein Notizbuch blickt und ihre Dankbarkeit gar nicht bemerkt. Gottlob, jetzt geht es auch wieder weiter, der Zug kriecht nicht mehr so ängstlich Schritt vor Schritt, so heimlich, daß ihn der lauernde Tod nicht bemerken und packen möchte.

Die verschiedenen Insassen äußerten sich nun auch zur Sache. Ansichten, Erlebnisse über Tunnelfahrten wurden laut, und schnell hatte sich ein leichtes Unterhaltungsband um die kleine Reisegesellschaft geschlungen.

Frau Hillern sprach mit den Berliner Offizieren und dem jungen Hochzeitspaar lebhaft über das Spiel und amüsierte sich über die naiven, von neugierigem Grauen vor dem Spielteufel erfüllten Bemerkungen der letzteren. Hin wollten die kleinen Leutchen aber nach Monte Carlo und spielen auch. O natürlich! Womöglich die ganze schöne Reise herausschlagen und vielleicht noch einen schönen Brillantring oder zwei als Erinnerung. Die Brillanten sollen ja dort so furchtbar billig sein — sozusagen auf der Straße liegen. Weil so viele Leute ihren Schmuck verkaufen, um Spielgeld zu haben. „Occasions" nennt man das dann, sagt die junge Frau, vergnügt über ihre Kenntnisse, die sie aus den Zeitungsfeuilletons hatte.

Die beiden Offiziere nahmen die Sache schon ernster und sachlicher. Sie waren beide dem „schweren Jeu" bisher ganz fern geblieben. Die Gelegenheit hatte gefehlt, und sie waren auch beide viel zu gute Söhne und Kameraden, um sie zu suchen.

„Nein, das widerstrebt einem doch! So im Privatkreise den Kameraden, Freunden, Standesgenossen das Geld aus der Tasche zu ziehen! Höherer Straßenraub! — Ein Vermögen im Spiel verlieren, ist scheußlich, aber eins im Spiel gewinnen, ist noch viel ekliger. So wie damals der Peterskron von dem Arnhelm, der seinen letzten Heller und sein hübsches Gut an ihn verspielte und sich eine Kugel vor den Kopf schoß, während der Peterskron hinging und seelenruhig Arnhelmshof übernahm. Von uns hat keiner je bei

ihm verkehrt, und wenn er nicht selbst den Abschied genommen hätte, wäre er ‚gegangen worden'. Das ganze Regiment hätte quittiert, wenn er geblieben wäre."

Frau Hillern stimmte lebhaft bei. Auch ihr widerstrebte das Spiel um Geld und Gut im Privatkreise aufs höchste.

„Aber solch eine märchenhaft reiche Bank zu berauben, wenn irgend möglich zu sprengen, den alten Blanc, den Pariser Millionär, um etliche Tausende erleichtern — das ist nur ein gutes Werk! Das macht kein Herzweh!"

Alles stimmte ihr lachend bei. Der schreibende Mann, der sich nicht an dem Gespräch beteiligte, hob einen flüchtigen Moment lang die dunklen Augen, mit einem seltsam fragenden Blick nach der schönen Frau hinübersehend.

„Um das Geld ist es mir gar nicht so besonders zu tun, das ich da gewinne, denn ich gewinne eigentlich oft —" fuhr Frau Martina fort, als sei das ihr Verdienst — „mich amüsiert es vielmehr, das lustige, launische, wankelmütige Glück an mich zu zwingen. — Ich spiele aus purem Vergnügen, wie andere Leute Bergsport oder andere gefährliche Sporte treiben — nicht aus Geldgier oder Leidenschaft —"

„Na, na!" drohte der ältere der beiden Offiziere ihr lächelnd mit dem Finger, denn ihre schönen Augen glimmten in dunklem Feuer, und ein samtenes Rot war schnell über ihre runden Wangen gebreitet.

„Kleine Teufelsratze!" flüsterte er seinem Vetter zu. „Richtige kleine Teufelsratze!"

„Daß Sie immer gewinnen, wundert mich dann gar nicht," meinte er dann, „das ist oft so. Wer sich aus dem Geld nichts macht, dem fliegt es zu. Wer

sich nichts daraus macht, ein Tausendfrankenbillett eingeharkt zu sehen, dem wird es verdreifacht oder verdreißigfacht, wenn er auf eine Zahl setzt, wieder zugeschoben."

Der ältere Leutnant war einmal in Ostende gewesen und dort eine Stunde im Cercle des Etrangers. Da hatte er einen unvergeßlichen Abend verlebt, an dem seine gesamte Reisekasse dort geblieben war. Er hatte sich leider aus seinem Tausendfrankenbillett zuviel gemacht, und die Harke hatte es eingezogen.

* * *

Ein wunderbarer Frühlingstag lag über Nizza. Tiefblau strahlte der sonnenglanzdurchwobene Himmel über dem azurblauen Meere, dessen göttlich blaue Farbe diesem Erdenstreifen den Namen der „Côte d'Azur" gegeben hat.

Nicht allzu weit von der Stadt, wenn man den Quai du Midi hinter sich hat, lag ein kleines Restaurant, eine Art vornehmes Frühstückslokal. Über eine kleine Landungsbrücke gelangte man auf ein Wrack, einen halben Schiffsrumpf, der hübsch weit in das tiefblaue, kristallklare Wasser hineingeschoben und mit einem Zeltdach von graublauer Leinwand überspannt war, zum Schutz gegen die heiße Sonne. Ein Apriltag in Nizza ist fast wie ein Julitag in Deutschland. Tischplätze mit leichten, bequemen Korbsesseln befanden sich auf dem Deck des Wracks, mit rotweißgeblümten Damastdecken gedeckt. Riesensträuße farbenglühender Rivierablumen, gelbe Narzissen, die wie Riesenbälle von schaumigem Gold glänzten, tiefblaue Veilchen, flammendrote Nelken zwischen funkelnden Wein- und Sektschalen, strohumflochtene Flaschen mit blutrotem Chianti und Asti, silberhalsiger Sektflaschen,

funkelnde Eiskühler. Und ringsum das stille, blaue Meer, leise, leise sich regend, wie ein in ruhig wohligen Atemzügen sich hebendes und senkendes Menschenherz, stille, warme, blumen- und meeresduftige Luft. — Weit, weit hinaus konnte an diesem klaren, sonnigen Morgen der Blick schweifen, bis hinüber zu den fernen weißen Segeln, den Dampfsäulen eines weit oben am Horizont hinziehenden Mittelmeerdampfers — und ganz, ganz fern konnte das schweifende, suchende Auge die dunklen Umrisse der Insel Korsika erblicken und dem Geiste Gedanken zuführen von der Vergänglichkeit alles Herrlichen und Mächtigen auf Erden, in Erinnerung an den großen Sohn dieser Insel.

Nicht viele freilich, die sich hier zum Genusse eines auserlesenen Frühstücks niederließen, beschwerten ihre Gedanken damit, wie überhaupt heute nur sehr wenige hier Platz genommen hatten. Es war noch früh zum Lunch. Nur zwei große, tiefblaue Augen unter dunklem Wimpernsaum schauten mit dem grüblerischen Blick der Träumer still da hinüber über die blaue, leise wogende Fläche.

Frau Martina Hillern saß mit ihrer Gesellschaftsdame, einer liebenswürdigen ältlichen Miß, die sie erst hier in Nizza, wie stets, zu ihrer Begleitung engagiert hatte, an einem der anmutig gedeckten Frühstückstischchen vor einem goldleuchtenden Narzissenstrauß.

Sie trug ein loses Empirekostüm von weißer Rohseide mit herrlichen Amethystknöpfen und einen weißen Reisestrohhut, den ein dicker Kranz von großen amethystfarbenen Blumen umgab, über dem schönen, blassen Gesicht mit den vollen, roten Lippen, von goldblonden Haarwogen dicht umrahmt.

Gestern war sie in Nizza angekommen und im

Hotel Méditerrannée abgestiegen, wie immer. Zum Spielsaal nach Monte Carlo wollte sie aber heute nicht gehen, so sehr ihr geliebter Sport sie lockte, denn es war ein Freitag und der Dritte des Monats. Das waren Unglückstage für Monte Carlo. Alle Zahlen, in denen eine Drei lag, mußte sie meiden. Andere Leute glaubten an andere Zahlen. Das ist eben ganz persönlicher Glaube — Aberglaube!

Da und dort war ein Tisch besetzt, rings um sie standen die Tische noch leer. Nur am Nebentisch, dicht am Rande des „Wrackrestaurants", saßen zwei Herren. Den einen kannte sie sogar. Aber der war achtlos an ihr vorbeigegangen, augenscheinlich ohne sie zu erkennen. Freilich hatte er ihr auch im D-Zuge nicht die mindeste Beachtung geschenkt, sondern die ganze Zeit über in sein Taschenbuch geschrieben, während sie ihn immer wieder beobachtet hatte und gewissermaßen über ihn nachgedacht hatte: Wer? Was? Warum? Wohin? Wozu?

Martina Hillern gehörte nicht zu den eitlen Frauen, die es einem Manne direkt übelnehmen, wenn er sie nicht beachtet. Sie war eine edel angelegte Natur, und Männer — Menschen überhaupt — konnten ihr lebhaftes Interesse haben, denen sie selbst gar keines einzuflößen schien. Also sie war ganz objektiv zu urteilen und zu empfinden imstande.

Der Herr, den sie kannte, war ihr schweigsamer Reisegefährte, der Kurländer Maler Valentin Severus. Er saß seitwärts von ihr, so daß sie sein großgeschnittenes, scharfes Profil mit dem energisch vorgebauten Kinn sehen konnte. Ein großer, schon ziemlich mitgenommener Panama beschattete sein schmales, etwas leidendes Gesicht mit den scharfen, dunkelblonden Brauen über den finsteren Augen und ließ, zurück-

geschoben, eine dicke Welle seines blonden Haares über der Stirn sehen. Das goldblonde Bärtchen über dem schmalen, hochmütigen Munde leuchtete ordentlich in der Sonne. Auch heute sah er durchaus nicht elegant aus. Ein ziemlich abgetragenes dunkelblaues Jakett umschloß seine überschlanke, hohe Gestalt; die schmalen, braunen, nervigen Hände, von feinen, blauen Adern durchzogen, trugen keine Handschuhe, zeigten keinen Ring.

Sein Gegenüber an dem Tische war schier das Gegenstück von ihm. Ein starkknochiger, braunschwarzer Südländer mit einem listigen, lächelnden, aber sehr schön geschnittenen Gesicht und flammenden, schwarzen Feueraugen. Selten konnte wohl der Gegensatz zwischen Süd und Nord so ausgeprägt erscheinen wie bei diesen beiden Männern.

Sie waren schon fertig mit ihrem Frühstück, das aus einer einfachen Fischschüssel und einer strohumflochtenen Flasche Chianti bestand, und rauchten ihre Zigaretten, als Martina mit ihrer Miß am unweit stehenden Tische erschien, ohne im geringsten von ihnen beachtet zu werden.

Jeder der beiden schrieb und hatte ein Notizbuch vor sich. Zuweilen tauschten sie ihre Bücher aus, der Italiener lächelnd, der Nordländer tiefernst.

Was um alles in der Welt schrieben sie nur? Was im besonderen schrieb dieser Kurländer? — Schon in der Eisenbahn hatte er immerfort in sein altes, abgegriffenes Taschenbuch geschrieben, dachte Martina interessiert und blickte immer wieder und lauschte neugierig hinüber, während die Miß, ohne von Natur und Menschen um sie her Notiz zu nehmen, eifrig in ihrem Baedeker las.

Inzwischen war den Damen das Frühstück gebracht

worden, und die prachtvoll zubereiteten Languſten, jene Hummerabart ohne Scheren, die in einem Kranz bunter Muſcheltiere und grüner, ſaftiger Salatkräuter eingebettet lag, nahmen ihr Intereſſe doch lebhaft in Anſpruch, und der perlende, goldfarbene Aſti, der ſüße Sekt Italiens, der beſonders Frauenlippen ſo wohlig berührt, belebte ihre faſt zu nachdenklich gewordene Stimmung und zauberte eine holde Samtröte auf ihre vollen, blaſſen Wangen.

Zu gleicher Zeit fühlte ſie einen intenſiven Blick aus den ſchwarzen Feueraugen des Italieners am Nebentiſch ſehr ausdrucksvoll auf ſich ruhen, bemerkte, wie er einige Worte zu dem Blonden ſprach und dieſer langſam ſein Geſicht nach ihr umwandte, ſie mit einem kalten, ernſten Blick aufmerkſam einen Moment betrachtend, als ſähe er ſie zum erſten Male und hätte ihr nicht ſchon ſtundenlang gegenübergeſeſſen.

Aber der prüfende Blick dieſer blauen Augen war kalt wie das flimmernde Eis des Gletſchermeeres, die finſtere Falte auf ſeiner Stirn blieb wie der ſarkaſtiſch verächtliche Zug um die ſchmalen, blaſſen Lippen.

Und in ihren Augen war ſolch ein Rufen! Solch ein feſthaltenwollendes Rufen! Wie einen Nachtwandler auf des höchſten Daches Zinnen wollten ihre warmen Augen ihn anrufen: „Erwache! Erwache!“ als er ſich auch ſchon gelaſſen wieder abwandte und eine Bemerkung des Italieners, die ſich augenſcheinlich auf ſie bezog, mit einem kurzen Nicken beantwortete.

Dann ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, wie dieſer faſt dürftig gekleidete Mann eine alte, abgegriffene Brieftaſche aus ſeinem Jakett hervorzog und ihr drei Tauſendfrankenbillette entnahm. Eine ſolche Summe hätte ſie kaum in ſeinem Beſitz geglaubt. Und die Taſche ſchien dick zu ſein.

Er legte die Tasche auf den Tisch und die drei Tausendfrankenscheine nebeneinander.

Lächelnd sah der Italiener ihm zu.

Dann aber hätte Martina fast einen Schreckensruf ausgestoßen, denn sie sah, wie der Blonde ein kleines Perlmuttermesser aufklappte und sich die nadelscharfe Spitze der feinen Stahlklinge mit kurzem Ruck ins Handgelenk stieß.

Dabei sah sie ihn zum ersten Male lächeln, und sie hatte das Gefühl, das jäh aufspringende, heftige Empfinden, daß sie für dies Lächeln viel, viel hätte geben, tun, verzeihen können. Sogar sich die Spitze dieses haarscharfen Stahls ins Herz stoßen lassen!

Der Wein, die berauschende Luft, die Farben- und Blumenglut, der saphirblaue Himmel, das leise atmende, azurblaue Meer, das heiße Blut, das angeborene Temperament phantasievoller Naturen — alles klang in einem Septimenakkord ohne Auflösung zusammen in der Frau, als unter dem Messerstich in das Handgelenk des Mannes ein dicker, dunkelroter Blutstropfen aufsprang. In den tauchte er die Messerspitze, ließ hintereinander drei feine, scharf umgrenzte Blutstropfen auf jedes der drei Tausendfrankenbillette fallen, und sie hörte den Italiener auf französisch sagen: „Unter allen Umständen kehren sie zu Ihnen zurück!“

Aufatmend und lächelnd fühlte die schöne Frau den unheimlichen Zauber, den der fremde blonde Mann auf sie für einige Minuten geübt, schwinden.

„Spieleraberglaube!“ dachte sie. „Natürlich — dafür gibt man gern ein paar Blutstropfen!“

* * *

Es ist Abend, nach dem Diner. Die ganze elegante Welt Nizzas, der umliegenden Kurorte, Monte Carlos selbst wogt in den Spielsälen. Gedämpfte Lichtflut von den großen Riesenlampen über den Spieltischen her hüllt das farbenreiche Bild in rötlich goldenen Schleier. Schwerer, weihrauchartiger Duft füllt die hohen Säle, die sich von den Festsälen der Welt draußen, außerhalb des Kasinos von Monte Carlo, nur durch die Abwesenheit von Musik und lautem Stimmengewirr, frohem Lachen unterscheiden. Hier lacht man nicht, man lächelt nur verstohlen, hier plaudert man nicht, man flüstert nur. Es hat etwas Feierliches, Tempelartiges — das Bild der glänzenden, prachtvoll geschmückten, wunderschönen Frauenwelt, der in großem Dreß, Frack und weißer Binde, anwesenden Männer, wie sie in drei, vier Reihen schweigend die langen, breiten Tafeln der Spieltische umstehen. Nur die erste Reihe findet Sitze in dem rötlich gedämpften Licht, dem schweren Weihrauchduft von Blumen und Parfümen.

Man ist ja auch in einem Tempel, in dem die Ehrfurcht schweigend vor dem goldenen Kalbe Baals kniet.

Welch gleißende, funkelnde Pracht von Atlas, Seide, Samt, von kostbarsten Brillanten und farbigen Steinen um entblößte Nacken und Schultern, welch hinreißend schöne Frauengestalten kann man hier sehen! Aber die Spielsäle von Monte Carlo sind nicht der Ort, wo man bewundert, huldigt, liebt.

Nirgends wird die Schönheit gleichgültiger betrachtet von der Herrenwelt wie hier. Kaum ein flüchtiger Augenblitz, ein nur halb bewußtes Staunen, dann richten sich die Männeraugen wieder unverwandt dem rollenden Golde, dem Wandel des Spieles zu. —

An einem der Roulettetische steht Martina Hillern.

Sie ist soeben gekommen und hat noch nicht ihr Spiel begonnen. Prüfend, aufmerksam sieht sie bald an diesem, bald an jenem Tische dem Glücksrade zu, macht sich Notizen und schreitet weiter.

Sie ist sehr schön in ihrem weißen Samtkleide, das die rosigen Schultern freiläßt, mit der schlicht kostbaren Perlenschnur, die sich durch ihr reiches, goldblondes Haar schlingt. Weiße Orchideen an der Schulter mit goldenen Kelchen. Vielleicht die einfachste von allen, aber für den Kenner sicher die schönste Toilette, die schönste Frau hier.

Nachher aber erst, wenn sie im Café de Paris ihr Souper nimmt mit ihrer Miß, wird sie bewundert, beneidet werden.

Hier — jetzt — hat man Wichtigeres zu tun.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles . . .

Endlich wendet sie sich einem der Roulettetische zu und findet einen Sitzplatz an der Breitseite neben dem Croupier.

Die interessante Erregung des Spiels nahm sie bald gefangen und fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit.

Sie spielte ihr neues System, das sie sich voller Vergnügen und Spannung ob seines Gelingens ausgeklügelt hatte. Und sie gewann damit. Gold auf Gold floß ihr zu. Die Hintenstehenden machten sich leise aufmerksam auf sie, sogar die Croupiers wandten ihr ab und zu einen prüfenden Blick zu.

Sorglos, lächelnd, ohne Fieber, ohne häßliche Leidenschaft oder gar Liebe zum Golde an sich, zog sie ihre Goldstücke mit ihrer kleinen Harke heran, wenn sie zu ihr hinübertanzten, vom Croupier mit geübtem Schwung ihrem Platze zudirigiert. „Oh, alter, grim-

miger, reicher Blanc," gedachte sie fröhlich des Besitzers der Bank von Monte Carlo, „viele so schöne Goldstücke mußt du mir geben! Das geschieht dir recht!" Ach, himmlisch mußte es sein, einmal diese Bank so zu plündern, daß sie nicht mehr auszahlen kann! — Einmal hatte sie das bei einem Russen erlebt, daß ein Roulettetisch sich von einem anderen Gold und Scheine holen mußte, weil er nicht mehr leistungsfähig war.

Am meisten aber freute es sie doch, daß sie eben ihrer klugen Berechnung, ihrem Verdienst, ihrer feinen Arbeit dies Gewinnen verdankte.

Wieder hatte sie gesetzt — eine hohe Summe, die Rouletteкugel durchlief mit leisem Aufschlagen an dem Rand des Zirkels die Bahn.

Gewonnen!

Kaum hatte sie darauf geachtet, während sie lächelnd ihre Goldstücke ordnete.

„A qui les billets!?" klang die gedämpfte, aber scharf akzentuierte Frage des Croupiers in ihr spielerisches Tun.

Sie sah auf. „A moi!" sagte sie heiter, und ein, zwei, drei Tausendfrankenbillette glitten in ihre Hand.

Eben wollte sie diese ersten Tausendfrankenbillette mit einem stillen Triumph über den alten Spielhöllenherrn Blanc, der sie ihr geben mußte, zusammenfalten, als sie, leicht zusammenzuckend, innehielt. Das Lächeln schwand von ihrem schönen Gesicht, ihre heiteren Augen verdunkelten sich.

„Mein Gott!" murmelte sie und starrte die drei Papierblättchen an.

Alle drei trugen sie drei klare, rote, erbsengroße Blutstropfen am Rande! Das — das also war ihr Gewinn?! Das zahlte ihr die große, reiche Bank

von Monte Carlo, der alte Millionär Blanc? Von dem man seelenruhig seinen Spielgewinn einstreichen konnte, da man keinen Menschen beraubte, keinen Bekannten, keinen Freund, worüber sie neulich, derselben Ansicht mit dem jungen Offizier, im D-Zug sich entrüstet hatte.

Aber — wer zahlte denn der großen, reichen Bank, dem Millionär Blanc erst diese drei Tausendfrankenbillette mit den drei Blutstropfen? — Direkt, ganz direkt hatte sie, Martina Hillern, diese drei Tausendfrankenbillette dem leichenblassen, im Gesicht Tod und Verzweiflung zeigenden Unglücklichen abgewonnen, der sich taumelnd von seinem Platz ihr gegenüber erhob und den Tisch verließ, dem Ausgange zueilend.

Atemlos, die Fingerspitzen krampfhaft auf die kostbaren Blätter gepreßt, starrte sie ihm nach, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Und vor ihrem Geist versank in dunkle, blutrote Tiefe die bequeme heitere Vorstellung, daß man an einer Spielbank gewinnen könne, ohne jemand weh zu tun, daß es ein Bankgeschäft sei wie jedes andere etwa.

Da hörte sie eine bekannte Stimme hinter sich leise sagen: „Na, der geht nicht mehr weit. Der ist fertig — zum Abrücken.“

Sich hastig umwendend sah sie, daß der Sprecher einer der Leutnante v. Unruh war, die mit ihr gereist waren.

Und die drei Tausendfrankenbillette, die jetzt ihr Besitz, ihr Spielgewinn waren, die hatten heute früh noch dem blassen, verzweifelten Manne gehört, der nun fertig war — zum Abrücken! Oh, sie verstand wohl, wohin! — Heute morgen hatte sie gesehen,

wie er die drei Blutstropfen auf die drei Billette getropft hatte, vielleicht oder sicher sein ganzer Besitz auf Erden!

Und was sich schon beim ersten Sehen in ihrem reichen Frauenherzen für ihn entzündet hatte, jene leise, fast mütterliche Zärtlichkeit, die ihm gern, o so gern eine Freude bereitet, ein Lächeln entlockt hätte, das quoll eben jetzt heiß und angstvoll in ihr empor.

Die Scheine in der Hand zusammenpressend, das Gold achtlos in ihren Pompadour werfend, stand sie auf und drängte sich durch die dicht stehenden Menschenreihen dem Ausgange zu.

Wenn er sich das Leben nahm?

Wenn sie zu spät kam — ihn nicht fand?

Wo sollte sie ihn suchen?

Er würde sicherlich nicht lange zögern. Was er tun wollte, das tat er sofort, gleich jetzt, in diesem ersten gewaltigen Moment der Verzweiflung. Wer weiß, zu was er Geld nötig hatte! Er hatte gar nicht ausgesehen wie ein Spieler. Nein, nur wie ein sehr unglücklicher, sehr ernster, verzweifelt entschlossener Mensch und Kämpfer. Wenn sie jetzt draußen hört, daß er Selbstmord verübt, daß sich jemand, der sein ganzes Geld verlor im Spielsaal, erschossen hatte in den Anlagen, wie das so oft vorkam in Monte Carlo, und sie — sie sollte diese drei Tausendfrankenbillette mit den drei Blutstropfen behalten, in ihre Spielkasse verschließen als rechtlichen, ehrlichen Gewinn von der Bank in Monte Carlo! —

Sie fühlte einen seltsamen Zustand über sich kommen, halb Fieber, halb Rausch war in ihren Adern und in ihrem Geist wie eine Art Suggestion, ein Zwang, ein Müssen, das sie vorwärtstrieb, diesem Unglücklichen nach, der durch sie, durch sie beraubt ist.

Dieser Gedanke beherrschte sie bei der Vorstellung der drei Tausendfrankenbillette mit den drei Blutstropfen — sein Geld, sein Blut, das sie ihm genommen!

„O Gott, hilf mir dies fürchterliche Geld zurückgeben!“ murmelte sie, die Scheine in ihrem Täschchen bergend.

Draußen in dem Vestibül mit den schlanken, roten Porphyrsäulen sah sie die hohe, schmale schwarze Gestalt nicht. Der war sicher, sicher schon längst fort, draußen — tot! Ein Sprung von dem Felsen, dem blumenbekränzten, auf dem dies Spieler- und Raubnest stand, senkrecht ins Meer abfallend, oder eine rasche Bewegung mit der kleinen Waffe, die er sicher bei sich hatte — und sie mußte die Last dieser drei Tausendfrankenbillette, dieses Blutes zeitlebens mit sich tragen! Und wenn sie sie ins Meer warf — es blieb dasselbe: der Unglückliche war beraubt, tot, durch ihr Glück, ihr Leben, ihren Gewinn. Und wer weiß, wer sonst noch nach diesen drei Tausendfrankscheinen weinte, die sich in ihrem Silbertäschchen befanden!

Nie — nie würde sie wieder spielen an der großen, reichen Bank von Monte Carlo! Nie wieder glauben, daß es das kalte, gleichgültige Geldgeschäft mit dem alten, bösen Millionär Blanc war, das sie reich machte und ihr Freude bereitete!

Ohne ihr seltsames Interesse an dem traurigen, blassen, edlen Männergesicht, ohne die drei Blutstropfen wäre sie nie, nie auf den richtigen Gedanken gekommen, daß es das Geld der Verlierenden, der Verzweifelten, der Verbrecher und Selbstmörder war, fremdes, vielleicht veruntreutes Geld, was sie in ihre Tasche steckte: direkt oder indirekt, das war am Schlusse ziemlich gleich. Und sie hatte viel Geld eingesteckt, hatte oft gewonnen.

In welcher Hast sie den leichten Abendmantel von hellfarbiger Seide über ihr Gesellschaftskleid warf, wie

sie die Stufen hinunterlief aus dem Portal in die strahlende südliche Sternennacht hinein unter die hochragenden, leise, leise die erhabenen mächtigen Häupter bewegenden Palmen und Zypressen, in das weißglänzende Blumenmeer der Rabatten hinein, die die Terrassen des Parks wie wundervolle Teppiche bedecken!

Jetzt rechts um die Ecke des Kasinos, hinunter die Terrasse, in die hohen Lorbeer- und Zypressenhecken hinein, den schmalen, düsteren Pfad, der, nur von spärlich stehenden Laternen dämmerig erleuchtet, hinunterführt zu dem Felsen: der sogenannte „Selbstmörderweg", der da an dem Rande des Felsens endigt, wo die letzten Bänke in dem duftenden Blumenmeer unter den geheimnisvoll sich neigenden Palmen, verklärend überleuchtet vom funkelnden Sternendome, stehen — dort hatte schon so mancher das Leben von sich geworfen.

Erst ganz schnell flog sie dahin, dann langsamer, zögernd, atemholend, lauschend, erschreckt vom leisen Ton ihrer eigenen Schritte auf dem kiesigen Pfade, vom Rascheln ihrer Seide an den blumigen Einfassungen des Weges.

Ihr Denken stand still, sie lauschte nur nach vorn mit allen Sinnen, mechanisch umkrampften ihre zuckenden Finger die drei feinen, knisternden, blutbespritzten Papiere, die sie unterwegs im Laufe rein mechanisch aus den Maschen der silbergesponnenen Handtasche gezogen, als wäre dies das Wichtigste, als müßte sie die nur schnell, schnell in seine Hand zurückzwingen.

So still, so todesstill war es hier, als sei da nirgends ein anderes Leben als das unschuldig schöne der Nacht mit ihren Sternen und Blumen.

Weiter hinab. Dort das Zypressengebüsch, unter dem die berühmte Steinbank steht, wo so mancher,

der den Pfad niemals wieder zurückging, seinen letzten Traum geträumt, sein letztes Gebet gesprochen, seinen letzten Fluch gemurmelt.

Horch, wie das Meer leise, leise murmelt und summt — anschlagend im breiten, elektrisch leuchtenden Blau der Wogen gegen den Fuß der Felsen — das alte Lied, das alte, süße, eintönige Lied, dem sie so gern sonst gelauscht, so gern wie dem des leise klingenden Goldstromes droben in dem weihrauchduftenden Tempel, wo die Ehrfurcht vor dem furchtbaren, mächtigen Gott Baal, dem Golde, das Knie beugt und nur flüsternd die Anbetung spricht.

Ach, heute klingt in das weiche Murmeln und Singen ein schwerer, vorwurfsvoller Unterton für Martina Hillern hinein, die so heiter spielende Frau. Nie, nie wieder dort oben hinauf! Wenn sie ihn nur finden, retten, ihre Hände von seinem Blute reinwaschen kann!

Sie steht still, beugt sich vor. Ein Stöhnen ist an ihr Ohr, an ihre im Fieber gespannten Sinne gedrungen, ihr Auge sieht starr in eine Öffnung des Myrten- und Zypressengebüsches, und der fast rote Schein der letzten Laterne fällt klar genug über eine dunkle Gestalt, ein gebeugtes Haupt. Deutlich meint sie das dichte blonde Haar zu sehen, daneben deutlich auf der weißen Marmorbank die kleine, blitzende Waffe.

War sie schon gebraucht? Hatte sie ihren furchtbaren Dienst schon getan? War es überhaupt der Mann, der Unglückliche, den sie suchte, dessen Geld und Leben ihre zuckende Hand umschloß?

Still stand sie und sah aufmerksam zu ihm hin. Er saß ruhig da, zurückgelehnt an die Bank, der Kopf gesenkt, und sah still zu Boden.

Aber wie er so saß und sich nicht regte, mochte sie

nicht länger zögern, und leichten Schrittes glitt sie in das Gebüsch, um dem Unglücklichen seine drei Tausendfrankenbillette zurückzugeben, ihn um ihres Friedens willen zu bitten, sie zu nehmen.

Aber als sie vor ihm stand, sah sie, daß der Sternenschein von Monte Carlo auf etwas Blankem leuchtete, das auf der Bank neben dem Manne lag, seiner Hand wohl entglitten — ein Revolver.

War sie zu spät gekommen?

Da — ein Schrei stockte auf ihren Lippen — er hatte sich bewegt, hatte das Haupt erhoben. Er hatte es noch nicht getan! Aber er wollte es tun, denn neben ihm lag die Waffe — im Bereich seiner Hand! Keine Macht der Welt konnte es hindern als sie allein — sie, auf deren Seele er den Mord wälzen würde, denn sie hatte ihm sein Geld, sein Alles, was er besaß, genommen! Die Scheine knitterten in ihrer geschlossenen Hand. Seine Armut hatte sie bereichert, von ihm hatte sie das Geld, nicht von der Bank!

Immer wieder und wieder diese gräßliche Vorstellung, diese Selbstvorwürfe, diese Seelenangst vor lebenslanger Reue, Tag und Nacht verfolgt von demselben Schreckgespenst dieses toten Mannes!

Atemlos lauschend, nicht imstande, vor- oder rückwärts zu gehen, stand sie da, und jeden Augenblick konnte es zu spät sein, wenn sie nicht ihn zu bewegen vermochte, die drei Tausendfrankenbillette ihr wieder abzunehmen, sie sich von ihr schenken zu lassen.

Er konnte es natürlich nicht wissen, daß die elegante Dame in glänzender Atlastoilette, mit Brillanten und Perlen geschmückt, hinter ihm hergeeilt war, vom Spieltisch fort, um ihm das Geld in die Hand zu drücken.

Sie hätte sich, wenn sie selbst jetzt ganz klar und

logisch hätte denken können, sagen müssen, daß er überhaupt in diesem Augenblick wohl gar nicht denken oder darüber urteilen würde.

Da machte er eine Bewegung, streckte die Hand aus und legte sie um den Schaft des Revolvers.

Und nun war es zu Ende mit all ihren Erwägungen. Sie trat rauschend und schimmernd in all ihrer glitzernden Toilettenpracht in das Dämmerlicht des laubenartigen Gebüsches, unter dem die Bank stand, auf der er saß.

Blitzschnell schob er die Waffe in die Brusttasche und trat ihr entgegen.

Ratlos, nach Atem ringend, mit wild klopfendem Herzen stand sie nun vor dem Manne.

Schweigend, wartend sah er die glänzende Erscheinung an, die kein Wort der Erklärung fand, sondern ebenfalls schweigend dastand.

Es war ja leicht genug gewesen, ihn daran zu hindern, sich jetzt hier das Leben zu nehmen. Aber weiterhin? Wie sollte sie ihm sein Geld zurückgeben? Wie sollte sie es anfangen, ihn auch in der nächsten Stunde daran zu hindern?

Wenn der Mensch in großen Augenblicken, in denen sein Geist ratlos, was zu tun sei, vor seinem Schicksal stillsteht, dann tut er manchmal, außerstande auf dem schmalen Brett, das über einen Abgrund führt, sich länger zu halten, das Beste, was er tun kann von selbst: er geht vorwärts auf dem schmalen Brett bis ans Ufer.

Und so tat sie auch. Sie ging, willenlos gestoßen von ihrem Schicksal, einfach weiter, da sie weder rechts noch links ausweichen konnte.

„Ich bin hinter Ihnen hergegangen. Ich habe Sie gesucht. Ich sah Sie aus dem Spielsaal gehen, als

Sie alles verloren hatten," sagte sie leise. Aber ihre Stimme klang ganz klar, ganz fest, ganz ruhig, ohne jede Scheu oder Verlegenheit oder Unsicherheit ob der Berechtigung ihres Tuns, seltsam bestimmt, tief ernst, als habe sie eben nur einer einfachen Pflicht genügt, auch als vornehme Dame einem Herrn nachzugehen und ihn anzusprechen, ohne jede Angst, falsch verstanden zu werden, einem Herrn, der eben vor ihren Augen drei Tausendfrankenbillette verloren hat. Sie hebt sie eben für ihn auf und händigt sie ihm so bald wie möglich wieder ein.

Wenn sie das nur schon getan hätte! Wenn sich das nur so einfach tun ließe, wie der Anfang dazu gewesen war!

Und dabei kam es doch darauf allein an. Wie schrecklich das Geld in ihren Händen brannte — er mußte es wieder haben! Sonst war ja am Ende doch nichts getan und nichts erreicht! Er tötete sich doch — wohl aller Geldmittel entblößt, außerstande, seine Wohnung, seinen Unterhalt zu bezahlen oder abzureisen.

Sie war auf den Weg zurückgetreten mit einer unwillkürlich ihn auffordernden, leichten Einladung, ihr zu folgen.

Der Schein der Laterne lag jetzt voll auf ihrer schönen Erscheinung, und er erkannte sie natürlich sofort. Bestürzt, verwirrt trat er einen Schritt zurück.

„Gnädige Frau," murmelte er, „ich — ich verstehe nichts — nichts von alledem. Habe ich denn die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, ohne daß ich es wüßte?"

„Ja. Ein Zufall — Sie können sich wohl kaum erinnern —"

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?" fragte er nach kurzem Zögern ernst.

Sie erschrak. Er konnte doch unmöglich ahnen, was sie hinter ihm hergetrieben hatte in plötzlich erwachter Gewissenspein. Wenn er nur nicht glaubte, daß sie ihm nachgelaufen sei aus Mitleid, um ihm ein Almosen zu geben, als sie gesehen, daß er seinen letzten Heller verspielt hatte!

Und doch war sie getrieben von einem unweigerlichen Muß — weiter, immer weiter auf dem schmalen Pfad ihres Erlebnisses.

„Ich komme in der Tat," fuhr sie mit merklich bebender Stimme fort, sich an das Wort klammernd, das er soeben gebraucht hatte, „Sie um einen Dienst zu bitten, einen sehr, sehr großen, schwierigen, sehr delikaten Dienst —"

Sie stockte, und er half ihr nicht, sondern sah sie mit scharfem Forschen schweigend an. Ach, hätte er geahnt, daß er ihr den Dienst in einer Sekunde hätte leisten können, sich selbst mit, wenn er ihr die dreitausend Franken mit seinen drei Blutstropfen aus der kleinen, heißen Hand genommen hätte, die sie umklammert hielt, wenn er sie von dem Blutgeld befreit hätte!

„Ich stehe zur Verfügung," sagte er kalt. „Wann und wo kann ich Sie treffen?"

Sie nannte ihm Namen und Hotel und die Stunde.

Er bejahte stumm.

„Also auf Wiedersehen morgen früh! Und Verzeihung für meine große Unbescheidenheit. Aber ich meine, Landsleute müssen sich in der Fremde beistehen."

„Gewiß, gnädige Frau. Ich bin selbstredend bereit."

Dann verließ sie ihn, da er keine Miene machte, sie zu begleiten, und ging den Weg zurück. Sie hatte nicht die geringste Befürchtung, daß er sein Wort nicht halten würde, ehe er ihr nicht den erbetenen Dienst geleistet hatte. Er mußte ja glauben, daß es ein sehr

wichtiger Dienst sei, dachte sie beruhigt, und in ihr Ohr klang die schöne, weiche Stimme mit dem scharfen norddeutschen Akzent. Es lag so etwas Beruhigendes, Zuverlässiges in solch einem Organ.

Die ganze Nacht träumte sie von dem Manne, den sie zu Hilfe gerufen hatte, und dessen Namen sie nicht einmal wußte.

Nur daß er ein Landsmann war, wußte sie.

Und im Traum hat man die Fähigkeit, zu lieben, so innig, daß die tiefe Herzensregung noch in den späten Morgen hinüberzittert.

* * *

Martina brachte die Zeit, bis er erscheinen würde, damit zu, sich schön zu machen und doch der ernsten Situation angemessen zu bleiben. Denn von dem Ernst derselben war sie vollkommen überzeugt, und manchmal überkam sie eine bange Angst, daß sie zu früh frohlocke, daß der Mann, kalt lächelnd über die unbegreifliche Voraussetzung der reichen Frau, zurücktreten würde.

Was zog man nur an? Was gefiel ihm? Was konnte ihn überwältigen, berauschen, willenlos machen?

Lächerlich — dieser Mann — und willenlos und berauscht von einer hübschen Frau!

Nein — es war ganz gleichgültig, wie sie aussah. Der Mann war zum mindesten nicht in der Stimmung, darauf irgendwie zu achten. Fort mit aller Koketterie! Die gehörte hier nicht her — die tat es hier nicht!

Fröstelnd erinnerte sie sich mitten in ihrer Siegeshoffnung, daß er vor wenigen Stunden noch entschlossen gewesen war, sein verfehltes Leben zu enden, weil ihn Verzweiflung und Unglück hingerissen hatten, vielleicht Geld anzurühren, das ihm nicht gehörte.

Aber diesen Gedanken verwarf sie rasch wieder. Nein, das war ausgeschlossen.

Schließlich zog sie ein ganz einfaches, weißes Mullkleid an, wie sie es morgens auf ihrem ersten Spaziergange zu tragen pflegte, mit einem weißen Ledergürtel, das schöne Goldhaar in einen schweren Zopf geflochten einfach rund um den Kopf gelegt. Und so sah sie geradezu mädchenhaft jung und zart aus. Man konnte ihr wohl glauben, daß sie in einer Lage war, in der sie irgendwie gedrängt, unsicher, durch irgendwelches Schicksal einsam geblieben, sich nicht zu raten und zu helfen wußte und in raschem Impuls eben den Landsmann in der Fremde zu sich rief.

Mit dem Glockenschlage der bezeichneten Stunde stand er vor ihr.

Ein heimliches Freuen ging durch ihr Herz, weil er so gut aussah, so männlich einfach und ernst, und weil er nicht in seinem saloppen Anzug von gestern früh kam, sondern trotz der frühen Morgenstunde im schwarzen Rock, einen neuen weißen Strohhut in der braunen, nervigen Hand, dieser Hand, die ihr so gefiel, so ohne Handschuh, als wenn sie stark zum Angreifen und zum Festhalten wäre und auch tüchtig zum Arbeiten zugefaßt habe.

Wie glücklich war sie doch, daß sie ihm gestern eben doch wohl das Leben gerettet hatte durch ihr rasches, vielleicht unüberlegtes Tun, ihre vielleicht sehr tadelnswerte Einmischung in fremdes Geschick! Nun, das war in der Hauptsache geglückt. Er lag nicht still und bleich im Leichenschauhause, nicht tief unten zwischen den Felsen zerschmettert oder erschossen. Die drei Scheine hatte sie in einem Täschchen, das ihr am Gürtel hing. Er stand lebend und gesund vor ihr. Und die geheime, große Freude, daß sie das gekonnt hatte

und sicher auch zum guten Ende führen würde, strahlte ihr ganz unbewußt aus ihren großen, blauen Augen, während sie ihm liebenswürdig die Hand hinreichte.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte sie einfach. „Es wäre ein schwerer Schlag gewesen, wenn Sie sich vielleicht doch hätten entschuldigen lassen."

„Ich hatte Ihnen mein Kommen versprochen, gnädige Frau."

„Ja, Verzeihung für den Zweifel," bat sie leise errötend.

Er neigte sich leicht und nannte ihr seinen Namen. Er mußte wohl sehen, daß sie ein Interesse an seiner Person nahm, und doch empfand er, der ein ganz feiner Seelenkenner war, wie fast alle wirklich hochbegabten Künstlernaturen ein eigenes Feingefühl haben, einen eigenen klaren Blick für anderer Sein und Fühlen, daß das Interesse ein reines, selbstloses war, daß kein Schimmer einer unedlen Regung sich hineinmischte, und langsam wich der etwas schroffe Ernst aus seinen Zügen, und sein Blick wurde warm, die schöne Güte seines Herzens trat voll hinein.

„Bitte, sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann. Ich tu's gern," sagte er, den ihm gebotenen Platz ihr gegenüber am Tische einnehmend.

„Lassen Sie mich ein wenig weiter ausholen," bat sie, die gefalteten Hände auf den Tisch legend. „Ich bin überzeugt, daß Sie mich erst verstehen können und die Größe des Dienstes begreifen werden, den ich erbitte, wenn Sie die Vorgänge in meinem Leben, in meiner Seele wissen. Dann, meine ich, können Sie meine Bitte, mir zu helfen, gar nicht abschlagen."

„Ich denke auch gar nicht daran," sagte er mit einer plötzlichen warmen Lebhaftigkeit, die ihr klarmachte, daß er ihr geistig näher kam, daß ein gewisses

persönliches Interesse und Gefühl erwachte, das vorher nicht dagewesen sein konnte.

Und dann begann sie von ihrer vermeintlichen Schuld, ihrem „Spielerleben", ihrer Spielerleidenschaft, ihrer tiefgewurzelten Ansicht, daß man seinen Freunden im Spiel kein Geld abnehmen dürfe, überhaupt keinem Menschen, das sei gleich Straßenraub — oder — oder gleich einem Raubmord, daß aber doch die große Spielbank in Monte Carlo kein Freund, kein Mensch sei. Und wenn schon, dann doch nur der fremde, alte, schrecklich reiche Pariser Millionär Blanc (sie wußte nicht einmal, ob er nicht vielleicht schon hundert Jahre tot war), der gefühllos kalte Spielbankbesitzer, der reiche Mann, der so viel armen Menschen schon ihr Geld geraubt hatte, dem könnte man doch ohne Gewissensbisse auch einmal ein paar tausend Franken abnehmen, wenn man an dem lustigen Hin und Her, dem Auf und Nieder, dem Hüben und Drüben des Glücksspiels Vergnügen fände. Denn sie täte es ja nicht aus Not, sie hätte nur Vergnügen, Freude, Anregung, Reizung ihrer Lebenskraft dabei gefunden, denn sie sei wohlhabend genug, um nicht des Gewinns wegen zu spielen.

Aber gestern abend wäre sie sehr plötzlich eines anderen belehrt worden, als der Croupier ihr drei Tausendfrankenbillette zugeschoben habe, ihren Gewinn von der Bank, vom alten Blanc, die sie eben freudestrahlend und triumphierend habe einstecken wollen, um sich einen überflüssigen Spaß damit zu gestatten. Da habe sie die drei Blutstropfen auf den gewonnenen Scheinen gesehen und sich erinnert, daß sie am Morgen noch einem anderen Menschen gehört hätten, und wie sie gesehen habe, daß der andere Mensch die drei Blutstropfen habe darauf fallen lassen.

„Nie — niemals mehr werde ich in Monte Carlo in den Spielsaal gehen und mich amüsieren mit dem Spiel und dem Hin und Her des Glücks, niemals mehr glauben, daß die Bank mir meinen übermütig eingestrichenen Gewinn gezahlt hat, sondern ein Nebenmensch, einer, der sie soeben verloren und damit vielleicht sein Letztes hingegeben in der Hoffnung, irgend ein schönes, ernstes Ziel zu erreichen, im Glauben, daß ihm die gefühllos kalte Bank dazu verhelfe."

Nun stockte sie und wußte nicht weiter. Denn er hatte sie mit keinem Wort unterbrochen, nur ab und zu den ernsten Blick seiner Augen zu ihr hinübergeschickt, die Stirn mit der Hand beschattend.

Und nun sagte sie nur noch, wie sie ihn habe forteilen sehen und in ihrem Entsetzen, ihrer Todesangst um ihn, ihrem furchtbar beschwerten, lebenslang elend gemachten Gewissen ihm nachgeeilt sei ohne Bedenken, ohne Überlegen, ihm, dem ganz fremden Menschen, und gerade noch zur rechten Zeit gekommen sei, um zwischen ihn und den Tod zu treten.

„Helfen Sie mir also! Sie haben es versprochen! Und Sie begreifen auch meine Angst! Es wäre Ihnen auch so ergangen, wenn Sie selbst die drei Tausendfrankenscheine von mir gewonnen hätten und ich wäre so davongestürzt."

„Ich kann es begreifen —"

„Und Sie wollen mir helfen? Wollen mir den großen, schweren Dienst leisten, wollen mich erlösen von der Gewissenspein, mich wieder glücklich machen?"

Er hätte ja kein Mensch, kein Mann sein müssen, wenn sein ganzes Herz ihr nicht entgegengeflogen wäre in dem allerinnigsten Wunsche, sie zu erlösen.

Und da erzählte auch er ihr seine Geschichte, wie er zu den drei Tausendfrankenscheinen gekommen war, und wie er dann entgleist war durch seine Schwäche, verleitet durch die Gespräche im Eisenbahnzuge über den Sankt Gotthard, daß man auf so ehrliche, rechtliche Weise in der großen Spielbank in Monte Carlo sein Geld verzehnfachen, verdreißigfachen könne.

„Das Geld zur Rückkehr habe ich noch," schloß er, „und der schweren Strafe und Buße, Ihre Großmut anzunehmen, muß und will ich mich, um meines Freundes willen, fügen. Nur um eines bitte ich Sie, gnädige Frau, schicken Sie selbst diese dreitausend Mark — die Differenz zu dreitausend Franken habe ich noch bei mir — an meinen Freund und schreiben Sie ihm, was Sie mir soeben erzählten. Ich werde zurückkehren und meine Lebensaufgabe zu erfüllen wissen, dankbar der edlen Gesinnung einer Frau, die — lassen Sie mich es frei gestehen — die mir das Leben gerettet hat, das ich im Augenblick der tiefsten Entmutigung und bittersten Reue im Begriff war, von mir zu werfen."

Ihre Augen leuchteten auf. Er kehrte dahin zurück, wohin auch sie zurückkehrte — in die nordische Heimat! Sein künftiger Wohnsitz war nicht weit von dem Landgut entfernt, das sie ihr Heim nannte.

Und als er sich jetzt erhob, im innersten Kern seines Wesens erschüttert, alle Schwäche abstreifend, voll Mut und Kraft sein Leben mit allem Ernst anzugreifen und ihm die Krone allen edlen Strebens in steter, unermüdlicher Arbeit, in festem Wollen abzuringen, da neigte er sich tief über ihre Hände und fragte mit zuckenden Lippen: „Ich darf Sie wiedersehen, wenn ich, frei geworden, aus eigener Kraft kommen kann?"

Da sagte sie leise, und aus ihren Augen leuchtete ihm die holde Sonne seiner Zukunft, der selige Lohn seines Strebens: „Ich erwarte Sie! Ich danke Ihnen für die Hilfe in der größten Not, die ich je gekannt habe, für die Großmut, mit der Sie ein schweres Opfer auf sich nehmen. Ich begreife, was es Sie, den Mann, gekostet hat, diese Folgen zu tragen! Wie ich ja auch schwer an den Folgen des meinen getragen habe und vielleicht noch tragen werde.“

„Ja,“ sagte er ernst — „wir beide!“

Ein neuer Modetanz.

Von M. Elsner.

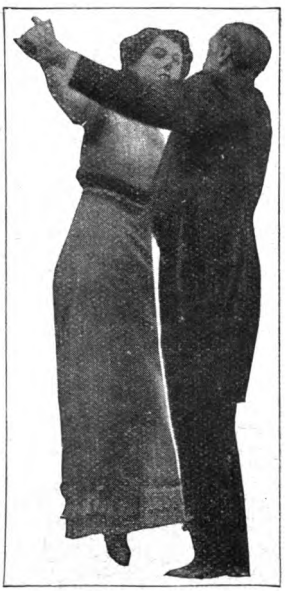
Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wir leben in einer neuerungssüchtigen Zeit. Nichts scheint fest genug gegründet, um vor einer Erschütterung durch verwegene Umstürzler sicher zu sein, und selbst den ehrwürdigsten Traditionen versagt man immer häufiger pietätlos den Respekt, dessen sie sich durch Jahrzehnte oder Jahrhunderte zu erfreuen hatten. Ein Hauch revolutionären Geistes geht durch die Welt, und spätere Geschichtschreiber werden es vielleicht als ein charakteristisches Symptom zu deuten wissen, daß man diesen Hauch nicht nur auf den Kampfplätzen des öffentlichen Lebens, sondern sogar auf dem Parkett der Ballsäle verspüren konnte.

Hier vielleicht noch früher und deutlicher als dort, denn es ist keineswegs übertrieben, wenn man von einer vollständigen Umwälzung aller bisher gültigen Anschauungen über die Grundgesetze des schönen und anmutigen Gesellschaftstanzes spricht. Nicht nur die gepuderten Damen und Herren, die einst in der zierlichen Gavotte und dem graziösen Menuett den vollkommensten Ausdruck der Freude an rhythmischer Bewegung erblickten, sondern auch die älteren unserer Zeitgenossen, denen ein wiegendes Dahinschweben nach süß berauschenden Walzermelodien den Gipfel aller Tanzesseligkeit bedeutete — sie könnten nur mit wehmütigem

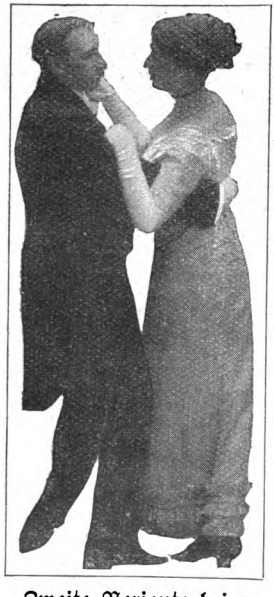
oder mißbilligendem Kopfſchütteln anſehen, welche Formen während des letzten Jahrzehnts der Tanz als geſellſchaftliche Unterhaltung angenommen hat.

Nicht mehr das Wohlgefallen an harmoniſchen Bewegungen, nicht mehr das äſthetiſche Bedürfnis, männliche Gewandtheit und weibliche Anmut zu einem das Auge des Zuſchauers entzückenden Bilde zu verſchmelzen, gilt der tanzluſtigen Jugend von heute als erſtes und vornehmſtes Geſetz. Mit derartigen altmodiſchen Anſchauungen aus einer vorſintflutlichen Biedermeierzeit hat ſie beinahe ganz gebrochen, denn ſie braucht erheblich ſtärkere Nervenreizungen, um ſich zu amüſieren. Die Quadrille iſt als ſteif und langweilig entweder vollſtändig verpönt oder ſie iſt zu jener ausgelaſſenen Wildheit entartet, wie man ſie etwa auf Münchener Faſchingsfeſten als ſogenannte „Française“ bewundern kann. An die Stelle des Walzers, des Rheinländers, der Polka aber ſind jene Hüpf- und Schiebetänze getreten, denen die bizarren Gliederverrenkungen von Groteskkomikern, die plumpen Sprünge kindiſcher Neger oder gar die charakteriſtiſchen Bewegungen gewiſſer Vierfüßler als leuchtende Vorbilder gedient haben.



Erſte Variante beim One-Step (Einſchritt).

Der Walzer ist entthront. Cake-walk, Machiche, Washington Post, Apachentanz, Boston und Two-Step haben, mit frenetischem Jubel begrüßt, seine Nachfolge angetreten, und erst seitdem dieser Regierungswechsel sich vollzogen, haben unsere blasierten jungen Herren die Freude am Tanzen wiedergewonnen. Der süßen und befeuernden Walzermelodien freilich mag man im Ballsaal auch heute noch nicht ganz entraten. Sie erklingen nach wie vor, wenn es auch zuweilen rechtschaffen schwer ist, bei dem rasenden Tempo, in dem sie exekutiert werden müssen, die lieben alten Freunde wiederzuerkennen.



Zweite Variante beim One-Step (Einschritt).

Auf seiten des Orchesters ist man nach dieser Richtung hin bereits an der äußersten Grenze des Möglichen angelangt. Nicht aber auf seiten der Tanzenden, so daß man bei jeder wirklich „modernen" Tanzveranstaltung das Vergnügen haben kann, zu sehen, wie sich die Mehrzahl der Paare um den Rhythmus der Musik überhaupt nicht mehr kümmert, sondern ganz nach innerstem Herzensbedürfnis in einem wahrhaft beängstigenden Tempo durcheinander rast und schiebt.

Wie so viele andere herrliche Kulturerrungenschaften ist auch die Mehrzahl der neuen Tänze aus

Amerika zu uns herübergekommen, und wenn man den jüngsten Berichten aus New York Glauben schenken darf, besteht vorläufig nicht die geringste Gefahr, daß die Bezugsquelle köstlicher Ballsensationen versiegen könnte. Denn schon erklingt jenseits des großen Teiches der Ruhm neuer Tanzerfindungen, die ohne allen Zweifel binnen kurzem ihren Siegeszug durch die ganze „zivilisierte" Welt vollendet haben werden.

Doppelboston: Anfangsstellung.

Schon die Benennungen, die ihren Charakter widerspiegeln, sichern ihnen bei der jeunesse dorée aller europäischen Kulturstaaten einen glänzenden Erfolg. Kann man sich etwas Verheißungsvolleres denken als den „Truthahntanz" oder den „Grizzlybär", welch letzterer schon heute alle Schichten der amerikanischen Jugend beider Geschlechter enthusiasmiert? Er bringt, wie es heißt, eine Nachahmung der plumpen Bewegungen eines tanzenden Bären, also vermutlich eine verbesserte Neuauflage des berühmten Cake-walk schauerlichen Angedenkens.

Zwar ist man sich unter vernünftigen Leuten in Amerika allgemein darüber klar, daß diese jüngste

Schöpfung ebenſo gröblich gegen den guten Geſchmack wie gegen die guten Sitten verſtößt; aber nachdem ſie von den „oberen Vierhundert“ New Yorks mit heller Begeiſterung aufgenommen worden iſt, will ſolche Mißbilligung wenig oder gar nichts mehr bedeuten.

Doppelboſton: Erſter Schritt.

Schon herrſcht in den Ballſälen der Multimillionäre wie in den öffentlichen Tanzhäuſern der Grizzlybär als König der Saiſon, und wir können deshalb mit Beſtimmtheit darauf rechnen, ihn bald auch auf europäiſchem Boden allerorten ſeine eigenartige Grazie entfalten zu ſehen.

Einen wie hohen Gewinn unſer geſellſchaftliches Leben aus dieſem allerneueſten amerikaniſchen Import ziehen wird, läßt uns ein New Yorker Berichterſtatter ahnen, indem er ſchreibt: „Man hat die lehrreiche Beobachtung gemacht, daß ſeit dem Eindringen der Schiebetänze, der Apachentänze und ähnlicher Formen der Unterhaltung zu zweien die Tanzluſt der goldenen Jugend ganz ungewöhnlich zugenommen hat, ſo daß die Hausbälle in reichen Häuſern, die früher gewöhnlich um drei Uhr morgens zu Ende waren, ſich jetzt bis nach Tagesanbruch ausdehnen, weil das junge Volk vor lauter Schiebetänzen und

‚Grizzlybären‘, meiſt zum ſtillen Entſetzen der Wirtin, nicht dazu zu bringen iſt, an den Aufbruch zu denken.“

Möglich iſt allerdings auch, daß wir demnächſt Zeugen eines ſehr intereſſanten Wettſtreites zwiſchen dem amerikaniſchen „Grizzlybären“ und dem engliſchen „Doppelboſton“ ſein werden, von dem ſachkundige Leute prophezeien wollen, daß er allein berufen ſei, der neue Modetanz zu werden. Vielleicht wäre es ihm zu wünſchen, wenn auch nur auf Grund der uralten Binſenweisheit, daß von zwei Übeln das kleinere jederzeit den Vorzug verdient, denn ſo ſchlimm wie der Truthahntanz oder der Grizzlybär ſind der „verbeſſerte“ One-Step (Einſchritt) oder der Doppelboſton wohl auf keinen Fall. Was die Verbeſſerungen des erſtgenannten Tanzes betrifft, ſo beſtehen ſie aus zwei neuen Varianten, die in den beigefügten Bildern beſſer veranſchaulicht ſind, als ſie ſich mit Worten beſchreiben laſſen. Nummer eins iſt ein kurzes Seitwärtsgleiten des einen Fußes, während der andere in der jedem Leſer aus der Tanzſtunde hinlänglich bekannten „dritten Poſition“ auf-

Doppelboſton: Zweiter Schritt.

geſetzt wird; Nummer zwei aber ein ungewöhnlich lang ausgreifender Schritt ſeitwärts mit gleichzeitiger Kniebeuge des Standbeines. Über die Anmut dieſer Bewegung möge ſich jeder Beſchauer auf Grund der Photographie, für die ein vorzügliches Tänzerpaar Modell geweſen iſt, ſeine eigene Meinung bilden.

Doppelboſton: Dritter Schritt.

Von ungleich größerer Bedeutung als dieſe kleinen Variationen iſt natürlich die geniale Neuſchöpfung eines Tanzes, den Herr Charles d'Albert, „Vizepräſident und Ehrenſekretär der Kaiſerlichen Geſellſchaft von Tanzlehrern", in London aus dem einfachen Boſton entwickelt und auf den ſchönen Namen des „Doppelboſton" getauft hat. Er wird ebenfalls im beſchleunigten Walzerrhythmus getanzt und ſetzt ſich aus drei Schritten zuſammen, deren jeder einem Takt der Muſik angepaßt iſt.

Die Anfangsſtellung des tanzenden Paares iſt inſofern der Anfangsſtellung beim Walzer entgegengeſetzt, als der Tänzer den Rücken der Wand und nicht dem Innern des Raumes zuzuwenden hat wie beim Walzer. Erſter Schritt: Der Herr beſchreibt mit dem rechten Fuße ſeitlich rückwärts einen Halbkreis, während die Dame dieſelbe Bewegung mit dem linken Fuße

ſeitlich vorwärts ausführt. Zweiter Schritt: Der Herr mit dem linken und die Dame mit dem rechten Fuße machen, ohne ſich zu drehen, einen Schritt ſeitwärts. Dritter Schritt: Der Herr bringt, das Körpergewicht auf das rechte Bein verlegend, mit ſtarker Kniebeuge den linken Fuß ſeitlich quer vor den rechten, während die Dame den rechten Fuß ſo vor den linken ſetzt,

Neue Art, die Hand der Dame beim Tanzen zu halten.

daß er ſich in Kreuzſtellung zu dem linken ihres Partners befindet. Gerade in dieſer, mit beiderſeitiger ſtarker Kniebeuge verbundenen Kreuzung der Füße beim dritten Tempo beſteht die Originalität des neuen Tanzes, von deren überwältigender Wirkung bei der gleichzeitigen Ausführung durch eine größere Anzahl von Paaren man ſich auch ohne erheblichen Aufwand an Phantaſie eine zutreffende Vorſtellung machen kann.

Da die Erlernung des neuen Tanzes nicht die geringsten Schwierigkeiten bietet, wird er sich, wie sein Erfinder mit berechtigtem Stolze voraussetzt, binnen kürzester Frist die Welt erobert haben.

Unsere Skizze wäre unvollständig, wenn wir nicht auch jener anderen bedeutsamen Neuerung Erwähnung täten, die demnächst in unseren Ballsälen Aufsehen erregen wird, nachdem sie die Sanktion der maßgebenden Tanzautoritäten in Amerika und England gefunden hat. Beim One-Step wie beim Boston erfaßt nämlich der Kavalier nicht mehr die Hand seiner Dame, sondern er schafft durch den weggestreckten Daumen seiner linken Hand eine gabelförmige Stütze, in welche die Tänzerin ihr Handgelenk legt. Wenn das auch nicht gerade einen Fortschritt in bezug auf Bequemlichkeit oder Natürlichkeit der Haltung bedeutet und ungefähr ebenso anmutig wirkt wie der Händedruck mit aufwärts gebogenem Ellbogen, so ist es doch jedenfalls höchst „fashionabel".

Dies Zauberwort hat bei der hoffnungsvollen deutschen Jugend bekanntlich schon viel törichteren Dingen zur Geltung verholfen, als es schließlich die gezierte Führung einer Tänzerin ist.

Es gibt mehr Dinge —

Nach den Aufzeichnungen eines Rechtsanwalts.

Von H. Schobert.

(Nachdruck verboten.)

Justizrat Eberti ſchaute der Eintretenden erſtaunt entgegen und konnte ſich eines leiſen Unbehagens dabei nicht erwehren — etwas, das ihm ſonſt ſelten begegnete.

Sie war groß und hager. In langen, loſen Falten hing ein ſchwarzes Wollkleid und ein ebenſolcher Umhang an ihr herab, ſchwer von dem nebelnaſſen Regenwetter, das draußen herrſchte, und mit häßlichem Ton ſchurrte der feuchte, ſchmutzige Saum über das Parkett.

Sie ging ganz gerade aufgerichtet; keine Miene in ihrem gelblichen, ſtarren Geſicht bewegte ſich; die Augen waren wie erloſchen, die Lippen farblos, faſt grau. Schwer lag das dunkle Haar an Stirn und Wangen, ſo daß man kaum erkennen konnte, wo es aufhörte und der Hut begann, von dem ein langer, ſchwarzer Kreppſchleier herabhing.

Der Juſtizrat ſah das alles mit einem Blick, während er höflich auf den Platz neben ſeinem Schreibtiſch wies. Sein menſchenkundiges Auge taxierte ſie. Über vierzig, nicht wohlhabend, vielleicht gar arm. Und doch lag etwas in den lautloſen, langſamen Bewegungen der

Frau, das ihn wieder wankend machte, so sicher, ja fast automatenhaft wirkten sie.

Jetzt, im Bereich seiner Studierlampe, neben der sie saß, sah er sie unauffällig an. Auf der linken Backe hatte sie ein erbsengroßes, braunes Mal, und in den Winkeln um Nase und Mund, in den Augenhöhlen lagen grünliche Schatten — wie bei einer Toten. Die im Schoß ruhenden Hände, deren schwarze Wollhandschuhe abgenützt waren, hielten ein paar kümmerliche, halbwelke Blumen, von denen jener eigentümliche, widerliche Geruch auszugehen schien, der dem Justizrat erst allmählich zum Bewußtsein kam.

Er lehnte sich unbehaglich berührt in seinen Stuhl zurück und fragte kälter und knapper, als er sonst zu sprechen pflegte: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich komme, um mein Testament zu machen," sagte sein Gegenüber mit einer klanglosen Stimme, ohne jede Betonung, „und ich bitte Sie, mir die Abschrift noch heute abend durch einen Boten in meine Wohnung schicken zu lassen."

„Das wird kaum möglich sein."

„Es muß sein."

Der Justizrat ärgerte sich über den kurzen Ton, über das kategorische Wesen der Fremden, dem etwas Zwingendes innewohnte, ohne daß er doch wußte, worin es bestand, denn die Frau rührte sich nicht, ja, sah ihn nicht einmal an. Ihre Augen gingen ins Leere.

Er griff nervös nach einem Federhalter, beugte sich über das Papier und wartete.

Sie begann: „Ich — Marie Oederichs geborene Rustan, Wendelstraße 14, vermache meinen auf das Los Nummer 1417 der Staatslotterie gefallenen Gewinn von einmalhunderttausend Mark ausschließlich meiner Schwester und deren Angehörigen. Mein Mann

bekommt nichts! — Das ist mein unumstößlicher Wille. Hier ist das Los."

Der Justizrat richtete sich auf und lehnte sich dann wieder in den Stuhl zurück. Mit neugierigem Interesse sah er in das starre Gesicht vor sich. Die Frau war also nicht arm, besaß Geld — gleichzeitig aber fuhr es ihm durch den Sinn, daß doch heute erst Ziehung in dieser Lotterie sei, wie konnte also die Fremde jetzt schon wissen ...

Nun, sein Bureauvorsteher würde es ja bestimmt wissen, der spielte ja ein Los derselben Lotterie.

Dann kam ihm die Gegenwart der Fremden wieder ins Gedächtnis.

„Sie haben also einen Mann?" fragte er kurz, geschäftsmäßig. „Ein Pflichtteil Ihres Vermögens kommt dem immer zu, er kann wenigstens sein Anrecht daran geltend machen, wenn Sie nicht geschieden sind."

„Geschieden sind wir nicht; er hat mich einer anderen wegen verlassen — mich und das Kind. Das ist inzwischen gestorben. Nichts verbindet mich mehr mit ihm."

Keine Erregung — weder in der Stimme, noch im Ausdruck des Gesichts, und der Justizrat ertappte sich auf dem merkwürdigen Gedanken, daß er den Mann verstehen könne, der diese Frau verließ, an der alles leblos, schattenhaft und abstoßend war.

Er begann zu schreiben, ohne dabei das sonderbare Gefühl loswerden zu können, das ihn beherrschte, seitdem diese Frau sein Zimmer betreten. Etwas Abwehrendes, etwas, das ihn fast zwang, es von sich zu scheuchen, wie einen Alp, unter dem er litt.

Aber er beherrschte sich und schrieb: „Ich — Marie Dederichs geb. Rustan —"

Plötzlich brach ihm der Schweiß aus; er mußte sich

in den Stuhl zurücklehnen, denn der Geruch, der von ihr oder von den verwelkten Blumen ausging, brachte ihn einer Ohnmacht nahe.

„Sie enterben also Ihren Mann vollständig?“ fragte er, nur um die Pause auszufüllen.

„Vollständig! Und ich mache auch gar kein Geheimnis daraus. — Weshalb auch!“ kam die leere Stimme zurück, ohne daß sich der Körper auch nur im geringsten bewegte. „Er verleitete mich durch Versprechungen und Beschwörungen, meiner armen Schwester und ihren fünf Kindern, die nach dem Tode meines Schwagers nichts als dessen Lebensversicherungssumme besaßen, dieses Geld zu stehlen und ihm damit nach London zu folgen, wo er mich heiratete. Die Rückzahlung an meine Schwester, die er mir in sichere Aussicht gestellt, unterblieb natürlich. Pläne, Projekte, andere Frauen fraßen das Sündengeld. Mein Kind und ich hungerten, bis ich, allein nach Deutschland zurückgekehrt, für uns beide so viel erwarb, daß ich wenigstens unser Leben fristen konnte. Da erschien eines Tages mein Mann wieder, nahm mir meine kärglichen Ersparnisse kraft seines Rechtes als Ehemann — und ließ uns zum zweiten Male allein.“

Der Justizrat blickte zum Fenster hinaus, hinter dem Regen und Nebel brodelten. „Das ist eine traurige Geschichte,“ sagte er, „und ich kann Ihre Abneigung gegen den Mann wohl begreifen. Immerhin, das Gesetz —“

Sie lachte kurz auf. Es war ein merkwürdiger Ton. „Das Gesetz geht mich gar nichts an. Ich hasse den Menschen, ich hasse ihn über das Grab hinaus, und mein Haß ist stärker als der Tod.“

Auch jetzt keine Erregung in Stimme und Haltung. Den Justizrat überlief es kalt. Er machte sich wieder eilig an den Entwurf des Testaments, denn der Geruch

war nicht mehr zu ertragen. Je eher diese Frau ging, je lieber war es ihm.

Trotzdem fragte er noch einmal, ohne aufzusehen: „Haben Sie inzwischen von Ihrer Schwester und deren Familie gehört?“

„Nein. Aber sie sind noch alle am Leben, so daß ich gutmachen kann, was mein Mann an ihnen gesündigt hat. Aber es ist die höchste Zeit dazu.“

„Ich vermerke also die Enterbung Ihres Mannes ausdrücklich.“

„Bitte.“

„Nach dem, wie Sie ihn geschildert haben, wird er nicht gutwillig verzichten.“

Ihre Lippen verzogen sich höhnisch. „Er wird natürlich alles versuchen, aber er muß eben, Herr Justizrat — und er wird!“

„Was sollte ihn dazu veranlassen?“

„Der Tod — der Tod durch eigene Hand!“

Der Justizrat wandte sein Gesicht, er sah maßlos erstaunt aus. „Woher aber wollen Sie das mit solcher Sicherheit wissen?“

„Ich weiß es.“

Eberti schüttelte den Kopf. „Wie Sie meinen. — So, dann bitte zu unterzeichnen.“

Höflich stand der Justizrat auf und bot Frau Oederichs den eigenen Schreibstuhl. Während sie Platz nahm und sich über das Papier beugte, stand er neben ihr. Und wieder stieg ihm der schreckliche Geruch, der von ihr ausströmte, in die Nase, so daß er angewidert und empört den Kopf zur Seite wandte. Dabei fiel sein Blick auf die Uhr an der Wand, die genau halb sechs zeigte, und wanderte dann wieder zurück zu den welkenden Blumen, die Frau Oederichs noch immer in der linken Hand hielt und auch jetzt nicht losließ.

Als sie endlich gegangen, riß der Justizrat beide Fensterflügel weit auf. Der schreckliche Geruch legte sich ihm auf Brust und Lungen, nahm ihm den Atem und machte ihn ganz krank. Und während er immer noch das gelbe Wachsgesicht der Frau sich gegenüber zu sehen meinte, bekam er plötzlich einen solchen Hunger nach Menschen und Menschenstimmen, daß er eilig zu seinem Bureauvorsteher in das Nebenzimmer trat.

Er gab Auftrag, noch heute die Testamentsabschrift Wendelstraße 14, vier Treppen zu bringen, und, sich über die Stirne streichend, fügte er hinzu: „Eine eigentümliche Person, diese Frau Oederichs. Haben Sie sie gesehen, Schulz?"

„Jawohl, Herr Justizrat. Ich habe ihr nachgesehen, als sie hinausging. Wie eine Katze so leise, man hörte keinen Tritt. Nur das Kleid schurrte."

Mit Behagen sog der Justizrat die kalte, jetzt aber reine Luft ein, als er wieder an seinem Schreibtisch saß und nun über das beinahe abergläubische Grauen lächelte, das er vor kurzem in diesem selben Zimmer vor einer fremden Frau und dem Geruch welkender Blumen empfunden hatte.

In dem Treppenflur des Hauses Wendelstraße 14 gab eben die Pförtnerfrau ihrem kleinen Mädchen die lange Stange mit dem brennenden Wattebäuschchen in die Hand, um das Gas anzuzünden. Sie sah ihr nach, wie sie hurtig die Treppe hinauflief, die hinter dem Flurabsatz rechts abbog, dann wandte sie sich um, weil hinter ihr die Haustür ging.

„Guten Abend, Frau Oederichs," sagte sie, die Eintretende erkennend, indem sie die Arme in die Schürze wickelte. „Schreckliches Wetter! — Aber wie

sehen Sie denn aus? Ich glaube, Sie sind schon wieder auf dem Kirchhof gewesen!"

Frau Oederichs nickte stumm.

„Das kann doch nun alles nichts mehr nützen! Sie werden davon auch noch krank werden. Der leibhaftige Tod steht Ihnen ja schon auf dem Gesicht."

„Ich bin nur hungrig und müde, Frau Dürk, und mich friert so! Schrecklich friert mich!"

„Na, dann gehen Sie nur hinauf, machen Sie sich eine heiße Tasse Kaffee, und legen Sie sich ins Bett. Ich komme nachher mal 'rauf, um zu sehen, ob ich Ihnen was helfen kann."

Sie sah ihr nach, als sie die Treppe emporstieg, und schüttelte den Kopf.

„Wie 'ne Tote!" dachte sie. „Wie 'ne leibhaftige Tote!"

Als ihre Kleine wieder heruntergesprungen kam, hielt die Mutter sie an.

„Hattest du denn oben schon Licht, als die Oederichs kam?" fragte sie.

„Die Oederichs? Die hab' ich gar nicht gesehen! Die ist doch jetzt nicht gekommen!" lachte das Kind und guckte erstaunt die Mutter an.

„Aber ja doch! Eben."

„Ich hab' sie aber nicht gesehen."

„Du mußt doch! Sie ging ja gleich hinter dir die Treppe 'rauf, und ich hab' noch mit ihr gesprochen!"

„Nee, Mutter!"

„Ach, ihr dummen Jören, ihr seht auch gar nichts!" Und sie gab ihr einen kleinen Puff.

„Doch, Mutter, ich sehe ganz gut," wehrte sich das Mädchen. „Den Brotbeutel bei der Oederichs habe ich an der Klinke hängen sehen. Heut ist er ganz stramm. Mindestens sechs Semmel sind darin. Alle Tage wird

er voller, seit vorgestern. Warum hat sie ihn denn nicht 'reingeholt?"

„Den Brotbeutel hat sie hängen lassen?" fragte die Frau voller Interesse. „Na, dann wird sie ihn jetzt wohl mitnehmen. Ich will nachher mal 'raufgehen und nach ihr sehen. Die Frau ist wohl nicht mehr ganz richtig im Kopf."

Inzwischen schlurfte sie aber in ihren Keller zurück, zündete sich die Lampe an, holte einen Topf Kaffee und machte es sich bequem.

Darüber vergaß sie Frau Oederichs.

In einem Vorstadtcafé niedrigster Art saß ein reduziert aussehender Mann, den Kopf in die Hand stützend, und starrte vor sich hin. Wenn er es sich ehrlich zugestand, sah er keine Lebensmöglichkeit mehr vor sich — alles war ihm fehlgeschlagen. Aber dabei spielte seine Vorstellung mit tausend Dingen, die ihm helfen konnten, wenn sie eintrafen, nicht zum mindesten mit dem Gedanken an eine Rückkehr zu seiner Frau. Obdach fand er dort wenigstens und warmes Essen. Es war ja schließlich sein Recht. Und vielleicht ließ sich Marie mit Hilfe des Kindes erweichen und behielt ihn wieder bei sich.

Angenehm war es nicht, aber immerhin bequem und in seiner Lage eigentlich das einzige, das ihm übrig blieb.

Wie gut, daß er den Korridorschlüssel noch an seinem Bunde hatte! Da konnte er sie überraschen, wenn er wollte, und traf vielleicht eine weiche Stunde, in der sie ihm vergab.

Er hatte sich so wenig um ihr Seelenleben gekümmert, daß er in ihr noch immer sein gefügiges Werkzeug sah,

wenn er nur wollte. Er nahm an, die alte Leidenschaft für ihn glühte noch immer in ihr und ahnte nichts von dem kalten, grausamen Haß, den sie schon lange gegen ihn empfand.

In diesem Augenblick klinkte die Tür, ein kleiner Junge brachte mit den Zeitungen die soeben erschienene Gewinnliste der Staatslotterie und legte sie auf den Tisch.

Gedankenlos zog Oederichs das Blatt an sich und ließ seine Augen über die Zahlenreihe gleiten. Er hatte kein Los, aber — richtig, Marie hatte eins! Ja, Marie hatte vor Jahren einmal eines gekauft — er entsann sich deutlich. Die Nummer mußte sogar in seinem Notizbuch stehen. Und damals hatte seine Frau erklärt, das Los bis an ihr Lebensende spielen zu wollen.

Er holte das schmierige Notizbuch heraus und schlug es auf, mehr aus Spielerei als im Ernst. Und schließlich fand er auch die schon halb verwischte Losnummer.

Nun glitten seine Augen mit Interesse über die Zahlenreihen. Und plötzlich schoß ihm das Blut heiß in die Schläfen, so daß er die Fingerspitzen auf die Adern pressen mußte.

Der Hauptgewinn — dreimalhunderttausend Mark! Und Marie hatte ein Drittel gespielt!

Er sprang auf und taumelte, als hätte er zu viel getrunken. Scheu sah er sich um und stürzte auf die Straße. Schnell, nur schnell! Damit ihm nicht etwa jemand mit der Nachricht bei seiner Frau zuvorkam, denn dann witterte sie in seiner Rückkehr doch nur Egoismus und verhärtete ihr Herz gegen ihn. Er wollte aber und mußte um jeden Preis aus seinem jetzigen Elend heraus, denn so konnte es nicht weitergehen — das war kein menschenwürdiges Dasein mehr, das er in der letzten Zeit geführt hatte!

Beinahe wäre er gestürzt, so kopflos sprang er auf eine Straßenbahn und fuhr nach der Wendelstraße.

Aber je näher er dem Hause kam, desto mehr verlangsamte sich sein Schritt. Die Hände in den Taschen, stellte er sich in den Torweg gegenüber und starrte zu den Fenstern der Wohnung hinauf.

Sie waren dunkel. Also niemand zu Hause. Marie lieferte wohl Arbeit ab und hatte das Kind mitgenommen. Dann war also die Wohnung leer.

Wie er auf einmal alles deutlich vor sich sah!

Das eingesessene Sofa im ersten Zimmer, den Tisch davor mit der geblümten Decke, an der Wand das alte Zylinderbureau, dessen Deckel immer kreischte, wenn man ihn aufhob oder schloß.

In diesem Bureau bewahrte Marie ihren kärglichen Verdienst auf, und in dem zweiten Schubfach links lag das Los zwischen Steuerquittungen, Mietzetteln und sonstigen Papieren. Er sah es so genau vor sich, als wären die Zahlen Flammen, die ihm vor den Augen loderten, und er preßte die Lippen fest aufeinander und dachte — dachte ...

Ein teuflischer Plan durchzuckte plötzlich sein Hirn und ließ ihn fiebern. Wer das Los vorzeigte, bekam das Geld. Wenn er hinauflief, nach dem Los suchte und es an sich nahm?

Den Kopf vorstreckend, spähte er in den erleuchteten Hausflur. Er schien leer. Ob die Dürk noch da war, die ihn kannte? Schließlich — wenn sie ihn auch sah, so war es kein Unglück. Als Ehemann durfte ihm niemand verbieten, seine Frau aufzusuchen.

Er ging über den Damm, trat an das beschlagene Fenster und spähte noch einmal in den Flur. Niemand war zu sehen.

Da stieß er hastig die Tür auf und war mit zwei Sätzen an der Treppenkrümmung verschwunden.

Nun ging er langsamer, das Herz klopfte ihm bis in den Hals, die Füße schienen ihm schwer wie Blei.

In seiner Aufregung sah er gar nicht an der Klinke der Türe den gefüllten Frühstücksbeutel hängen. Ein häßlicher, fader Geruch schlug ihm entgegen, und im Korridor war es dunkel und kalt. Aber er kannte ja die Einrichtung der Wohnung, die Schwefelhölzchen und das kleine Lämpchen standen sicherlich am alten Ort.

Mit zitternden Fingern machte er Licht und sah sich dann scheu um. Nichts regte sich. Nun öffnete er die Tür zum Wohnzimmer. Sein erster Blick galt dem Zylinderbureau. Es stand noch an derselben Stelle. War er doch erst ein Jahr fort.

Oederichs blickte nach der geschlossenen Nebentür. „Marie!“ rief er halblaut, dann noch einmal kräftiger: „Marie!“

Nichts regte sich.

Nun ging er an das Bureau und versuchte den Deckel zu heben. Es war verschlossen. Aber er wußte ja Bescheid. Es dauerte auch nicht lange, dann gab es einen Knack — kreischend rollte der Deckel hoch.

Wieder sah er sich um. Wieder blieb alles still. Und nun fing er an zu suchen — zu suchen! — — Mit gierigen Fingern durchwühlte er die Fächer, aber weder Geld noch Los ließen sich finden. Marie mußte ein anderes Versteck gewählt haben.

Er biß die Zähne aufeinander, gierig hafteten die Augen auf jedem kleinen und kleinsten Fetzen Papier, der ihm in die Hände kam.

Und da fand er denn endlich ein Lederbeutelchen, versteckt unter allerlei Kram, in dem ein funkelnagelneues Dreimarkstück steckte. Ohne weiteres ließ er es

in der Tasche verschwinden, in der sich nur noch ein paar Nickelmünzen befanden.

So ganz hingenommen war er von seinem Suchen, daß er nicht einmal bemerkte, wie nichts in dem Zimmer mehr von der Anwesenheit des Kindes sprach. Kein Spielzeug, kein hingeworfenes Büchelchen. Unwirtlich leer und einsam sah alles um ihn aus.

Auf einmal schrillte gellend die Klingel. Entsetzt fuhr Oederichs zusammen. Leise wie ein Dieb und zitternd wie ein solcher ließ er die Bureauklappe zurückrollen und blieb horchend und wartend stehen. Ihm war, als hörte er Stimmen draußen.

Und nun wieder der scharfe Klingelton. Gellender, länger und anhaltender als vorhin.

Tausend Gedanken und Möglichkeiten jagten sich in Oederichs' erregtem Hirn. Was sollte er tun?

Vielleicht war seine Frau draußen, vielleicht die Polizei, die ihn ohnehin suchte.

Wieder wurde geklingelt. Da richtete er sich mit plötzlichem Ruck hoch. War es nicht sein Recht, hier zu sein, bei seiner Frau! Wer wollte ihm das wehren?

Er trat auf den Korridor und ging langsam auf die Türe zu.

Draußen hörte er jemand sagen: „Ich wußte doch, daß sie da ist. Ich hab' ja mit ihr vor einer Stunde noch gesprochen."

Als der grelle Schein der Flurlampe auf Oederichs' blasses Gesicht fiel, während er öffnete und auf die Schwelle trat, kreischte eine Frauenstimme laut auf.

„Mein Gott, das ist sie ja gar nicht! Das ist ja —"

„Ich bin Oederichs, der Ehemann. — Kennen Sie mich nicht mehr, Frau Dürk?"

„Und ob ich Sie kenne!" entgegnete die Frau und wischte dabei mit einem verächtlichen Ausdruck über

ihr Gesicht. „Aber wie kommen Sie denn hier herein, in die verschlossene Wohnung? Und Ihre Frau?“

„Sie ist nicht zu Hause. Ich warte eben auf sie,“ sagte er möglichst unbefangen. „Und wie ich hereingekommen bin? Ich habe ja noch die Schlüssel, Frau Dürk.“

„Das ist nicht erlaubt,“ zeterte sie, „das werd' ich gleich dem Wirt sagen! — Ihre Frau will nichts mehr von Ihnen wissen!“

Er zuckte die Achseln. „Tun Sie, was Sie wollen. Aber einstweilen bin ich noch der Herr hier. — Und was wollen Sie?“ fragte er den jungen Burschen, der neben der Frau stand und einen Brief in den Händen hielt, augenscheinlich nicht recht wissend, was er tun sollte.

„Den Brief hier abgeben soll ich — vom Lotteriekollekteur.“

Oederichs nahm ihm den Brief voller Würde aus der Hand. Darauf verstand er sich noch, etwas aus sich zu machen. „Nur her damit, mein Sohn! Weiß schon. Wir haben gewonnen. Die Nachricht soll belohnt werden.“

Mit der Grandezza eines Fürsten faßte er in seine Westentasche. Die paar losen Nickel, die ihm zwischen die Finger kamen, erschienen ihm zu wenig, um sich damit einen Nimbus zu verschaffen, um so mehr, da die Portiersfrau lauernd und, wie es ihm schien, höhnisch auf seine Hand sah.

Da langte er denn den blanken Taler heraus und sagte gönnerhaft: „Da, mein Sohn! Spiele auch in der Lotterie!“

Und nun machte er Miene, die Korridortür wieder zu schließen. Aber die Dürk drängte sich an ihm vorüber. Sie war schneller als er. Ihr undeutliches Ge-

murmel verstand er zwar nicht, wollte sie aber auch nicht noch mißtrauischer machen, als sie ohnehin schon war. Vielleicht lief sie sonst auf die Polizei, und die fürchtete er.

So sagte er denn gönnerhaft: „Wollen Sie mir Gesellschaft leisten, Frau Dürk?"

„Nach Ihrer Frau will ich sehen."

„Meine Frau ist nicht zu Hause."

„Gewiß ist sie da. Und krank war sie obendrein."

Sie stand auf der Schwelle des Wohnzimmers und spähte hinein. Das war allerdings leer. Nicht einmal der Vogel im Bauer flatterte, und das Lämpchen vor dem Sofa erhellte nur einen ganz kleinen Kreis. Sie öffnete die Tür des Nebenzimmers, das dunkel war. „Frau Oederichs!" rief sie.

Keine Antwort. Aber je mehr sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten, je sichtbarer traten da die Konturen der armseligen Möbel hervor. Zwei Betten, ein Schrank, ein Sofa und davor ein Tisch.

Auf dem Sofa schien etwas zu liegen.

Frau Dürk bekam plötzlich das Zittern in den Knien. Sie riß die Glocke von dem Lämpchen, ergriff es und leuchtete.

Da lag Marie Oederichs lang ausgestreckt in ihrem nassen, schwarzen Kleide, in der Linken ein paar welke Blumen, den Hut noch auf dem Kopf — und rührte sich nicht. Das Flackerlicht des kleinen Dochtes verzerrte die Züge und malte graue und schwarze Schatten in das totenhafte Gesicht.

Klirrend setzte die Dürk die Lampe nieder, beugte sich über die Liegende, berührte sie an der Stirn, den Händen und schrie plötzlich laut auf.

„Tot ist sie! Kalt und tot!"

August Oederichs trat nun auch näher aus dem

dunklen Wohnzimmer heraus und kam bis dicht an das Sofa. Seine Knie zitterten. „Was sagen Sie, Frau Dürk?“ fragte er heiser.

„Tot ist sie!“

„Vielleicht nur ohnmächtig!“ Oederichs sagte es seiner eigenen Meinung und Hoffnung zum Trotz. „Ich will schnell einen Arzt holen!“

„Ja — ja, Doktor Zeuner nebenan!“

Barhäuptig sprang er die Treppe hinab, ein tolles Glücksgefühl in den klopfenden Pulsen. Meinte das Leben es noch so gut mit ihm? Wirklich so gut? — All das viele Geld — und keine verhaßte Frau dazu! — Es war kaum möglich, und doch — und doch — er wußte genau, daß sie tot war, tot sein mußte. Sonst hätte sie ihn vorhin beim Suchen gestört.

Frau Dürk, unentschlossen, ob sie gehen oder noch bleiben sollte, blieb auf der Schwelle stehen.

Da öffnete sich die Korridortür der Nebenwohnung, und eine alte Frau schob den Kopf durch die Spalte.

„Was ist denn hier los? Ist der Oederichs was passiert?“

Die Angeredete winkte mit beiden Händen. „Kommen Sie her, Frau Rathke. Viel ist passiert! — Der Mann ist wieder da.“

Sie winkte dabei mit dem Kopf gegen die Treppe.

„So — so! Na, will sie ihn wieder aufnehmen?“

„Sie ist ja tot!“ wisperte die Dürk und faßte den Arm der Nachbarin. „Mausetot ist sie! Und gerade jetzt, wo sie in der Lotterie gewonnen hat. Ach ja — ach ja — die Ärmste!“

„Tot?“ fragte die Rathke erschreckt. „Ob ich mir nicht so was gedacht hab'! Seit drei Tagen ist der Brotbeutel nicht 'reingeholt und der Vorhang in der Küche nicht hochgezogen worden. Jeden Tag hab'

ich vormittag und nachmittag angeklingelt, aber keines hat mir aufgemacht."

„So ist das nun nicht!" meinte die andere. „Vor einer Stunde noch hab' ich unten mit ihr gesprochen. Sie kam ganz naß und verfroren vom Kirchhof, von Lenchens Grab. Ein paar Blumen hielt sie noch in der Hand, und ich hab' ihr gesagt: ‚Machen Sie sich einen Kaffee und legen Sie sich ins Bett, Sie sehen ja aus wie der leibhaftige Tod!' Ja, so sah sie auch aus, Frau Rathke, ordentlich zum Fürchten. Und sie hat sich nun aufs Sofa gelegt, in der nassen Kledage, den Hut auf'm Kopf — und nun steht sie nie mehr auf!"

„Sie haben sie heute noch gesprochen, Frau Dürk?" fragte die andere zweifelnd. „Wenn Sie es nicht sagten — ich glaubte es nicht. Wissen Sie auch ganz gewiß, daß es heute war?"

„Sie fragen gerade so komisch wie meine Ida," sagte die Pförtnerfrau ärgerlich. „Die will sie auch nicht beim Gasanstecken gesehen haben, obgleich sie an ihr vorbeigegangen ist."

„Kann ich mal in die Wohnung?"

„Na gewiß — die Tür ist ja auf. Er holt jetzt den Doktor. Und wissen Sie, was mich am meisten dabei ärgert? Der Schuft kriegt nun all das schöne Geld. Er hat sie sitzen lassen, und wir haben ihr beigestanden, wo wir konnten. Sehen Sie, Frau Rathke, so ungerecht ist das Leben! — Und Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie großartig er dem Lotteriejungen einen Taler in die Hand drückte, so, als hätte es seine Frau keine Mühe gekostet, so ein Stück Geld zusammenzubringen! Eine Mark hätte es auch getan. Aber nein! — Und wir kennen ihn doch, den Kerl, den elenden Kerl!"

Sie ballte die Hand zur Faust, und dann traten sie zusammen an Marie Dederichs' letztes Lager.

„Die sieht aus, als wenn sie schon länger tot wäre," flüsterte die Rathke. „Aber warum ist denn ihr Kleid so naß? War das Fenster auf?"

„Hätt' ich sie nicht gesehen, hätt' ich vorhin nicht noch mit ihr gesprochen," stammelte die Dürk — „wahrhaftig, sie sieht schon ganz verfallen aus!"

Mit zitternden Knien schlich sie vor der Rathke in das Wohnzimmer zurück und stellte sich an den kalten Ofen. Sie wußte nicht, was ihr eigentlich war, aber sie fürchtete sich plötzlich entsetzlich.

Tiefe, lautlose Stille war überall, die Uhr an der Wand stand, und das Bauer mit dem kleinen Kanarienvogel, den die Oederichs so geliebt und gepflegt hatte, schien auch leer. Am Boden in dem trockenen Sand lag Hänschen mit offenem Schnabel und gespreizten Flügeln — tot. Futter- und Wassernäpfchen leer.

Beide Frauen sahen sich stumm an, dann packte die Dürk den Arm der anderen.

Aber ehe sie noch etwas sagen konnte, ging die Tür, und Oederichs kam mit dem Arzt.

Kaum einen Blick hatte der auf die Tote geworfen, als er schon sagte: „Die Frau hier ist seit ungefähr drei Tagen tot. Sehen Sie nicht die Totenflecke da, und riechen Sie nicht den Leichengeruch?"

Nach dem Ausspruch des Arztes deckte Oederichs einen Augenblick wie tief ergriffen die Hand über die Augen. „Arme Marie! — Warum bin ich nicht früher gekommen? Du wärest dann nicht so allein gestorben! — Wollen Sie gefälligst einen Totenschein ausstellen?" fragte er den Arzt.

Die Dürk drängte sich heran. „Das kann ja aber gar nicht sein! Vor einer Stunde hat die Frau noch auf der Treppe mit mir gesprochen und geklagt, wie kalt und müde sie sei."

„Unmöglich, liebe Frau — da liegt eine Verwechslung vor!“

„Als ob ich die Oederichs nicht seit vier Jahren kennte! Und so naß war ihr Kleid wie jetzt noch — und sie kam vom Kirchhof, von Lenchens Grab, die Blumen hat sie ja noch in der Hand!“

„Lenchen ist auch tot?“ fragte Oederichs verwundert. „Davon weiß ich ja gar nichts!“

„Na, Sie wissen doch überhaupt nichts von Ihrer Familie!“ grollte die Pförtnerfrau gehässig. „Aber nun ist's ja wohl am besten, wie es ist.“ Sie stülpte die Glocke wieder auf die Lampe. Dann fuhr sie fort: „Verwechslungen gibt es bei mir nicht, Herr Doktor. Was ich mit eigenen Augen gesehen hab', lass' ich mir nicht abstreiten. Vor einer Stunde kam die Oederichs lebendig nach Hause.“

Keiner antwortete ihr. Der Arzt und Oederichs gingen in das Wohnzimmer und traten an das Zylinderbureau, an dem der Doktor den Totenschein ausstellen wollte.

Oederichs öffnete die Rollklappe mit einem gewissen Zögern. Er fürchtete der Dürk scharfe Augen, denn drinnen sah es wüst aus, und seine Frau war stets sehr sauber gewesen. „Woran mag sie denn gestorben sein, meine arme Frau?“ fragte er.

„Das muß erst die Untersuchung feststellen. Ich kann jetzt nur den Tod bescheinigen und muß der Polizei Anzeige machen,“ sagte der Arzt zurückhaltend.

Oederichs richtete sich auf. Da klingelte es draußen laut.

„Wer kann das wieder sein?“ fragte er nervös. Die letzten entbehrungsreichen Tage lagen ihm schwer in den Gliedern.

Frau Dürk lief hinaus. „Ein Herr ist da und will Frau Dederichs sprechen!“ rief sie.

„Lassen Sie ihn eintreten.“

Mit schnellem Griff schob Dederichs dem Arzt weißes Papier zurecht, als Justizrat Ebertis jüngster Schreiber eintrat.

„Ich soll das Schreiben hier abgeben und um Empfangsbescheinigung bitten,“ sagte er und wies einen großen Briefumschlag vor.

Dederichs streckte die Hand danach aus.

Aber der Überbringer zog das Schreiben zurück. „Die Dame selbst muß es nehmen und den Empfang bescheinigen.“

„Die Dame ist tot. Ich bin der Ehemann. Das genügt wohl! Der Herr hier wird es bestätigen.“

Der Schreiber sah bestürzt von einem zum anderen. „Tot? — Vor zwei Stunden war sie ja noch bei uns in der Kanzlei und hat mit dem Herrn Justizrat Eberti verhandelt!“

Die Dürk schrie laut auf.

„Es liegt hier wohl eine Verwechslung vor,“ sagte Dederichs überzeugt. „Meine Frau hatte nichts bei dem Justizrat zu tun. — Wissen Sie, was der Brief enthält?“

Alle vier sahen dem jungen Menschen gespannt in das Gesicht, und im Bann all dieser Augen stotterte er: „Es ist die Abschrift des Testaments.“

„Welches Testaments?“ Dederichs war ganz heiser vor Schreck. „Wessen Testament?“ fragte er nochmals kurz.

Der Schreiber hatte es ja selbst sauber kopiert und dabei noch Witze gerissen über die merkwürdige Erblasserin.

Der Arzt stand mit dem Rücken an das Bureau

gelehnt und sah sehr nachdenklich aus. Ein zweiter also, der die zweifellos vor Tagen Verstorbene noch im Laufe dieses Tages gesehen haben wollte. Die Sache begann ihn sehr zu interessieren.

„Würden Sie die Dame wiedererkennen?" fragte er deshalb dazwischen. „Sie sagten, Sie selbst hätten sie heute nachmittag noch gesehen."

„Gegen sechs Uhr — natürlich kenne ich sie wieder."

„Bitte, kommen Sie mit."

Er ergriff die Lampe, öffnete die Tür zum Nebenzimmer und ließ den Schreiber eintreten.

Marie Oederichs' blasses Totengesicht lag im hellen Lichtschein da.

„Jawohl, das ist sie!" entschied der junge Mensch nach einem kurzen Blick.

„Woher wissen Sie das so bestimmt?"

Der Schreiber erklärte, daß die Frau mit den welken Blumen in der Hand, dem totenhaft starren Gesicht, dem schleppenden, schurrenden Rocksaum bei ihrem Eintritt ihm und dem Bureauvorsteher gleich aufgefallen sei und er sich gar nicht irren könne. „Übrigens wird der Herr Justizrat dasselbe sagen. Bei dem war sie ja lange im Privatzimmer," schloß er.

„Justizrat Eberti also!" vervollständigte der Arzt. „Ja, das wäre allerdings ein einwandfreier Zeuge. Telephonieren Sie ihm doch gleich, junger Mann, Doktor Zeuner brauche ihn sofort, er möchte die Güte haben, nach der Wendelstraße 14 zu kommen."

Die Pförtnerfrau hatte sich wieder in ihre Schürze gewickelt, so fror sie vor Grauen. „Ein Geist — ein Geist war's!" murmelte sie vor sich hin.

Oederichs wog den Brief in der Hand. „Bin ich nicht berechtigt, das Schreiben zu öffnen, Herr Dok-

tor?“ fragte er aus gepreßter Kehle. „Ich bin doch der Ehemann.“

„Warten Sie lieber,“ riet der Arzt. „Justizrat Eberti wird ja gleich hier sein.“

Und dann lag tiefes Schweigen über den Menschen in dem halbdunklen Zimmer — das lähmende Schweigen des Grauens, der Furcht, des Unerklärlichen. Es wurde immer schwerer, immer lastender, fast unerträglich, und doch wagte keiner, es zu brechen.

Der Arzt ergriff endlich die Lampe, ging in das Schlafzimmer und besichtigte die Tote noch einmal ganz eingehend. Dann kam er schweigend wieder zurück.

Das Erscheinen des Justizrats löste endlich den Bann. Er hielt den Hut in der Hand, denn das Treppensteigen war ihm sauer geworden, und begrüßte den Doktor mit kräftigem Handschütteln, die anderen mit kurzem Kopfnicken.

„Mußte das sein, Zeuner?“ fragte er vorwurfsvoll. „Eben wollte ich in meinen Klub.“

„Nur ein paar Worte der Aufklärung,“ sagte der Arzt. „Hier steht Aussage gegen Aussage. Man hat mich zu einer Toten gerufen, deren Ableben sicher vor mindestens drei Tagen erfolgt ist. Ihr Schreiber aber und die Pförtnerfrau hier wollen diese Tote noch vor wenigen Stunden gesprochen haben. Es muß unbedingt ein Irrtum sein, eine Verwechslung — und ich hoffe, Ihre Aussage wird Licht in die dunkle Angelegenheit bringen.“

„Sprechen Sie von Frau Dederichs? — Ja? — Nun, die war heute nachmittag allerdings bei mir.“

„Es fragt sich nur, ob die Frau Dederichs, die Sie meinen, und die Tote nebenan dieselben sind.“

„Kommen Sie!“ sagte der Justizrat statt aller Ant-

wort. „Die Frau kenne ich unter Tausenden wieder heraus.“

Sie traten in das Nebenzimmer.

Einen Blick nur warf Eberti auf die Tote, dann sagte er sofort: „Ja! — Das ist sie! — Sie war also schon eine Sterbende. Daher ihr sonderbares Wesen.“

„Aber diese Frau ist mindestens drei Tage tot. Merken Sie denn nicht den Verwesungsgeruch, und sehen Sie nicht die Leichenflecken im Gesicht?“

Der Justizrat schauderte. Derselbe Geruch wie am Nachmittage drang ihm entgegen, und nun sah er auch in der Hand der Toten die verwelkten Blumen, die er dafür verantwortlich gemacht hatte.

„Ich kann es auf meinen Eid nehmen, daß diese und keine andere heute nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr ihr Testament bei mir machte, Doktor!“

„Unbegreiflich!“ murmelte der Arzt.

Der Justizrat trat schleunigst wieder in das Wohnzimmer zurück, er wäre sonst umgefallen. Und da stand nun Oederichs am Tisch, keuchend, mit dem inzwischen von ihm geöffneten Schriftstück in der Hand und starrte ihm entgegen.

„Das ist nicht wahr. Meine Frau ist das nicht gewesen — die ist ja seit drei Tagen tot. Ich greife das Testament an.“

„Das bleibt Ihnen unbenommen,“ erwiderte der Justizrat, „aber die Tote, die mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hat, war überzeugt, Sie würden das nicht tun.“

„So — so!“ höhnte der Mann. „Da hat sie sich aber gründlich getäuscht. Warum sollte ich nicht? Hat sie Ihnen das etwa auch gesagt?“

Eberti zog es vor, zu schweigen. Das alles hier

war so grauenhaft. Am liebsten wäre er sofort gegangen, aber es bannte ihn etwas wie mit Ketten.

„Woher wußte denn meine Frau schon, daß ihr Los herausgekommen war?“ fragte Oederichs mißtrauisch. „Es wurde ja erst heute abend gezogen, bei Ihnen aber war sie angeblich um halb sechs!“

„Genau so war's!“

Und wieder sah der Justizrat die Uhr vor sich, auf die er am Nachmittage zufällig geblickt, mit einer Deutlichkeit, die ihn jeden Zweifels enthob.

„Vielleicht wissen Sie auch, wo das Los ist?“ fragte Oederichs mühsam beherrscht.

„Es liegt in meinem Geldschrank. Ihre Frau gab es mir heute nachmittag und ließ es einfach bei mir liegen, als sie ging.“

„Ein Gaunerstreich!“ schrie Oederichs jetzt, denn er wußte nun, daß er an das Geld nicht heran konnte. „Elender Betrug!“

Er fuchtelte mit der Faust dem Justizrat vor dem Gesicht herum und schäumte vor Wut. „Aber ich habe hier Zeugen! Eine Tote kann kein Testament mehr machen, und meine Frau ist drei Tage tot!“

„Beherrschen Sie sich, Mann!“ gebot der Justizrat streng. „Wahren Sie Ihre Worte! — Was hier aufzuklären ist, wird aufgeklärt werden, auch ohne Verdächtigungen Ihrerseits.“

„Geben Sie mir das Los!“ schrie Oederichs. — „Und Sie, Herr Doktor, stellen Sie mir den Totenschein aus! Es ist doch sonnenklar, daß ich der Erbe bin.“

Sein Geschrei war durch das Haus gegangen. Der ganze Korridor stand voll von neugierigen Menschen.

Der Justizrat knöpfte sich den Überrock zu und wandte sich zum Gehen. „Ich habe hier nichts mehr zu tun.

Wer etwas von mir will, findet mich in meinem Bureau," sagte er ruhig. — „Und Sie, lieber Doktor, kommen Sie mit?"

„Ja. — Aber ich muß sofort Anzeige machen und dafür sorgen, daß die Leiche beschlagnahmt wird. — Sie" — er wandte sich an Oederichs — „werden dann über den amtlichen Befund Nachricht erhalten, da ich es unter diesen Umständen ablehnen muß, einen Totenschein auszustellen."

Oederichs lehnte vollkommen gebrochen am Tisch und verstand anscheinend kein Wort von dem, was gesprochen wurde, wenigstens erwiderte er keinen Laut.

Die beiden Herren stiegen schweigend die Treppe hinab. Vor der Türe schlugen sie die Rockkragen hoch, dann erst sahen sie sich an.

„Was denken Sie von der Geschichte, lieber Doktor?"

„Ich stehe vor einem Rätsel. — Wären Sie es nicht, Herr Justizrat, so —"

„Ja, ja — ich bin es aber, und ich wiederhole Ihnen noch einmal, ich nehme die Identität der Frau auf meinen Eid."

„Da wären wir also wieder einmal glücklich bei dem Ausspruche angelangt: Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde — — Aber ich bin Materialist und glaube nicht an diese Dinge, Herr Justizrat," schloß der Doktor.

Eberti rückte an seinem Hut. „Auch ich gehöre nicht zu den abergläubischen Narren, aber heute — ich weiß nicht, da möchte ich mich beinahe zum alten Esel degradieren und das Übernatürliche mit in das Spiel ziehen. Meine Klientin hat den Gewinn gewußt, obgleich das Los noch nicht heraus war; sie sagte mir auch, daß ihr Mann zurückkehren und alles versuchen würde, um zu seinem vermeintlichen Recht zu ge-

langen. — Sie behauptete aber zugleich, sein Tod würde dazwischen treten — — Na, das bleibt ja abzuwarten. Nach Sterben sah mir der nicht aus. — Aber der Geruch der Frau, die Blumen in ihrer Hand, das nasse, schwarze Kleid — woher in aller Welt hat eine seit drei Tagen Tote einen nassen, schmutzigen Kleidersaum und regenfeuchte Sachen?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Nun sprechen Sie nur noch von dem Haß der Frau über das Grab hinaus, dann ist das Schauerdrama fertig."

„Das muß ich auch! Sie sagte wörtlich: Mein Haß ist stärker als der Tod und reicht weit über das Grab hinaus. — Lieber Doktor, wir sind beide als vernünftige Menschen durch das Leben gegangen und trotzdem — können wir uns denn wirklich vermessen, weil unsere Vorstellung hier aufhört, zu sagen: der Tod ist die Grenze von allem? Kann es nicht doch noch etwas darüber hinaus geben? Wir sind doch nur unvollkommene Kreaturen, ist uns denn wirklich alles offenbar?"

„Vielleicht nicht, aber doch wohl alles, soweit unser Begriffsvermögen reicht."

„Schön. Aber seit heute bin ich doch zweifelhaft geworden, ob unsere Eitelkeit uns da nicht eine Binde geschaffen hat, die zwar bequem, aber nicht berechtigt ist. Wer kann das letzte, aufklärende Wort sprechen? Weder Sie noch ich. Wir sind beide nur vergängliche Geschöpfe dieser Erde und vermögen mit unseren Vorstellungen nicht die dunklen, geheimnisvollen Wege zu ergründen, die zwischen Tod und Leben liegen. Aber nun leben Sie wohl, Doktor, hier ist mein Klublokal."

Sie reichten sich die Hände, und der Justizrat stieg die Treppe hinauf.

Dabei dachte er: „Ich habe natürlich einen ganz

anderen, stärkeren Eindruck als er, und ich wünschte, ich könnte diesen Nachmittag recht bald und gründlich vergessen. — Scheußlich war es!"

Dabei schüttelte er sich, rieb die kalten Hände und klingelte energisch.

Endlich hatten sich die Neugierigen aus der Dederichsschen Wohnung entfernt, auf Korridor und Treppe war es still und leer geworden. Der aufgerissene Briefumschlag, das zusammengeballte Testament lagen unbeachtet am Boden. Nichts war mehr zu hören, nur der Regen schlug gleichmäßig an die Fenster.

Dederichs saß zusammengekrümmt auf dem Sofa und starrte in die Lampe.

Die Nähe der Toten ließ ihn grausen und erschauern. Er wußte genau, wie sehr sie ihn gehaßt hatte, und diese scheinbar übernatürliche Sache, daß sie nach ihrem Tode noch ein Testament zu seinen Ungunsten gemacht haben sollte, begann jetzt erst in ihm zu wühlen.

Je mehr er grübelte, desto unheimlicher wurde ihm. Mit starren Augen sah er auf die geschlossene Tür des Nebenzimmers.

Wenn sie nun zu ihm kam!

Zähneklappernd sprang er auf — dann mit einem Satz an die Tür und schloß zweimal herum. Aber das gab ihm keine Beruhigung. Gespenster kannten weder Schloß noch Riegel — fort von hier war das einzige, was ihn befreien konnte.

Scheu sah er sich um und horchte.

Draußen schien der Regen stärker geworden zu sein, und zum Nachtquartier hatte er kein Geld. Hier saß er wenigstens trocken, wenn auch kalt.

Aber gegen die Kälte und gegen die eisige Furcht gab es ja noch ein Mittel.

So viel Nickelstücke besaß er noch, um sich Branntwein zu verschaffen. Eilig sprang er auf, horchte draußen vor der Korridortür und verließ ungesehen das Haus. In dem Laden gegenüber holte er sich Schnaps, und mit der wohlgefüllten Flasche kam er in die Wohnung zurück, schenkte sich gleich ein Wasserglas voll ein und trank es in einem Zuge leer.

Danach wurde ihm warm und leicht. Er lächelte vor sich hin. Nach dem zweiten Glase wurde es ihm ganz behaglich. Was kümmerte ihn noch die Tote nebenan, was der morgende Tag!

Ein bleiernes Müdigkeitsgefühl packte ihn nach all den Anstrengungen, er legte sich aufs Sofa und versank bald in einen Zustand der Betäubung.

Darin aber verließen ihn wieder alle Frohgefühle, er begann zu stöhnen, Angstschweiß perlte ihm auf der Stirne. Ihm schien, als käme Marie Oederichs hagerer Körper zur Türe herein, ihre starren, schwarzen Augen hefteten sich mit dem Ausdrucke grenzenlosen Hasses auf ihn.

Genau so hatte sie ihn angesehen, als er ihr vor seinem letzten Fortgehen ihre kärglichen Ersparnisse raubte — und jetzt — jetzt machte sie plötzlich einen Satz auf ihn zu, hockte sich auf seine Brust und schlang die gelben, langen Finger um seinen Hals.

Mit heiserem, entsetztem Schrei fuhr er in die Höhe und griff krampfhaft mit beiden Händen in die leere Luft.

Bebend blickte er um sich, merkte, daß die Lampe erloschen war und tiefe Dunkelheit ihn umfing. Schwer hing der schwelende Petroleumgeruch in der kalten, verbrauchten Luft und legte sich ihm beängstigend auf die Brust.

Er trank die Flasche leer.

Die Wirkung des Alkohols machte sich wieder geltend, und von neuem peinigte ihn das Traumbild, aber in noch grausigerer Gestalt.

Er fühlte, wie sich die langen, gelben Zähne in seinen Hals bohrten, wie sie sein Blut trank und dazu gräßlich lachte.

Wieder sprang er auf. Er taumelte nach dem Fenster.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Polizeibeamten am nächsten Morgen kamen, öffnete ihnen niemand die Tür. Ein Schlosser mußte geholt werden.

Und dann fand man im ersten Zimmer August Oederichs am Fensterkreuz erhängt.

Perſiſches Frauenleben.

Von Ernſt Waechter.

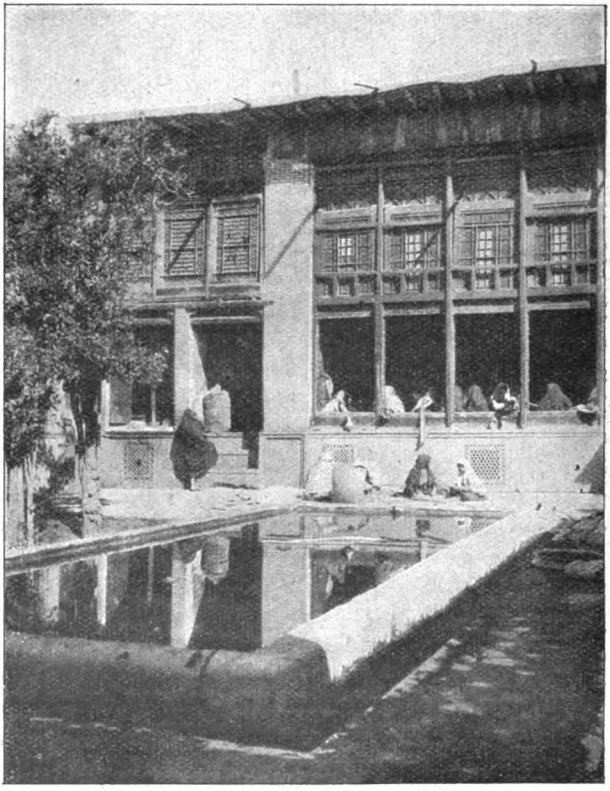
Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Das „Reich des Löwen und der Sonne“, Perſien, beanſprucht in gegenwärtiger Zeit bei den Völkern des Abendlandes ein ſo großes Intereſſe wie lange nicht mehr. Stehen dieſem Lande doch große Umwälzungen bevor, größere, als ſie bereits ſeit einer Reihe von Jahren durch Einführung mancherlei Reformen, insbeſondere durch die Umwandlung aus einer abſoluten Deſpotie in einen konſtitutionellen Staat, ſtattgefunden haben. Die völlig zerfahrenen politiſchen und ſozialen perſiſchen Verhältniſſe haben es dahin gebracht, daß Rußland und England im Begriff ſind, ſich über Perſien endgültig zu verſtändigen und dieſes einfach unter ſich aufzuteilen.

Schon ſind ruſſiſche Truppen in Nordperſien eingerückt, und die Engländer werden nicht lange mit einer militäriſchen Aktion gegen das Reich des Schahs auf ſich warten laſſen. Nordperſien ruſſiſch, Südperſien britiſch — das wird wohl bald vollendete Tatſache ſein. Daß dabei auch die inneren Verhältniſſe Perſiens in abſehbarer Zeit eine gründliche Veränderung erfahren werden, dürfte kaum zu bezweifeln ſein, ob aber auch die ſoziale und kulturelle Lage der perſiſchen Frau, ſteht dahin.

Unberührt von all dem, was man im Abendland

als moderne Frauenbewegung bezeichnet, verläuft das Leben der Perſerin immer in denſelben, durch uralte,



Blick in das Enderun eines vornehmen perſiſchen Hauſes.

geheiligte Traditionen ſtreng vorgezeichneten Bahnen wie zu den Zeiten, da Hafis, der große perſiſche Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, die ſchlanken, zierlichen Gazellengeſtalten und Glutaugen der perſiſchen Schönen

in unvergänglichen Liedern beſang. Von der ernſten Arbeit an ſich ſelbſt, dem Ringen nach Selbſtändigkeit

Aus der Mode gekommene Hauskleidung perſiſcher Frauen.

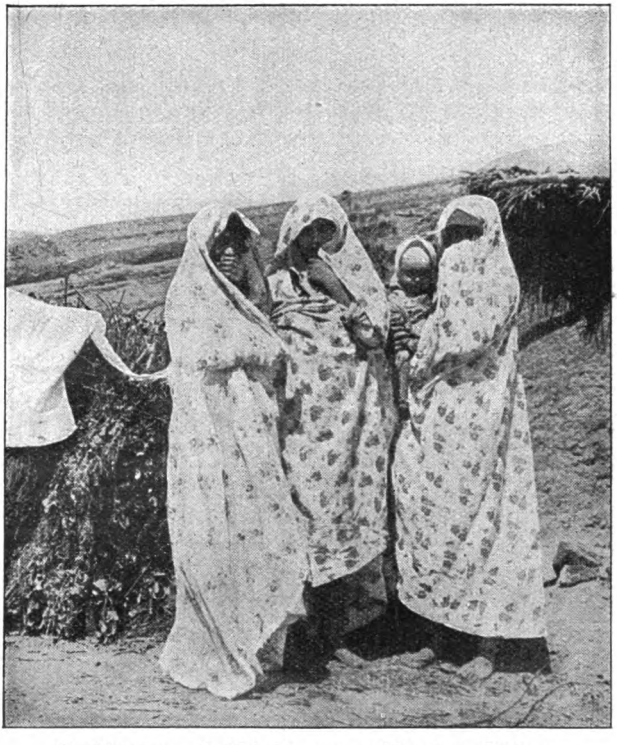
im Fühlen und Denken, dem Verlangen nach ſozialer Gleichſtellung mit dem Manne, wie es heutzutage in immer ſteigendem Maße von der europäiſchen Frauenwelt Beſitz ergreift, hat das weibliche Geſchlecht

in Persien bis zur Stunde noch keine Ahnung, und der Fortschritt, der doch in gegenwärtiger Zeit auch im Reiche des Schahs aller Orten und Enden das Haupt zu erheben versucht, hat bisher vor dem „Enderun", der streng vor profanen Blicken gehüteten Frauenabteilung des persischen Hauses, unbedingt halt gemacht.

Der Begriff der Arbeit ist der überwiegenden Mehrzahl der persischen Frauen recht wohl bekannt; nützliche Tätigkeit wird selbst in begüterteren Familien von deren weiblichen Mitgliedern geübt, und in den ärmeren Volksschichten ist die Frau das geplagte Arbeitstier des Mannes. In der Hauptsache beschäftigen sich die persischen Frauen mit der Führung der Häuslichkeit, wobei sie sich als sparsame und geschickte Wirtschafterinnen erweisen, und mit der Erziehung der Kinder. Nur in den Haremen der Reichen und Großen des Landes macht sich das Fehlen jeglicher ernsthaften, nutzbringenden Tätigkeit mit allen üblen Folgeerscheinungen, wie Langweile, Neigung zu Intrigen und Liebeshändeln und vor allem das üppige Emporwachsen von Neid und Haß zwischen Nebenbuhlerinnen, in unliebsamster Weise bemerkbar. Was aber die gesamte persische Weiblichkeit bei hoch und niedrig, arm und reich kennzeichnet, ist die krasse Unwissenheit, in der alles ohne Ausnahme dahinlebt; nur ein verschwindend kleiner Bruchteil des weiblichen Geschlechtes kann notdürftig lesen und schreiben.

Diese Rückständigkeit ist nicht eigentlich die Schuld der persischen Frau, sondern der gesamten Verhältnisse, der allgemeinen Volksanschauung, die im weiblichen Geschlecht ein Menschtum untergeordneter Art erblickt. Die Frau gehört ins Haus — das ist das A und O dieser Anschauung. Darum ist ihr auch die Öffentlichkeit so gut wie verschlossen; nur verhüllten Antlitzes

und, wenn ſie den höheren Geſellſchaftskreiſen angehört, nur unter peinlicher Beobachtung beſtimmter Formen darf ſie ſich außerhalb des Hauſes zeigen. Kein anderer



Dorffrauen mit Tſchadir aus geblümtem Kattun.

Mann als der Eheherr kennt das Antlitz einer Frau — oder ſollte es wenigſtens kennen. Ja, es gilt ſogar als ein Verſtoß gegen die gute Sitte und wird geradezu als Beleidigung empfunden, wenn man ſich nach dem Befinden einer Frau erkundigt.

Auch die ganze Erziehung der Mädchen ist lediglich darauf zugeschnitten, den künftigen Eheherrn — und nach dem angelt jedes weibliche Wesen auch in Persien — in jeder Weise zufriedenzustellen, ihm sein Heim lieb und wert zu machen oder, falls man sich mit anderen Frauen in die Gunst des Gatten teilen muß, die Chanum Aschrafi, die Lieblingsfrau, zu werden.

Dem Perser ist durch Religion und Gesetz die Vielweiberei gestattet, doch nur die wenigsten machen davon Gebrauch. Die meisten begnügen sich mit einer einzigen legitimen Gattin — und sie wissen warum. Ist doch der Besitz mehrerer Ehegattinnen eine gar kostspielige Sache und außerdem auch meist ein recht zweifelhaftes Vergnügen, da die Eifersucht und der daraus entspringende gegenseitige Haß der Nebenbuhlerinnen dem Mann das erträumte häusliche Paradies nur zu oft in eine wahre Hölle verwandeln.

Auch in Persien gilt übrigens der Satz: „Die Liebe des Mannes geht durch den Magen.“ Deshalb lernen in den Familien, die entweder keine Aussicht oder nicht den Ehrgeiz haben, ihre Töchter in den Harem eines Großen, wohl gar des „Königs der Könige“ selbst, einziehen zu sehen, die Mädchen vor allen Dingen kochen, backen und Leckereien bereiten. Aber noch ein anderes weises Wort, Wilhelm Buschs tiefsinniger Ausspruch:

„Häßlichkeit entstellet immer
Selbst das schönste Frauenzimmer,“

scheint in dem Kanon der persischen Erziehungsgrundsätze eine hervorragende Rolle zu spielen. Ist doch das Wichtigste, was die sorgliche Mutter unter der Assistenz erfahrener Sklavinnen der gelehrigen Schülerin beizubringen sich bemüht, zum mindesten dasjenige, worauf im Leben der Perserin die meiste Zeit ver-

Hauskoſtüm einer vornehmen Perſerin.

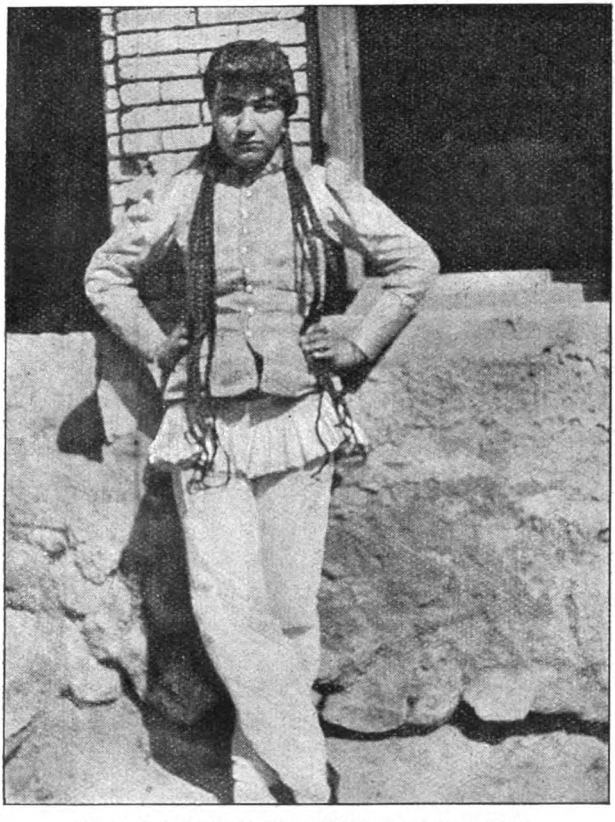
wendet zu werden pflegt, die Kunſt, der Natur durch Schminken und Färben der Fingernägel, der Haare und Augenbrauen und was dergleichen mehr iſt, nach-

zuhelfen. Das hat aber auch seine volle Berechtigung, denn sonst würde die Enttäuschung für den jungen Ehemann, der die Auserkorene erst nach vollzogener Eheschließung von Angesicht zu Angesicht kennen lernt, oft noch viel größer sein, als es schon so häufig genug der Fall ist. Denn bei der Brautwahl, die durch die Eltern des heiratsfähigen Jünglings oder andere Verwandte erfolgt, sind zumeist Familienrücksichten, die Mitgift und tausenderlei andere Gründe ausschlaggebend gewesen, und die Frage, ob die erkorene Braut auch dem Auge ihres Zukünftigen wohlgefällig sein wird, ist erst in letzter Linie, oft auch gar nicht berücksichtigt worden.

Das persische Schönheitsideal ist nicht mehr das gleiche wie früher, und das ist gut, denn die zierlichen Gazellengestalten, deren Grazie einst ein unerschöpfliches Motiv in der persischen Dichtung war, trifft man heute im Reiche des Schahs nur noch höchst selten an, am ehesten noch unter den der eigentlichen persischen Urbevölkerung, den seßhaften Tadschiks, fremd gegenüberstehenden, erst später eingewanderten nomadisierenden Stämmen, dagegen fast gar nicht mehr unter den Damen der vornehmen Hareme, was anscheinend mit deren üppigem Leben, der geringen Bewegung und der hockenden Sitzweise zusammenhängt. Heute muß jedes weibliche Wesen voll und rundlich, wenn nicht gar fett sein und ein pausbäckiges Vollmondgesicht haben, wenn es vor dem Forum der persischen Schönheitsrichter bestehen will.

Der europäische Geschmack dürfte in Persien nicht leicht auf seine Rechnung kommen und eigentlich nur die großen, dunklen, mandelförmig geschnittenen Augen, die dort allenthalben das weibliche Geschlecht charakterisieren, als schön oder reizvoll gelten lassen. Vielleicht auch noch den schimmernden, samtweichen Teint, den

ſich die Wohlhabenderen durch reichliches Einreiben mit Roſenöl zu verſchaffen wiſſen, weniger ſchon die ſtarken,



Frau der unteren Volksklaſſen im Hauskleid.

über der kleinen breiten Stumpfnaſe faſt zuſammenſtoßenden, gefärbten Augenbrauen, keinesfalls jedoch die mit Karmin geſchminkten, häufig mit blauen Sternchen tätowierten Wangen und die geradezu abſtoßend

wirkende Haartracht. Das glatte, in der Mitte geſcheitelte, von Natur tiefſchwarze, aber meiſt durch

Vornehme Dame aus Schiras mit Ehering in der Naſe.

Henna goldbraun gefärbte Haar iſt auf der Stirn à la Pony friſiert und hängt in dicken, ſtark gefetteten Wülſten, „Liebesknoten“ genannt, wie Scheuklappen

über die Ohren herab, während es am Hinterhaupte in ſechs bis zehn lange, dünne, in einen Perlenbehang

Perſiſche Prinzeſſin im offiziellen Empfangskoſtüm.

endigende, ſtarken Peitſchenſchnüren ähnelnde Zöpfe geflochten iſt. Das Haar offen zu tragen, wie es die beiden jugendlichen Frauengeſtalten auf unſerer Ab-

bildung Seite 191 tun, ist kaum noch gebräuchlich, ebenso wie die im ganzen recht kleidsame Haustracht, in der sich diese beiden Schönen präsentieren.

Wir kommen damit auf einen der heikelsten Punkte in der Beurteilung persischer Frauenschönheit zu sprechen, auf die Kleidung, die ja dabei nicht unberücksichtigt bleiben darf, denn Kleider machen Leute.

Da ist denn zunächst zu beachten, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen Straßen- und Hauskleidung besteht, nicht geringer wie der zwischen der häßlichen, unansehnlichen Puppe und dem bunten Schmetterling, der daraus hervorgekrochen. Die erstere ist so düster und abstoßend wie nur möglich. Sie besteht aus weiten, schwarzen, an den Knöcheln fest zusammengeschnürten Pluderhosen, schwarzen Schuhen und einem vom Kopf bis zu den Füßen reichenden, die ganze Gestalt dermaßen verhüllenden Umschlagetuch, Tschadir genannt, daß es der Phantasie überlassen bleibt, sich auszumalen, was darunter verborgen ist, ob Jugend und Schönheit, ob Alter und Verfall. In den Städten sind nur Mädchen bis zu einem Lebensalter von acht Jahren auf den Straßen unverschleiert anzutreffen. Alle übrigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes tragen in der Öffentlichkeit den Rhubandi, den langen Schleier, unter dem bloß die dunklen Augen durch einen schmalen Spalt hervorblitzen. Die Frauen der Nomaden und Dorfbewohner, die überhaupt teilweise in Sitten und Gebräuchen wie in der Kleidung von den Städtern abweichen, machen eine Ausnahme, indem sie meist unverschleiert gehen, auch besteht bei ihnen der Tschadir nicht aus schwarzer Seide, sondern aus geblümtem Baumwolldruckstoff.

Gleichen die persischen Frauen auf der Straße wandelnden Säcken, so erinnert ihr Aussehen im Hause

an buntſchillernde Schmetterlinge. Daß der Anblick, den ſie darbieten, unſeren Augen aber beſonders wohlgefällig ſei, läßt ſich trotz der namentlich bei den Wohlhabenderen zur Schau getragenen Pracht und Üppig-

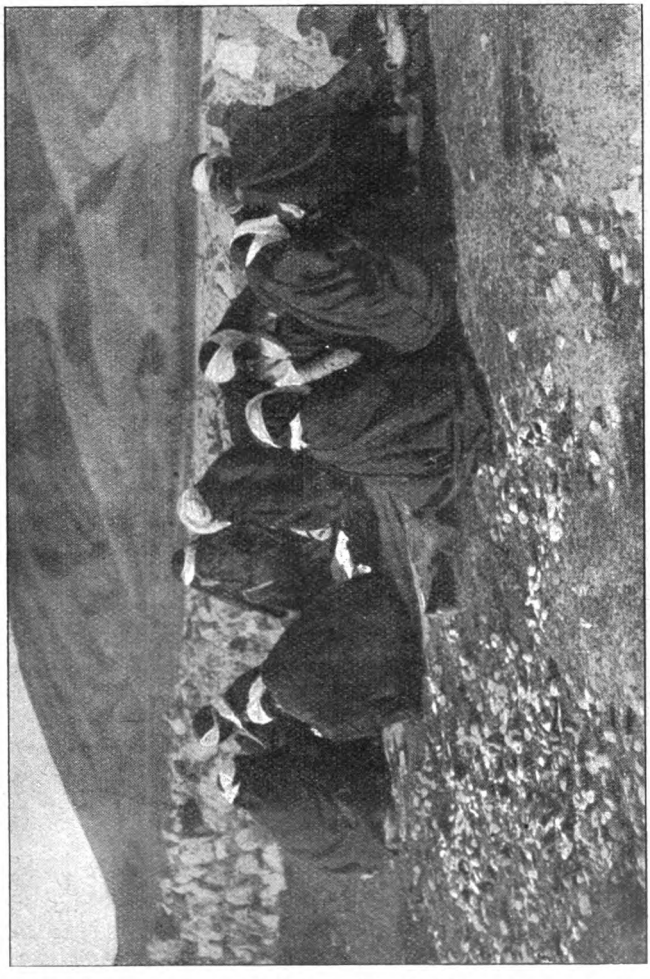
Haus- und Gartenkoſtüm perſiſcher Frauen aus dem Mittelſtand.

keit nicht gerade behaupten. Früher war das anders. Die weiten Pluderhoſen aus farbigem Atlas, die buntſeidenen Zuavenjäckchen mit den weiten, bauſchigen Ärmeln ſind ſeit Schah Naſreddins Reiſen nach Europa mehr und mehr aus den perſiſchen Haremen verſchwunden, und an ihre Stelle iſt eine Art Ballettkoſtüm getreten, das grotesk und lächerlich wirkt. Nur die zier-

liche, käppiartige Kopfbedeckung ist vielfach beibehalten, desgleichen die kleinen, gestickten, mit buntem Leder, Perlen und Schleifen verzierten Pantöffelchen, die über die nackten oder mit langen Strümpfen bedeckten Füße getragen werden, doch sind sie schon häufig von europäischen Glanzlederschuhen verdrängt.

Bei seinem Aufenthalt in Paris hatte auf den genannten persischen Herrscher nichts einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht als das Ballett der Großen Oper. Ganz bezaubert war er von dem Flitterstaat, den kurzen Röckchen und seidenen Trikots. So viel es ihm nur möglich war, verschaffte er sich solche Ballettkostüme, brachte sie nach Hause mit und verlangte von den dreihundert Damen seines Harems, daß sie sich damit kleiden sollen. So leicht ging das freilich nicht, und es mußten erst verschiedene, den klimatischen und sonstigen Verhältnissen angepaßte Änderungen vorgenommen, vor allem das Korsett und der enganschließende Gürtel fortgelassen werden. Aber die neue Tracht fand unter den Damen so viel Anklang, daß sie sich rasch die Hareme der vornehmen Kreise eroberte und schließlich auch im Enderun der niederen Volkskreise Eingang fand.

Im wesentlichen ist also heutzutage die Haustracht bei arm und reich, hoch und nieder gleich, in der Ausführung natürlich sehr verschieden. So tragen die Frauen der unteren Volksklassen daheim statt der Trikots, die bei der Arbeit unpraktisch sein würden, lange weiße Beinkleider, ein kurzes Jäckchen aus hellem Stoff und ein etwa zwei Hand breites Röckchen, das durch ein Band um die Taille gehalten wird. Bunte Jäckchen, rosa Trikots und ein nur zwanzig Zentimeter langes Ballettröckchen bilden die Hauskleidung der Frauen des Mittelstandes. Bei den Harems- und Empfangskostümen



Eine Teegeſellſchaft im Freien.

vornehmer Damen beſtehen die Trikots aus weißer Seide; das in zahlreiche Falten fallende Röckchen iſt aus koſtbaren Kaſchmirſchalen gefertigt, wie die eng-

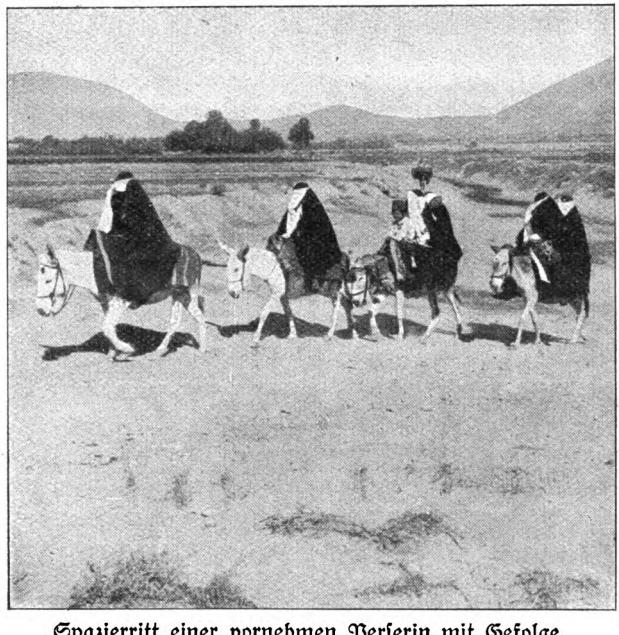
anliegende, mit bunten Stickereien reich besetzte Jacke; schwarze Pariser Lackschuhe und ein aus Goldlitzen gefertigtes, mit Seide gefüttertes Käppi vervollständigen die mehr prächtige als geschmackvolle Toilette. Statt der Kaschmirschale wird häufig zur Winterkleidung schwerer, geblümter, mit Gold- und Silberlitzen besetzter Samt verwendet, wie es bei der vornehmen Dame aus Schiras, zugleich mit den charakteristischen persischen „Liebesknoten" und dem im rechten Nasenflügel getragenen Ehering, deutlich zu erkennen ist.

Bei persischen Prinzessinnen gehört außerdem noch zu dem offiziellen Empfangskostüm ein geblümter Plüschmantel mit breiter, kostbarer Goldborte, sowie ein kronenartiges Diadem auf der Ponyfrisur.

Mitunter wird auch im Hause ein Schleier getragen, der, aus einem weißen oder farbigen, zuweilen golddurchwirkten, quadratischen Gazetuch bestehend, unter dem Kinn durch eine Nadel zusammengehalten wird und Kopf, Brust und Arme verhüllt. Immer geschieht dies, wenn die Frauen in dem das Enderun von dem Birun, dem Männerabteil, trennenden Hof oder Garten lustwandeln, oder wenn sie auch nur an der durch Emporschieben der Fenster geöffneten Innenseite des Enderuns — die Außenseite, die Straßenfront echt persischer Häuser ist fensterlos — sich aufhalten, wo sie vielleicht profanen Blicken ausgesetzt sein könnten. Wenn aber Frauen der besseren und mittleren Stände mit männlichen Dienern des Hauses, Händlern, Trödlern und so weiter in Berührung kommen oder Einkäufe an der Haustüre machen, legen sie über das Hausgewand noch ein langes, buntes, gleich dem Tschadir der Straßenkleidung die ganze Gestalt verhüllendes Umschlagetuch.

Europäische Kleidung hat bisher nur in wenigen

vornehmen Häuſern Eingang gefunden, aber unſere Damen würden verblüffte Geſichter machen, wenn etwa in einem perſiſchen Harem eine Schöne ihr allerneueſtes, eben erſt aus Paris eingetroffenes Koſtüm zeigen würde, und ſie würden dort höchſte Entrüſtung



Spazierritt einer vornehmen Perſerin mit Gefolge.

hervorrufen, wenn ſie, um ihr Urteil befragt, der Wahrheit die Ehre geben wollten. Denn was dort für das Allermodernſte gilt, ſind Ladenhüter oft älteſter Generation, und jede Köchin, jede Zofe bei uns würde empört ſein, wenn ihre Herrſchaft ihr zumuten wollte, ſolche Kleidungsſtücke zu tragen.

Im Reiche des Schahs gibt es ja keine Modiſtinnen,

die die persischen Damen darüber aufklären könnten, was jederzeit in Paris Mode ist. Die wenigen in der Hauptstadt Teheran anzutreffenden Näherinnen glauben wunderwas zu können, wenn sie irgend etwas „Buntes, Langes, ein mit vielen Schleifen besetztes und aus den unmöglichsten Farbenzusammenstellungen bestehendes Etwas“ fertig bringen, das eine entfernte Ähnlichkeit mit unserer Frauenkleidung hat.

Die persischen Frauen machen nur geringe Ansprüche auf Unterhaltung und Zerstreuung. Nach eigentlicher geistiger Nahrung verspüren sie kaum ein Bedürfnis, und wenn sie nur genügend Geschichten zu hören bekommen, die entweder denen der Scheherasade, den Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht, entnommen sind oder diesen mehr oder weniger ähneln, so haben sie hinreichend geistige Anregung. In ihren Mußestunden und wenn sie mit ihrer Toilette fertig sind, vertreiben sie sich die Zeit mit Handarbeiten — sie sind fast durchweg geschickte Stickerinnen — oder mit der geliebten Galian, der persischen Wasserpfeife, und mit ausgiebigem Klatsch. Dem letzteren dienen auch in erster Linie die häufigen gegenseitigen Besuche, und zwar ist das im Harem des Schahs oder eines Großen nicht anders wie im Enderun der einfacheren Kreise. Nur bringen dort Intrigen teils persönlicher, teils auch politischer Art eine gewisse, freilich nicht gerade einwandfreie Würze in die sträfliche Langweile.

Alles das, was in der europäischen Gesellschaft der Frau als ganz selbstverständlich zukommt, ihre rege Beteiligung am öffentlichen Leben, der gesellige Verkehr auch mit dem anderen Geschlecht, ist der Perserin verboten. Herrengesellschaft lernt die Prinzessin so wenig kennen wie die Frau aus dem Volke. Ja, es ist nicht einmal Sitte, daß Mann und Frau sich zu-

sammen auf der Straße zeigen; jedes der Eheleute geht für sich seinem Vergnügen wie seinem Geschäft nach.

So ist es bei den persischen Frauen ein beliebtes Vergnügen, daß man sich in größeren oder kleineren Trupps ins Freie begibt, an einem passend erscheinenden Ort niederhockt, ein Kohlenfeuer entzündet und darüber einen ordentlichen Kübel Tee braut. Jede der Teeschwestern hat ihr Teeglas mitgebracht, desgleichen Süßigkeiten, und ein lustiges Picknick ist bald im Gange.

Verläßt einmal eine vornehme Frau das Enderun, etwa um den Basar oder Bekannte zu besuchen, einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt zu unternehmen, so darf sie das nur in Begleitung von Eunuchen oder eigens dazu bestellter Dienerinnen und gegebenenfalls unter der Obhut ihrer Schwiegermutter. Unser letztes Bild zeigt eine Dame der höheren Stände mit ihrer Begleitung auf solchem Spazierritt. Äußerlich unterscheidet sie sich in nichts von ihren Begleiterinnen, nur daß sie, wie die Schwiegermutter, auf einem wertvolleren Esel reitet als die vier Dienerinnen, die zu zweit auf je einem geduldigen Grauchen hocken.

Den Höhepunkt im Leben jeder Perserin bildet der Zefaf, der Augenblick, da das Lüften des Schleiers vor den Augen des eben angetrauten Gatten stattfindet. Meist heiraten die Mädchen im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, doch gibt es auch achtjährige Ehefrauen. Schnell und ohne große Zeremonien geht die Eheschließung vor sich, sobald einmal nach erfolgter Einigung über den Ehekontrakt seitens der Eltern oder sonst dazu berechtigter Verwandten der jungen Leute der Hochzeitstag, der „Schirin Koran" (süßer Tag des Korans), durch einen Astrologen festgesetzt worden ist.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten aber dauern bei reichen Leuten bis zu zehn Tagen, und es wird dabei ein großer Pomp entfaltet.

Ein eigentümlicher Brauch ist in Persien gestattet, den man anderswo nicht kennt: die legitime Ehe auf Zeit, die von Reisenden, Soldaten, Pilgern und so weiter vielfach eingegangen wird und, um rechtsgültig zu sein, vor einem Mollah geschlossen werden muß. Sie gilt laut einer dem Kontrakt eingefügten Klausel für die Zeit von vierundzwanzig Stunden bis zu neunundneunzig Jahren und kann ohne weiteres gelöst werden, wenn der Gatte versetzt wird, verreist und so weiter. Der Frau ist es gestattet, nach fünfundvierzig Tagen einen neuen Ehebund zu schließen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Königskrönung. — Der Graf M., Inhaber eines jener hohen Erbämter, die nur bei Krönungen und derartigen feierlichen Anläſſen in Funktion treten, befand ſich mit ſeiner Familie im Jahre 1861 auf einer Reiſe nach Italien, als ihn in der Schweiz die Einladung erreichte, der Krönung des Königs Wilhelm I. in Königsberg beizuwohnen. Er leiſtete ohne langes Beſinnen auf ſeine Reiſe Verzicht und machte ſich auf den weiten Weg nach Königsberg.

Die Einladung war ihm zwar ſofort nach ihrem Eintreffen von ſeinem Landſitze aus nachgeſandt worden, aber es vergingen doch mehrere Tage, ehe ſie in ſeine Hände kam; mit Mühe gelang es ihm, Königsberg noch glücklich am Abend vor der Krönung zu erreichen.

In der Königsberger Zeitung las er die Anzeige des Hofmarſchallamts, daß niemand ohne Einlaßkarte der Zutritt zur Feierlichkeit in der Schloßkirche geſtattet werden könne; die zur Krönung Geladenen ſollten daher nicht verabſäumen, die für ſie bereitliegenden Karten rechtzeitig abholen zu laſſen.

Kaum hatte der Graf am nächſten Morgen Schlafrock und Pantoffeln angelegt und ſich die erſte Zigarre angezündet, ſo ließ er ſeinen Diener nach dem Hofmarſchallamt gehen und die Einlaßkarte abholen. Allzu früh mochte dies freilich nicht geſchehen ſein, denn der Graf war am Abend zuvor nicht nur ziemlich ſpät, ſondern auch recht ermüdet eingetroffen.

Der Diener war fremd in der überfüllten Stadt, kein Menſch hatte Zeit, ihm Rede zu ſtehen, und ſo gelang es ihm dann erſt mit einigem Zeitverluſt, ſich zum Amt durchzufragen. Er fand es bereits geſchloſſen.

Sein Herr lief inzwischen weiter in Schlafrock und Pantoffeln rauchend um den Tisch herum.

Als der Diener endlich wieder bei ihm eintrat, um das Ergebnis seiner Mission zu melden, stutzte der Graf wohl ein wenig, faßte sich jedoch gleich wieder und schrieb ein Briefchen an den Chef des Hofmarschallamts, durch das er seine Ankunft meldete und um schleunige Übersendung der Einlaßkarte bat.

„Lauf, so schnell du kannst," befahl er dann seinem Diener. „Du warteſt jedenfalls auf Antwort und bist damit sogleich wieder hier."

Inzwischen ertönte feierliche Musik von den Kirchtürmen, alle Glocken läuteten, und die Straßen belebten sich mit Fußgängern und Equipagen, die sich alle nach derselben Richtung bewegten.

Ungeduldig ging der Graf im Zimmer auf und ab. Sein Diener kehrte und kehrte nicht zurück, und die Zeit verstrich.

Der Graf zündete sich die zweite Zigarre an und begann seine Zimmerpromenade von neuem. Als er von den häufigen Wendungen im engen Raume ziemlich schwindelig geworden, erschien endlich der Diener.

„Nun?" fragte sein Herr ungeduldig.

„Der Herr Hofmarschall waren bereits weggefahren."

„Und was ist aus meinem Brief geworden?"

„Der Portier hat ihn mir mit dem Versprechen abgenommen, ihn Seiner Exzellenz sogleich nachzusenden."

„Man kommt hier aus dem Warten nicht heraus," brummte der Graf. „Sicherlich aber hat es nun die längste Zeit gedauert. Die Karte muß jeden Augenblick hier sein."

Aber es verging wieder geraume Zeit, und die Karte kam nicht.

Voller Ungeduld öffnete der Graf das Fenster und sah hinaus. Auf der Straße war lautlose Stille auf das geräuschvolle Treiben gefolgt; nur zwei Hunde, die miteinander spielten, und zwei Gassenjungen, die Jagd auf sie machten, zeigten sich.

Da erdröhnte plötzlich ein Kanonenschuß.

„Nu setzen sie die Krone uff," rief einer der Knaben.

„Schafskopp, dat dut Er alleene," entgegnete der andere.

Da wußte unser Würdenträger, was die Glocke geschlagen. Als dem ersten Kanonenschuß ein zweiter folgte, warf er wütend das Fenster zu, beim dritten riß er dermaßen an der Klingel, daß er die Schnur in der Hand behielt.

„Meine Kollegen sollen mich wenigstens nicht noch obendrein auslachen," sprach er mit erstickter Stimme.

Dem herbeistürzenden Kellner befahl er, sofort die Rechnung zu bringen, seinem Diener, einzupacken. Und als bezahlt und eingepackt war, reiste er ab.

In der mißmutigsten Stimmung von der Welt erreichte er seine Heimat. Was könnte wohl auch verdrießlicher sein, als große Opfer bringen und seinen Zweck verfehlen?

Als er endlich doch seinen Zorn überwunden hatte und bereits anfing, die Sache von der komischen Seite zu betrachten, ging ihm von dem Chef des Hofmarschallamtes nachstehendes Schreiben zu: „Des Königs Majestät haben die Herausgabe eines Krönungsalbums zu genehmigen geruht, in welches auch die photographischen Abbildungen derjenigen Personen aufgenommen werden sollen, die zur Krönung eingeladen waren. Eure Exzellenz ersuche ich daher ganz ergebenst, Sich gefälligst in dem Kostüm, welches Sie während des feierlichen Aktes getragen haben, photographieren und mir die diesfällige Photographie demnächst zugehen zu lassen."

„Das Vergnügen sollen sie haben!" rief unser Graf mit strahlendem Gesicht. Unverzüglich fuhr er in die nächste Stadt und ließ sich in Schlafrock und Pantoffeln, mit der Zigarre im Munde, photographieren.

Das Bildchen gab er dann mit nachstehenden Zeilen auf die Post: „Eurer Exzellenz beehre ich mich, dem mir in dem gefälligen Schreiben vom 20. d. M. zu erkennen gegebenen Wunsche gemäß, anbei mein photographisches Bild in dem Kostüme ganz ergebenst zu übersenden welches ich in Königsberg während der Krönung getragen habe."

Das Erstaunen Seiner Exzellenz des Hofmarschalls kann man sich denken.

Es wurden Erklärungen verlangt und gegeben, und aus den angestellten Nachforschungen ging hervor, daß der Portier ver-

gessen hatte, das fragliche Briefchen an seinen Herrn zu befördern.

Schließlich fand die Sache dadurch ihre Erledigung, daß Graf M. sich schließlich doch noch in seiner Galauniform photographieren ließ und das Bild einreichte.

So kam es, daß in dem fraglichen Album sich auch das Bild von jemand befindet, der von der Krönung zwar etwas gehört, aber nichts gesehen hat. J. C.

Gletscherleichen. — In der Region des ewigen Schnees der Hochgebirge bilden sich bekanntlich aus den Schneemassen, die durch den Druck darüber ausgebreiteter neuer Schneefälle immer fester zusammengepreßt werden, ungeheure Eisströme, die sich langsam talabwärts bewegen. Verschiedentlich sind nun an jenen Stellen, wo der Eisstrom infolge der im Tal herrschenden höheren Temperatur hauptsächlich in den Sommermonaten zerschmilzt und als Gletscherbach seinen Weg fortsetzt, Leichen von Personen zutage getreten, die vor langen Jahren auf dem Gletscher verunglückten, durch Schneefälle oder Lawinen verschüttet und dann, in die entstehende neue Eisschicht eingebettet, nicht eher wieder zum Vorschein kamen, bis der Eisstrom sie an seinem Endpunkte wieder herausgab — meist durch die Kälte ebenso vorzüglich konserviert wie jene in den Schneewüsten Sibiriens entdeckten, Jahrtausende alten Mammutkadaver.

Im Jahre 1783 wurde Island, die Insel der Vulkane, heißen Quellen und größten Gletscher von ganz Europa, von furchtbaren Vulkanausbrüchen heimgesucht, durch deren giftige Gasausströmungen, wie der dänische Geschichtschreiber Sigurdsson berichtet, unzählige Menschen umkamen. Um den verderbenbringenden Gasen zu entgehen, flüchteten viele Bewohner der bedrohten Gebirgstäler bis in die höchsten Bergregionen, fielen dort aber heftigen Schneestürmen zum Opfer. Die Leichen von vierzehn dieser Unglücklichen wurden fast ein ganzes Jahrhundert später durch einen merkwürdigen Zufall in noch recht gut erhaltenem Zustande wieder aufgefunden.

Im Juni 1876 hatte sich der englische Gelehrte Thomas Housding, der sich vornehmlich mit der Erforschung der Gletscher

beschäftigte, zu Studienzwecken nach Island begeben. Im südlichen Teile der Gletscherwüste des Vatnajökull entdeckte er einen Eisstrom, der sich über den Rand eines tiefen Abgrundes hinweggewälzt hatte und nun wie eine ungeheure weiße Traube von zwanzig Meter Länge, acht Meter Dicke und fünfzehn Meter Breite herabhing. Da dieser gewaltige, offenbar noch immer in stetiger Vorwärtsbewegung begriffene Gletscher eine den Gelehrten lebhaft interessierende Endmoräne besaß, stieg Housding, um diese zu untersuchen, an einem starken Tau angeseilt und von seinen Begleitern gehalten bis zum untersten Teile der Riesentraube hinab.

Hier bemerkte er einen nur noch von einer dünnen, durchsichtigen Eisschicht bedeckten Leichnam, den er mit Hilfe seiner Eisaxt herauszuhauen versuchte. Trotz angestrengtester mehrstündiger Arbeit wollte dies jedoch nicht gelingen. Der Gelehrte mußte schließlich unverrichteter Sache den Rückweg antreten.

Am nächsten Morgen ließ Housding, nachdem sein Eifer durch die Erzählungen seines Führers über die gelegentliche Auffindung von Jahrhunderte alten Gletscherleichen noch zugenommen hatte, in den Gletscherstrom dicht am Rande des Abgrundes Sprenglöcher bohren und diese mit Schießpulver füllen, um auf diese Weise die gewaltige Eistraube von der übrigen Eismasse abzutrennen und in den Abgrund zu stürzen, wo er dann seine Suche weit gefahrloser fortsetzen konnte. Am 3. Juli 1876 löste sich bereits nach dem fünften Sprengschuß das überhängende Gletscherende los und rutschte mit ohrbetäubendem Getöse die Felswand einige zwanzig Meter weit hinab, dabei in unzählige kleinere Stücke auseinanderberstend.

In diesen Eisstücken fest eingefroren fand man nun außer jenen sehr gut konservierten vierzehn menschlichen Körpern noch mehrere Hundekadaver sowie allerhand Hausgerät und Waffen. Sowohl durch diese als auch durch eine mitaufgefundene dänische Bibel vom Jahre 1772 konnte man feststellen, daß die Leichen fast hundert Jahre in dem Eisstrom gelegen und dessen Wanderung von den höchsten Bergregionen bis zu jenem Abgrund mitgemacht hatten.

Spätere Nachforschungen ergaben dann unzweifelhaft die

Zugehörigkeit der im Vatnajökull zutage geförderten Leichen zu der Schar jener Unglücklichen, die im Jahre 1783 vor den Giftgasen der Vulkane in die Schneewüsten geflüchtet und dort zugrunde gegangen waren. Ja, man konnte sogar mit ziemlicher Bestimmtheit die Stelle bezeichnen, wo die vierzehn Personen damals auf dem Gletscherfelde umgekommen waren, denn nach langjährigen Beobachtungen der Vorwärtsbewegung jenes Seitenstromes des Vatnajökull berechnete man die Schnelligkeit jenes Gletscherteiles auf 0,2 Meter am Tage, das heißt die Leichen mußten in den dreiundneunzig Jahren einen Weg von ungefähr 678 Meter zurückgelegt haben.

Housding versuchte eine dieser Gletscherleichen, die gerade ihres hohen Alters wegen für die Wissenschaft von so großer Bedeutung waren, nach England mitzunehmen. Aber auch in dem damals als Konservierungsmittel allein gebräuchlichen Spiritus zerfiel der betreffende Leichnam auffallenderweise bereits nach wenigen Tagen vollständig, so daß man auch diese Überreste noch auf isländischer Erde bestatten mußte. —

Am 14. Juni 1854 wurde der französische Alpinist Baron Vilaneuf bei dem Versuch einer Besteigung des Aletschhorns zusammen mit zwei Führern von einer Lawine verschüttet. Da am Abend furchtbare Schneestürme eintraten, die zwei Tage anhielten und jede Spur der Verunglückten verwehten, kehrten die zur Wiederauffindung der Vermißten ausgeschickten Rettungsexpeditionen sämtlich unverrichteter Sache zurück. Man wußte jedoch ungefähr, an welcher Stelle auf dem Großen Aletschgletscher die drei Männer umgekommen waren, und berechnete daher auch in diesem Falle später ungefähr als die Zeit, wann dieser mächtige Eisstrom die Leichen wieder herausgeben würde, das Jahr 1886. Und wirklich wurde — man hatte sich nur um ein Jahr geirrt — im Jahre 1887 von Einwohnern von Neuboden am Fuße des Großen Aletschgletschers ein Leichnam gefunden, der, trotzdem ihm der Kopf fehlte, als der des Barons Vilaneuf rekognosziert werden konnte. Erst im folgenden Jahre traten dann auch der völlig zermalmte Kopf und die Leiche des einen Bergführers zutage. Die des zweiten hält der Eisstrom noch heute fest.

Auch der Rhonegletscher hat im Jahre 1885 zwei Leichname nach fünfundzwanzig Jahren wieder herausgegeben. Am 22. Juli 1860 war das Ehepaar Fulgotta, aus Mailand gebürtig, im Vertrauen auf seine durch viele Bergtouren erworbene Kenntnis der Gefahren der Alpenwelt ohne Führer vom Grimselhospiz aus zur Besteigung der Gerstenhörner aufgebrochen. Als die beiden Fremden nach Verlauf von vier Tagen noch nicht zurückgekehrt waren, ging eine Rettungsexpedition ab, die eine ganze Woche lang nach den Italienern vergeblich suchte. Man fand nur in der Höhe des Furkahorns auf dem Rhonegletscher einen Bergstock, an den mit Band ein Stück Papier befestigt war, worauf wenige völlig unleserliche italienische Worte standen. Unzweifelhaft war dies eine letzte Nachricht des von einem Unwetter überraschten und vom sicheren Tode bedrohten Ehepaares, dessen Leichen der Eisstrom dann fünfundzwanzig Jahre später wieder freigab.

Am 16. September 1911 verstarb in Chamonix Edward Whymper, der am 14. Juli 1865 als erster das bis dahin für unbezwinglich gehaltene Matterhorn bestieg, sich außerdem aber auch durch mehrere Grönlandreisen und zwei Besteigungen des Chimborasso einen Namen gemacht hat. Dieser Todesfall hat die interessierten Kreise daran erinnert, daß das Gletschereis noch heute die Leichen der bei jener ersten Bewältigung des Matterhorns leider durch Absturz verunglückten vier Gefährten Whympers umschließt, unter denen sich auch der englische Lord Frederick Douglas befand. Nach den angestellten Berechnungen müssen die Körper der vor mehr als vierzig Jahren umgekommenen Bergsteiger in einem der nächsten Sommer aus dem Gletscher wieder zum Vorschein kommen.

Es ist ein seltsam unheimlicher Gedanke, sich diese in ihrem Eisbett langsam zu Tal gleitenden menschlichen Leichname vorzustellen, über denen mit schwerem, genageltem Schuh der Bergsteiger auf dem Gletscher dahinwandert, ohne zu ahnen, daß vielleicht wenige Meter unter ihm die Opfer eines verhängnisvollen, Jahrzehnte zurückliegenden Unfalls dem Licht des Tages wieder zustreben.

Die Zahl dieser Gletscherleichen, auf deren Wiedererscheinen

man wartet, ist dabei gar nicht so sehr klein. Nicht nur in den Alpinistenvereinen, sondern auch von den Regierungen der meisten Kulturländer, in denen Gletscher vorkommen, werden genaue Listen über alle in den Bergen geschehenen Unglücksfälle geführt, worin auch das Jahr vermerkt ist, in dem mit einem Auftauchen der Umgekommenen aus den Eisströmen gerechnet werden kann. So hofft man unter anderen im Jahre 1954 auf das Freiwerden des Körpers des Wiener Rechtsanwalts Weihofen, der 1900 auf dem Pasterzegletscher im Gebiet des Großglockner den Tod fand, 1962 auf das Wiedererscheinen der Leichen zweier Engländer, die 1903 in Norwegen bei dem Versuch einer Besteigung der Lodalskaupe verunglückten. W. K.

Zwei Freunde. — Einer der berühmtesten spanischen Generäle des neunzehnten Jahrhunderts war der aus Irland stammende Marschall O'Donnell, Herzog von Tetuan. Mit ihm waren seinerzeit noch zwei seiner Brüder nach Spanien gekommen, um ihr Glück zu machen. Der Jüngste endete auf sonderbare Weise eine eben begonnene, recht aussichtsreiche Laufbahn. Damals tobte gerade in Spanien der erste Erbfolgekrieg zwischen „Christinos" und „Karlisten". Der jüngste O'Donnell stand als Offizier bei den „Christinos". Bei einem Gefecht wurde er von den „Karlisten" gefangen genommen. Erfreut erfuhr er, daß der gegnerische Kommandant ein alter Freund und Mitschüler von der Kriegsschule her war, Oberst Zumalacarraguy. Nun durfte er hoffen, eine gute Behandlung zu finden. Und so war es auch. Das Wiedersehen nach langen Jahren löste auf beiden Seiten freudige Gefühle aus. Der karlistische Oberst nahm O'Donnell mit in sein eigenes Zelt als seinen lieben Gast, und bald war man mitten in den Erinnerungen an die Jugend.

Zumalacarraguy tröstete den Freund: „Ohne Sorge, du wirst nicht lange in Gefangenschaft zu bleiben haben. Noch heute geht ein Parlamentär ins Lager der Christinos und verhandelt wegen Auswechslung der Gefangenen. So kannst du schon morgen frei sein."

Der Oberst hatte also die besten Absichten. Leider durch-

kreuzt das Schicksal die besten Vorsätze nur zu oft. Und auch O'Donnells Schicksal hatte anders bestimmt. Der General der Christinos war ein hitziger, roher Patron, der, ohne an die Folgen zu denken, als Antwort auf Zumalacarraguys Auswechslungsantrag die von seiner Truppe gefangenen Karlisten ohne weiteres als Rebellen vor den Augen des Parlamentärs erschießen ließ.

Natürlich blieb dem von seinen empörten Offizieren bedrängten und selbst über das unmenschliche Vorgehen des Gegners entrüsteten Karlistenführer nichts übrig, als Vergeltung an den in seiner Gewalt befindlichen Christinos zu üben.

Am folgenden Morgen trat er, von aufrichtigem Schmerze bewegt, in sein Zelt, wo gerade O'Donnell vergnügt seine Frühstücksschokolade löffelte. Dem Iren fiel die Bedrücktheit seines Freundes sofort auf. Er tat ahnungslos einige scherzende Fragen. Der Oberst wich erst aus, dann aber konnte er dem Freunde die böse Nachricht nicht mehr verschweigen.

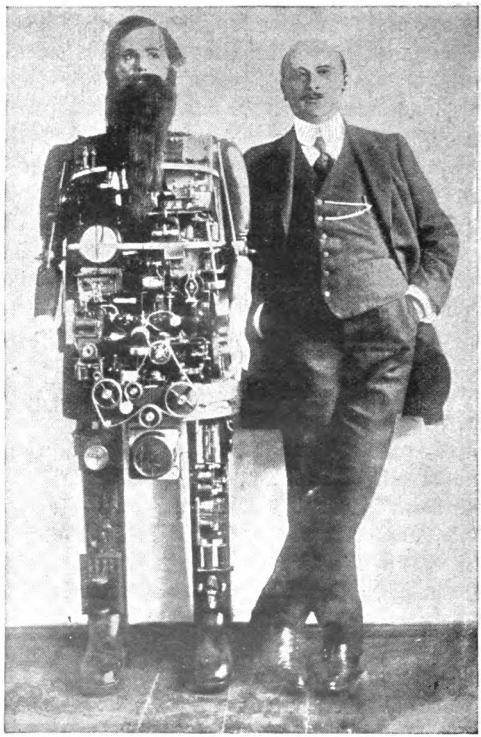
„Du siehst ein," schloß er seinen Bericht, „daß ich als Soldat, als Führer, der gerecht und billig sein muß, mit dir keine Ausnahme machen kann, so weh es mir tut. Ich muß dich also in einer Stunde mit den anderen erschießen lassen."

„Mein Gott," sagte O'Donnell ruhig, „das ist doch selbstverständlich. Mach dir nur deswegen keine Sorgen. Ich würde an deiner Stelle auch nicht anders handeln. Sei so gut, laß mir noch ein paar Zigaretten und Briefpapier bringen. Du besorgst doch meine Abschiedsgrüße an meinen Bruder — nicht wahr?"

Zumalacarraguy versicherte dies, O'Donnell schrieb den Brief an seinen Bruder, rauchte dazu die gebrachten Zigaretten und ließ sich dann ruhig von dem eintretenden Kommando abführen. Einige Minuten später hatte er geendet. O. Th. St.

Ein sprechender künstlicher Mensch. — Die Versuche, Automaten in Menschengestalt, sogenannte Androiden, herzustellen, gehen schon in das klassische Altertum zurück. So besaß bereits der ägyptische König Ptolemäus Philadelphos, der 285 v. Chr. zur Regierung kam, einen vielbewunderten Androiden. Dann fertigte im Mittelalter Albertus Magnus

einen Androiden an, der die Tür öffnete und die Eintretenden durch Kopfnicken begrüßte. Weiterhin seien nur noch erwähnt die Androiden Bullmanns und Försters, die Pauken schlugen



International Press Photo Co.

Der sprechende künstliche Mensch und sein Erfinder.

und Gewehre abfeuerten, der Flötenspieler Vaucansons und die klavierspielenden Kinder des Schweizers Droz.

Aber, so kunstvoll sie auch waren, sie alle sprachen nicht. Den ersten sprechenden Androiden stellte Kempelen her. Sein Sprachvermögen erstreckte sich allerdings nur auf einige wenige

Worte. Ein Blasebalg mit Windlade und den dazu gehörigen Klappen vertrat die Stelle der Lunge, als Stimmrohr mit der Stimmritze diente ein Rohrpfeifchen, und den Mund ersetzte das untere trichterförmige Stück einer Blase. Der Verfertiger legte, wenn die Figur sprechen sollte, seinen Vorderarm auf den Blasebalg, die Finger auf die Klappen der Windlade und stufte so die Stärke des Luftstoßes ab, der die Töne erzeugte.

Jetzt ist nun ein neuer sprechender Android erfunden worden, der über eine ganze Reihe von Worten verfügt. Ohne Zweifel hat hier der Phonograph Verwendung gefunden, wenn der Konstrukteur auch darüber den Schleier des Geheimnisses breitet. Dieser moderne Android pfeift auch, und außerdem kann er sich durch einen sinnreichen Mechanismus setzen sowie gehen und laufen. Th. S.

Eine häufige Ursache der kindlichen Unaufmerksamkeit. — Viele Schulkinder werden ungerechterweise als „schlecht begabt" vernachlässigt oder als unaufmerksam getadelt, während sie in Wirklichkeit schwerhörig sind. Zahlreiche Untersuchungen haben dies unanfechtbar bewiesen. Dr. v. Reichard stellte an 1055 Schulkindern Hörprüfungen an, welche ergaben, daß fast der vierte Teil derselben schlecht hörte. Neben den Kinderkrankheiten fand er Unreinlichkeit und Erkältungen als die häufigsten Ursachen. Dr. Weil in Stuttgart untersuchte 5905 Schulkinder mittels Flüstersprache und Ohrspiegel. Infolge von Nachlässigkeit und Unreinlichkeit hatten von den Knaben 11 Prozent und von den Mädchen 15 Prozent Ohrenschmalzpfröpfe und waren deshalb schwerhörig. Von 1918 Gymnasiasten und Volksschülern aller Altersklassen, die Dr. Bezold in München untersuchte, besaß mehr als der vierte Teil höchstens ein Drittel der normalen Gehörschärfe.

Es wurde auch der zahlenmäßige Nachweis geliefert, daß die geistige Entwicklung des Schülers eine dem Grade seiner Hörverminderung entsprechende Beeinträchtigung erfährt, während der Lehrer, weil er dies Leiden nicht kennt, das arme Kind für faul und unaufmerksam hält. Der amerikanische Ohrenarzt Dr. S. Sexton fand 13 Prozent Kinder mit stark geschwächtem Hörvermögen, aber nur in einem einzigen Falle

war dem Lehrer etwas davon bekannt; unter den Kindern selbst kannten nur 19 von 76 ihren eigenen Gehörfehler. Nach den Untersuchungen von Dr. Bezold wußten nur 12 Kinder von ihrem eigenen Gebrechen, und nur 7 waren auch ihren Lehrern als schwerhörend bekannt. Bei allen übrigen ahnten die Lehrer nichts von einer Schwerhörigkeit und konnten sie deshalb beim Unterrichte auch nicht berücksichtigen, sondern hielten die Schüler für unaufmerksam und leicht zerstreut. Häufig sagten die Lehrer, sie hätten wohl die Empfindung gehabt, daß etwas mit den Kindern „nicht richtig" sei, aber sie wären nicht darauf verfallen, daß die Kinder schwerhörig sein könnten, da diese, einmal energisch aufgerüttelt, dann dem Unterricht zeitweise wieder gut zu folgen vermocht hätten.

Natürlich — solange nämlich aus großer Angst die Aufmerksamkeit mit aller Energie zusammengenommen wurde und die Schüler vom Munde des Lehrers abzulesen suchten, was sie nicht mit den Ohren vernehmen konnten!

Die häufigsten Ursachen der Schwerhörigkeit sind, wie die Untersuchungen ergeben haben, Unreinlichkeit, Erkältungen und ansteckende Krankheiten. Von den durch Dr. Richter untersuchten 155 Gehörschwachen waren 48 allein durch Ohrenschmalzpfröpfe in ihrem Gehörvermögen geschädigt. Dies ist jedenfalls ein sehr trauriges Zeichen für die Reinlichkeit der Kinder und — der Eltern!

Wie ist das aber überhaupt möglich?

Nun, betrachten wir einmal die morgendliche „Katzenwäsche" der meisten Schulkinder. Da wird das Kind, wenn es höchste Zeit zur Schule ist, schnell aus dem Bette gejagt, spült sich dann flüchtig den sichtbaren Schmutz von Gesicht und Händen ab, während die „Mutter" den Kaffee kocht oder die „Frau Mama" ruhig im Bette liegen bleibt. An gründliches Reinigen der Ohren wird dabei fast nie gedacht. Und gerade bei einem so zart und fein gebauten Organ wie dem menschlichen Ohr ist die größte Sauberkeit nötig.

Merken also die Eltern irgendwie, wenn auch nur zeitweise, eine Unaufmerksamkeit oder ein Überhören von Worten bei den Kindern, so müssen sie möglichst bald einen Arzt zu Rate

ziehen. Zu Hause wird bekanntlich so oft das „Wie- und Wasfragen“ als Unart gerügt, während in Wirklichkeit vielfach nur schlechtes Gehör die Schuld trägt. Manches Unrecht gegen die Kinder würde durch rechtzeitige ärztliche Behandlung vermieden werden! Dr. Thränhart.

Bürgerstolz. — Das anspruchsvolle Selbstgefühl, das sich gegen Ende des Mittelalters in den meisten Städten, die dem Hansabund angehörten, ausgebildet hatte, artete oft in den tollsten Übermut gegenüber einem „hochweisen Rate“ aus. Charakteristisch hierfür ist ein Vorfall, der in einer alten Chronik der Stadt Hildesheim erzählt wird.

Ein Fuhrmann namens Teigler, der wegen seiner Eulenspiegelstreiche in der ganzen Stadt bekannt war, weckte einst mitten in der Nacht seinen Sohn, hieß ihn, sich gut ankleiden, nahm ihn dann mit zum Hause des ersten Bürgermeisters, wo er dessen Leute aus dem Schlafe trommelte und verlangte, sofort vor den Bürgermeister geführt zu werden.

Im Glauben, es handle sich um eine das Stadtwohl betreffende eilige Nachricht, weckten die Leute in der Tat den Bürgermeister. Dieser stand auf und empfing den Teigler, der das Stadtoberhaupt mit „Gebührlichkeit und Reverenz“ begrüßte, mit der Frage, was er bringe.

Darauf sagte Teigler zu seinem Sohne: „Sieh, Junge, dat is dat Recht von em hilmischen Börger, dat hei in aller und jeder Tiht sinen Borgemester spreken kann. — Nix for ungut, Herr Borgemester!“

Damit empfahl er sich wieder mit „Gebührlichkeit und Reverenz“ und ging mit seinem Jungen vergnügt von dannen.

Anderen Tages freilich wurde der „hilmische Börger“ Teigler von einer Abteilung Stadtsoldaten verhaftet und in „bürgerlichen Gewahrsam“ gebracht, wo er einige Tage bei Wasser und Brot sitzen mußte, um dann mit dem Bedeuten entlassen zu werden, er möge nun auch seinem Sohne deutlich machen, welche Rechte einem „hilmischen Borgemester“ zuständen. A. M.

Kämpfe in einem Blutstropfen. — Ein französischer Gelehrter, Dr. Jean Commandon, hat einen sehr geistreich kon-

ſtruierten Apparat erſonnen, der dem Auge den Kampf zwiſchen Krankheitskeimen und Blutkörperchen und die verſchiedenen Vorgänge, die ſich beſtändig im menſchlichen Körper vollziehen, ſichtbar macht. Dem bloßen Auge bleiben dieſe Vorgänge verſchloſſen, und bisher konnten ſie nur mit größter Schwierigkeit von den Ärzten beobachtet werden. Der erwähnte Apparat läßt ſie aber nicht nur deutlich ſehen, ſondern gibt ein vollkommenes Bild von ihrem Verhalten. Er beſteht aus der Verbindung eines ſehr ſcharfen Mikroſkopes mit einem Kinematographen.

Nehmen wir beiſpielsweiſe einen Patienten, der an Schwindſucht leidet und ſich auf dem Wege zur Beſſerung befindet. Betrachten wir einen Tropfen ſeines Blutes unter dieſem Apparate, ſo können wir deutlich ſehen, wie hier die Blutkörperchen mit jenen kleinen Weſen, die den Tod herbeiführen wollen, in erbittertem Kampfe liegen. Zierliche, raſch bewegliche, fadenförmige Mikroben ſchwimmen um die roten und weißen Blutkörperchen. Der Apparat läßt uns ſehen, wie eine dieſer Mikroben in ein rotes Blutkörperchen eindringt. Das iſt der Weg, auf dem dieſe Krankheitskeime zum Tode führen. Das angefallene rote Blutkörperchen umringen aber jetzt die weißen Blutkörperchen. Während des Kampfes nehmen ſie an Zahl und Größe immer zu. Heftig verfolgen ſie das kranke Blutkörperchen. Endlich wird es verſchluckt, und dieſer Krankheitskeim hat damit zu exiſtieren aufgehört. Iſt das rote Blutkörperchen, das den Krankheitskeim in ſich birgt, verſchwunden, dann treten geſunde rote Körperchen an ſeine Stelle. Alles das kann ſehr langſam, aber auch ſehr raſch vor ſich gehen. Der neue Apparat zeigt nicht nur den Vorgang an ſich, ſondern er gibt auch die Geſchwindigkeit an, mit der er ſich vollzieht.

Nehmen wir anderſeits eine Krankheit, an der der Patient allmählich zugrunde geht. Die Schlafkrankheit in Afrika, deren Keime durch ein kleines Geißeltierchen, ein Trypanoſoma, übertragen werden, iſt ein Beiſpiel dieſer Art Krankheit. Iſt es bereits ſo weit gekommen, daß der Patient in Schlaf verſinkt, dann iſt jede Geneſung ausgeſchloſſen. In einem Tropfen

Blut einer an der Schlafkrankheit leidenden Person zeigt uns Dr. Commandons Apparat, wie die Tierchen im Blute umherschwärmen und sich in die roten Blutkörperchen einbohren. Wie bei anderen Krankheiten, so suchen die weißen Blutkörperchen zwar auch hier die angesteckten roten zu vernichten, aber wenn es ihnen nicht gelingt, werden sie des Kampfes bald müde und lassen davon ab. Die Tierchen vermehren sich, bis sie bald den ganzen roten Blutstrom ausfüllen. Dann stirbt der Patient. Alle diese Vorgänge kann man mit Commandons Apparat beobachten, der den ziemlich ungeschickten Namen führt „Ultramikroskopischer Kinematograph". J. C.

Bärtige Frauen. — Bekanntlich zeigen die brünetten Frauen in den südlichen Ländern eine so energische Neigung zur Schnurrbartentwicklung, daß sie ein Leutnant darum beneiden könnte. Der zarte, pikante Flaum, der oftmals die schöne Oberlippe einer glutäugigen, schlanken Spanierin ziert, mag in der Jugend ein Reiz mehr sein, wären die späteren Semester nicht, die diesen Reiz zu einem stattlichen Bart entwickeln, der in Verbindung mit einer Baßstimme es begreiflich macht, weshalb dann „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe".

Über den Frauenbart haben die Ärzte, die diese Abnormität als Hypertrichosis bezeichnen, zu allen Zeiten geschrieben. Hippokrates erzählte von dem stattlichen Bart der Namisia und der Rhätusa, zweier verheirateten Frauen, und im Jahre 1702 veröffentlichte der Mediziner Joch unter dem Titel „De Feminis barbatis" ein hochgelahrtes Buch. Er berichtet, daß Margareta von Parma, die Regentin der Niederlande, nicht nur ein Mannweib von männlicher Kraft und Entschlossenheit war, sondern zur Zierde auch einen „ziemlichen Bart" trug. Zu der historischen Margareta passen also die Worte schlecht, die Goethe seinem Egmont in den Mund legt: „Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte."

Die im Jahre 1489 in Lüttich geborene Jungfrau Helena Antonia, deren Bild nach einem Originalgemälde wir bringen, hatte schon in frühester Jugend den stattlichen Vollbart, der ihr zu solcher Berühmtheit verhalf, daß sie von aller Welt ab-

konterfeit wurde. Ihre armen Eltern schenkten sie dem Bischof Ernst, einem bayrischen Herzog, der sie später der Erzherzogin Albrecht abtrat. Helena Antonia hatte ein schönes, feines Gesicht, funkelnde schwarze Augen und gefiel besonders durch ihr echt frauenhaftes Wesen, das mit ihrem langen kastanienbraunen Bart merkwürdig kontrastierte.

Helena Antonia.

In einer alten Stuttgarter Kunstsammlung befand sich, wie Vithelm im Neckar-Antiquarius berichtet, das Bildnis einer 1587 porträtierten jungen Frau, der Bartelde Grätge, die durch ihren langen Bart berühmt war. Misson sah in Bologna das Bild einer deutschen Frau, die sich wegen ihres stattlichen Bartes, der ihr bis auf den Gürtel ging, für Geld sehen ließ.

Die erste Frau, die einen solchen Erwerbszweig ergriff, war im Jahre 527 eine sizilische Riesin. Sie war so groß „als immer ein Riese, gienge über alle lange Männer noch eine Ehle weit hinaus". Wer sie sehen wollte, mußte einen Heller bezahlen. Die Augsburgerin Barbara Urslerin war „am Leibe viel behaart und hatte einen gelben wollenweichen Bart, der ihr bis an den Gürtel reichte". Die Urslerin ließ sich Mitte des 17. Jahr-

hunderts in Deutschland, Frankreich und Italien für Geld sehen.

Debay berichtet von einer Frau, der Königin der bärtigen Frauen, die 1774 in Paris gezeigt wurde. Diese Frau besaß nicht bloß einen Bart, der einen Landsknecht hätte zur Verzweiflung bringen können, sondern ihr ganzes Gesicht war mit so dichten Haaren besetzt, daß man ihr den Namen „Bärenkopf" gab, ein Name, der an das sogenannte „Bärenweib" erinnert, das vor etlichen Jahren in Kastans Panoptikum in Berlin gezeigt wurde.

Die Heterogonie, wie man auch die abnorme Behaarung beim weiblichen Geschlecht nennt, hat nach Buschans „Menschenkunde" die Eigentümlichkeit, daß, im Gegensatz zum Männerbart, der Backenbart bei Frauen nicht die vor dem Ohre gelegene Gesichtspartie in Mitleidenschaft zieht, wie auch aus unserem Bilde deutlich zu ersehen ist. Wie Bartels hervorhebt, deckt sich der Ausbreitungsbezirk des Frauenbarts hauptsächlich mit dem des großen Kaumuskels. W. F.

Champagnertod. — Von einem Ausgang zurückgekehrt, begab ich mich sofort auf meine im obersten Stock des Krankenhauses gelegene Abteilung.

Die diensttuende Schwester empfing mich mit der Meldung: „Zuwachs auf Nummer 8."

Meine Aufgabe war jetzt, die neu angekommene Kranke ins Tagesjournal einzutragen und die erste Untersuchung vorzunehmen. Durch diese wurden dem Chefarzt die weiteren Maßnahmen erleichtert.

Ich trat an das Bett. Vor mir lag ein junges, überaus schönes Mädchen. Fieberhafte Röte brannte auf ihrem Gesicht, die Augen waren weit geöffnet: groß, schwarz, glänzend.

Auf das Täfelchen über ihrem Bette schrieb ich nur zwei Buchstaben: P. P. Das bedeutete Phthisis Pulmonum (Lungenschwindsucht). Es war ihr Todesurteil in zwei Buchstaben. Die Kranke sollte es nicht verstehen.

Laura M. nahm jetzt mein ganzes Interesse in Anspruch. Jeden freien Augenblick brachte ich bei ihr zu, plauderte mit ihr und erwies ihr jede mir mögliche Gefälligkeit, empfand

ich doch das tiefste Mitleid mit der zu so frühem Tode verurteilten schönen Kranken.

Ob wohl Laura diese meine ängstliche Besorgnis um sie auch merkte? Stets redete sie besonders liebevoll mit mir, und ihre Augen sahen mich dabei traurig an.

Fieber, Schwäche und Husten zehrten weiter an dem jungen Leben, und je mehr ihr Körper abmagerte, desto größer schien ihr Auge zu werden, desto strahlender in Glut und Feuer. Der Krankheitsprozeß verlief bei ihr gerade so wie bei allen Schwindsüchtigen: je näher die Stunde des Todes herankam, desto größer wurde die überzeugende Hoffnung auf Genesung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags sagte mir die Schwester: „Nummer 8 scheidet heute noch aus dem Leben."

Ich erschrak, wußte ich doch, daß unsere Krankenwärterinnen sich in dieser Richtung fast nie täuschen.

Und wirklich — die Schwester behielt recht.

Der Chefarzt untersuchte die Kranke zum letzten Male, und als wir ihn beim Fortgehen auf den Gang hinausbegleiteten, sagte er: „An dieser Kranken zeigt sich auf das deutlichste das angenehme Delirium der Lungenkranken in ihren letzten Stunden — bildlich gesprochen könnte man es eine Berauschung in Champagner nennen."

Ganz überrascht sahen wir auf den Professor, so daß er in seiner Erklärung fortfuhr.

„Ja — wahrhaftig ein Champagnertod. Haben Sie, meine Herren, bemerkt, daß die Sterbende fortwährend an Reisen denkt, von Glück träumt und, mit einem Fuße schon im Grab, sich bedeutend gesünder fühlen will als sonst? Ihre aufgeregte Phantasie hat ihren Ursprung in dem unzureichenden Atmen, ihre Lungen können das Blut nicht mehr oxydieren, und dieses strömt daher mit Kohlensäure gesättigt ins Gehirn und bewirkt dort beides: Aufregung und Heiterkeit — gerade wie die Kohlensäure des Champagners bei einem Bankett."

Als sich der Professor entfernte, kehrte ich zur Schwerkranken zurück.

Diese reichte mir ihre abgemagerte Hand: „Morgen suche ich um meine Entlassung nach," sagte sie. „Ich bin ja gesund, vollkommen wohl — nicht wahr? Dann verlasse ich sofort die Stadt, und die Landluft wird mich ganz herstellen. — Fahren Sie mit?"

Das redete sie in abgerissenen Pausen, und die Worte flossen so unsicher aus ihrem Munde wie das letzte Wasser aus einer bereits erschöpften Quelle.

„Gleich wird es Nacht sein," fuhr sie fort, „die letzte, die ich hier zubringe!"

Und fast in demselben Augenblick verschwand die Sonne vom Firmament. Und mit der Sonne schwand auch das Leben aus ihrem Körper. Ihre letzten Worte brachten mir den Ausspruch des Professors in Erinnerung, und mir war, als sähe ich den Tod, wie dieser ihr ein Glas Champagner zu trinken reicht, sprudelnd und schäumend, wie die Kranke im Fieberdurste das Glas leert und dann berauscht niedersinkt. Fr. H.

Pfauenbraten. — Schon bei den Römern galt der Pfau als hochgeschätzter Leckerbissen, und bis ins Mittelalter hinein zählte er als einer der edelsten Vögel zu den vornehmsten und ausgezeichnetsten Gerichten. Auf den Tafeln der Großen durfte er niemals fehlen, und er wurde dabei mit besonderem Aufwand und mit Zeremonien aufgetragen, die deutlich bewiesen, welcher Wertschätzung er sich erfreute. Meist war er zierlich auf kostbaren Schüsseln, mit seltenen Blumen geschmückt, angerichtet; doch hin und wieder wurde dies noch überboten, denn es wird berichtet, daß bei einigen Gastmählern aus dem Schnabel des aufgetragenen Vogels eine hellleuchtende Flamme gesprüht habe. Ja, es wurde sogar den sonst aufwartenden adeligen Knappen, den Pagen, die Ehre, ihn aufzutragen, entzogen, und die Schloßherrin selbst brachte ihn in den Saal und setzte ihn vor den Hausherrn oder einen Höherstehenden beziehungsweise einen durch besondere Heldentaten ausgezeichneten Ritter auf die Tafel. Der dadurch besonders Geehrte zerlegte dann den Vogel derart, daß alle Anwesenden ein Stück davon erhielten, was keine geringe Übung verlangte.

Während dieses hochwichtigen, feierlichen Aktes besang meist ein fahrender Sänger die ruhmreichen Taten des vorschneidenden Ritters. Der auf diese Weise Gefeierte erhob sich dann ebenfalls und schwur, seine Hand auf den vor ihm befindlichen königlichen Vogel legend, daß er sich der Ehrung würdig zeigen und bald neue Taten vollbringen wolle, indem er, je nach der Gelegenheit, in einer zu erobernden Stadt als erster sein Banner auf deren Mauer aufpflanzen oder beim nächsten Turnier so und so viele Ritter aus dem Sattel werfen werde. Diese Gelübde wurden stets bekräftigt mit der stehenden Formel: „Ich schwöre es bei den holden Frauen und dem köstlichen Pfau.“

Auch jeder weitere Teilnehmer des Gastmahles, der einen Teil des königlichen Vogels erhalten hatte, gelobte vor dem Verzehren, irgend eine besondere Tat auszuführen, unter der Bekräftigung: „Beim Pfau!“ Dieses Gelöbnis galt bei Ritterehre, und wehe dem, der die Ausführung eines solchen Versprechens unterließ. A. M.

Unnatur. — Wohl eine der dunkelsten Nachtseiten der Natur ist im Tierreich der Kannibalismus in der eigenen Familie. Wenn ein Huhn oder auch ein Kanarienvogel — wie dies oft beobachtet worden ist — mit dem Schnabel die eigenen Eier zerbricht, so ist das wohl die mildeste Form von Kannibalismus, dem man im Tierreiche begegnet. In einem wahrhaft grausigen Licht erscheint diese Unnatur aber bei Sauen, die ihre eigenen Jungen nach der Geburt sofort auffressen. Dasselbe widerwärtige Schauspiel kommt auch bei Katzen vor, trotzdem diese in der Regel die zärtlichsten Mütter sind; auch bei Ziegen ist es beobachtet worden und ist hier um so rätselhafter, weil die Ziege doch ein reiner Pflanzenfresser ist.

Bekannt ist, daß viele vierfüßigen Männchen sich wenig oder gar nicht um die Nachkommenschaft bekümmern, ja manche Männchen treten gegen die Jungen ihrer Art feindlich auf. Wer der Hasenjagd länger obgelegen hat, der hat reichlich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie ein alter Hase ein junges Häschen beohrfeigte und, im Falle er darin nicht gestört wurde, letzteres auch umbrachte. Kaninchen und Meerschweinchen

töten jedes fremde junge Tier ihrer Art, sobald es zu ihnen gebracht wird, während sie sich mit Nichtverwandten gut vertragen.

Wenig bekannt dürfte der hier einigermaßen aufklärende Umstand sein, daß, wenn eine Ziege zur Zeit ihrer werdenden Mutterschaft durch ein fremdes, ihr unbekanntes Tier erschreckt wird, sie vor ihrem demnächst geborenen Jungen dasselbe Entsetzen zeigt wie vor jenem fremden Tier. Bringt nun eine Ziege ihr Junges gleich nach der Geburt um, so tut sie es gewöhnlich aus vorstehendem Grund. Man hat dasselbe auch bei einer Kuh beobachtet. Diese war während ihrer Mutterschaft von einem großen schwarzen Hund erschreckt worden und hat ihr ebenfalls schwarzes Kälbchen nach dessen Geburt sofort umgebracht.

Man nimmt also an, daß ähnliche Vorgänge bei diesen sonst so unerklärlichen Kindermorden im Spiele sind. Tiermütter, die in Gefangenschaft leben, in Menagerien, zoologischen Gärten und so weiter, werden oft zu Mörderinnen an den eigenen Kindern. Eine Bärin im Zoologischen Garten zu Berlin erwürgte ihr bereits drei Wochen altes Petzchen, und sie hätte es aufgefressen, wenn sie nicht dabei gestört worden wäre.

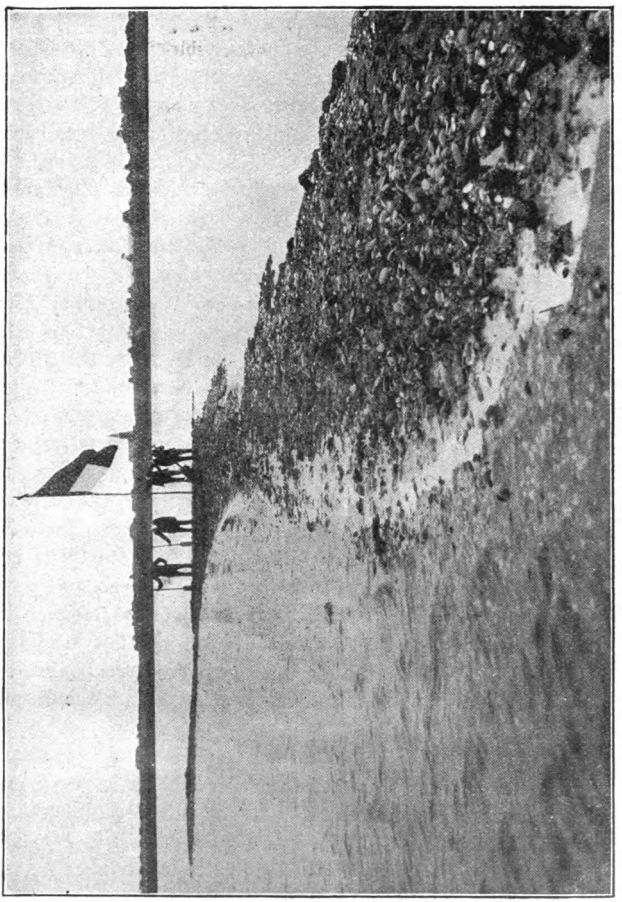
Das Benehmen, das manche Vögel in ihren Nestern beobachten, ist recht sonderbar. Viele Vögel sitzen in der Brutzeit so fest auf ihren Eiern, daß sie lieber die Freiheit oder das Leben einbüßen, ehe sie die Brut verlassen; dagegen gibt es Vögel, wie zum Beispiel den Würger, die das Nest mitsamt der Brut verlassen und nicht wieder zu jenem zurückkehren, sobald nur ein Mensch einen Blick hineingetan hat. Die Störche haben die höchst eigentümliche Gewohnheit, fast jedes Jahr ein Ei oder ein Junges aus dem Nest zu werfen. Ein Tierfreund hat über diesen Gegenstand längere und eingehende Beobachtungen angestellt. Er sagt: „Ein Ei, das auf einen Düngerhaufen gefallen und unverletzt geblieben war, kennzeichnete ich mit einem unmerklichen Bleistiftstrich und brachte es wieder ins Nest. Am folgenden Tage wurde es wieder herausgeworfen; ich erkannte es an der jetzt zerschellten Schale als das gleiche. Sein Inhalt war ganz frisch und normal. Es konnte also nicht

die Annahme der Störchin vorliegen, daß das Ei verdorben sei; ebensowenig konnte es durch Zufall oder durch Ungeschicklichkeit herausgeworfen worden sein, denn am zweiten Tage geschah das ja abermals. Was war es denn nun aber: Laune, Übermut oder Sorge um die Ernährung der zu zahlreichen Brut, das den Storch zu dieser Unnatur trieb? Es sei noch bemerkt, daß ich in einem Jahr beobachtete, wie die Störche von nur drei Eiern eines hinauswarfen, in einem anderen Jahr warfen sie ein Junges hinab. Es gelangte auf einem weichen Strohlager an. Ich kennzeichnete es mit einem Fädchen und trug es wieder hinauf ins Nest. Sofort wieder herausgeworfen, kam es auch diesmal glücklich unten an. Ich trug es noch einmal ins Nest, nahm aber von den übrigen vier Jungen eines mit hinunter. Dennoch wurde das erstere auch jetzt wieder hinausgeworfen und brach das Genick. Und als ich nun das andere wieder an seine Stelle setzte, da wurde auch dieses von der grausamen Mutter ohne weiteres mit großer Vehemenz aus dem Neste geworfen." E. T.

Eine plötzlich entstandene Insel. — In dem fisch- und sagenreichen Seeburger See auf dem Untereichsfelde hat sich am 21. August 1911 ganz plötzlich eine Insel erhoben. Diese Nachricht weckt die in den Tiefen der Volksseele schlummernde Sage, wonach in grauer Vorzeit an Stelle des Sees ein prächtiges Schloß gestanden haben soll, bewohnt von dem berüchtigten Grafen Iso mit seinen Mannen und seinem Troß. Eines Tages soll das Schloß mit Mann und Maus und seinem gesamten Inhalt in bodenlose Tiefe verschwunden sein — versunken in kühle Flut, und seit dieser Zeit spielen die Wasser darüber hin. Dort unten liegen sie, die alten Türme und Mauern des einst so herrlichen Schlosses Seeburg, dessen versunkene Zinnen sonst hoch in die Lüfte ragten und im Strahl der Abendsonne prächtig funkelten; in den Sälen und Gemächern, wo sonst lauter Jubel herrschte, ist es jetzt stumm und still; wo stolze Ritter und schöne Frauen wandelten, regt sich in unheimlichem Gewühl das Getier des Wassers.

Es wird weiter berichtet, daß bis in die neuere Zeit von Fischern metallene Gegenstände und Tafelgeräte aus den

Tiefen des Waſſers an die Oberfläche befördert wurden. Ferner ſchreibt die Chronik, daß am 18. Auguſt 1653 ohne irgend-



Der Seeburger See mit ſeiner plötzlich entſtandenen Inſel.

welche vorherige Anzeichen ſich ungefähr in der Mitte des Sees eine Inſel gezeigt habe. Schon damals gelang es den

Forschern nicht, die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen. Im vorigen Jahre nun wiederholte sich dieselbe Erscheinung und brachte die Kunde aus dem Jahre 1653 in lebhafte Erinnerung. Am 21. August bemerkten aufmerksame Fischer, daß sich auf der Oberfläche des Wassers ein langgestreckter dunkler Gegenstand zeigte, der, aus der Ferne gesehen, Ähnlichkeit mit dem Rücken eines großen Fisches hatte. Zur näheren Ergründung machte man Boote klar, und da zeigte es sich denn bei sorgfältiger Untersuchung an Ort und Stelle, daß hier, wo kurz zuvor noch drei bis vier Meter Wassertiefe gemessen waren, der Grund des Sees sich gehoben hatte, so daß er jetzt in einer Breite von ungefähr vier Metern und auf vierundzwanzig Meter Länge etwa dreißig Zentimeter hoch in Form einer riesigen 7 aus dem Wasser hervorragt. Der Boden ist etwas schlammig, aber doch so fest, daß er betreten werden kann. Zahlreiche Muscheln und Muschelschalen, die noch weit in den See hinein auf dem sich von hier sanft abflachenden Boden durchs klare Wasser erkennbar sind, bedecken die Oberfläche der Insel. Beim Nachgraben stößt man unter der Muschelschicht auf verrottetes Holz, Balken, Wurzeln oder Bäume.

Sollten das die Zeugen von verschwundener Pracht sein? Sollte man in ihnen wirklich die Bestätigung der alten Sage vom versunkenen Schloß zu suchen haben? Wer erhellt der Vergangenheit dunkle Spuren?

Längs der Mitte der entstandenen Erhöhung zeigt sich in unregelmäßigem Zickzack ein mit Wasser gefüllter Erdspalt, der sich in beträchtlicher Tiefe wieder zu verlieren scheint, da man beim Untersuchen mit Stangen nicht auf festen Grund kommt.

Die im Jahre 1653 entstandene Insel versank nach kurzer Zeit wieder in den Fluten, und an ihrer Stelle wurde später die größte Tiefe des Sees gemessen. Eine alte Chronik berichtet nämlich darüber also: „1653, den 18. August, ist in der See ein hoher berg erstanden, auf diesen sind viele Frembde Herren gestiegen und andere sind mit Verwunderung zu der See gegangen, um den so hoch erhobenen berg anzusehen. Dieser berg hat über der See gestanden vier völlige Wochen.“ J. G.

Der Kölner in Paris. — Ein ehrsamer Bürger Kölns empfand das brennende Gelüst, sich einmal die vielgerühmte Weltstadt an der Seine mit eigenen Augen zu besehen. Es war freilich ein gewagtes Unternehmen für ihn, denn er verstand nicht nur kein Wort Französisch, sondern er konnte nicht einmal Hochdeutsch sprechen. Ihm stand nichts weiter zur Verfügung als das echte Idiom Kölns. Er aber setzte sich lachend über alle Bedenken seiner Freunde hinweg und reiste ab.

Da er seine Fahrkarte nach Paris auf dem Bahnhof in Köln hatte lösen können, gelangte er ohne weitere Umstände an das Ziel seiner Wünsche. Indem er dem Vorbilde anderer Mitreisenden folgte, stieg auch er in einen Hotelomnibus, der ihn richtig nach einem guten Hotel brachte. Hier aß und trank er und fühlte sich danach so unternehmungslustig, daß er sich zu einem sofortigen Spaziergang durch die Stadt entschloß.

Auch damit kam er großartig zustande. Die Schwierigkeiten stellten sich erst ein, als er den Rückweg antreten wollte. Zwar hatte er sich sorgsam bemüht, den eingeschlagenen Weg seinem Gedächtnis einzuprägen, nun es aber darauf ankam, stellte es sich heraus, daß er die gemerkten Kennzeichen nicht wiederfand. Beim Hin- und Hersuchen geriet er dann in ein solches Gewirr von Gassen und Gäßchen, daß ihm nicht anders zumute war, als befinde er sich in einem vollkommenen Labyrinth.

Indem er ratlos um sich schaute, fiel sein Blick auf einen Straßenhändler, der mit seinem Handwagen voll Erdbeeren und Pflaumen an einer Straßenecke hielt, und da durchzuckte ihn ein rettender Gedanke. Er befand sich im Geiste wieder in seiner geliebten Vaterstadt und hörte die dortigen Händler in ihrem heimischen Dialekt diese leckeren Früchte anpreisen. Sicherlich, dachte er, sind noch mehr Kölner Kinder in dieser großen Stadt, und es wäre ihnen ein leichtes, mich auf den rechten Weg zu bringen, wenn wir uns nur gegenseitig als Landsleute erkennten.

Kurz entschlossen fing er an, durch Zeichen und eine ihm zugesteckte Münze mit dem Manne zu verhandeln. Das Ergebnis war, daß der Händler sein Wägelein durch die Straßen schob, der Kölner aber nebenher ging und in unverfälschtem Kölnisch

ausrief: „Prume (Pflaumen) wie Kindsköp, et Vehtel zehn Penning! Worrbele (Heidelbeeren) wie Kindsköp, et Pund zwanzig Penning!“

Und richtig, der gute Mann hatte sich nicht verrechnet. Noch war er nicht weit gekommen, als plötzlich ein Herr vom Bürgersteige zu ihm auf den Straßendamm trat und ihm lachend zurief: „Kähl, bes do dann ganz jeck? Dat versteit doch heh kei Minsch!“

Da griff der Pfeudoobsthändler mit freudigem Triumph nach des Landsmannes Hand und rief: „Ho ho, dat wollt' ich jo grat, eine, de mich versteit! Jetz kanns do mich widder en ming Hotel brenge!“

Den Namen seines Hotels wußte er, bloß aussprechen konnte er ihn nicht. Er buchstabierte ihn aber seinem neuen Freunde vor; der lachte vergnügt, zog ihn mit sich fort und lieferte ihn richtig an Ort und Stelle ab. C. D.

Wird die Geschicklichkeit unserer Hände geringer? — In einem Aufsatze, den Frederick Treves, ein hervorragender englischer Chirurg, in einer englischen Zeitschrift veröffentlicht, behauptet er, daß die künstlich ersonnenen Maschinen, die jetzt so viele Arbeiten tun, die früher mit der Hand verrichtet werden mußten, uns langsam, aber sicher des vollen Gebrauches unserer Hände berauben. Er schrieb wörtlich: „Es will so scheinen, als ob der höchste Punkt der Entwicklung im Gebrauche unserer Hände erreicht, sogar schon überschritten sei.“

Wir wollen sehen, welche Beweise sich für die Behauptung des Gelehrten erbringen lassen.

Die beiden gewöhnlichsten Handfertigkeiten sind Schreiben und Nähen, aber beide werden jetzt rasch verdrängt durch die Schreibmaschine und die Nähmaschine. Soweit also diese beiden Tätigkeiten in Betracht kommen, geht der feinere Gebrauch der Finger jedenfalls verloren. Es gab Zeiten, in denen Schönschreiben als Kunst galt und der Schreiblehrer eine Macht war. In unseren Tagen des Eilens und Hastens fehlt aber die Zeit zu einer eleganten Handschrift. Die Schrift ist oft so schwer zu entziffern wie ägyptische Hieroglyphen, und da uns obendrein noch die Zeit fehlt, eine unleserliche Handschrift zu buch-

stabieren, so erweist sich die Schreibmaschine als überall willkommen.

Im Laufe der letzten Jahre hat die Chirurgie erstaunliche Fortschritte gemacht. Fragt man aber, ob dieser Fortschritt in Verbindung steht oder gar abhängig ist von einer entsprechenden Entwicklung der Handfertigkeit des Chirurgen, so muß diese Frage verneint werden. In früheren Zeiten, als man noch keine schmerzbetäubenden Mittel hatte, arbeitete der Chirurg an einem Menschen, der bei vollem Bewußtsein dalag. Da handelte es sich um Raschheit der Bewegungen, der Erfolg wurde nach der Sekunde bemessen, und jede überflüssige Sekunde bedeutete überflüssige Qualen. Der Chirurg mußte wunderbar geschickte Hände haben, rasch entschlossen und kaltblütig sein, dabei aber doch aufmerksam und sicheren Auges. Die Vereinigung aller dieser Eigenschaften, die erst einen guten Operateur machten, war selten zu finden, und selten waren also damals auch vollkommene Operateure.

Jetzt, wo ihm die schmerzstillenden und betäubenden Mittel zur Verfügung stehen, hat der Chirurg bei seiner Arbeit Zeit zum Überlegen, jeden Schritt kann er reiflich erwägen; er braucht sich nicht zu übereilen, denn da statt wie früher Schnitt auf Schnitt mit Blitzesschnelle erfolgen muß, kann jetzt der Arzt über sein Vorgehen so nachdenken, als wenn es sich um einen Zug auf dem Schachbrette handelte. Die Folge ist, daß die Chirurgie zwar große Erfolge erzielt, aber als reine Handfertigkeit entschieden verloren hat. —

Wie sehr der Gebrauch unserer Hände gegen früher vernachlässigt wird, zeigen einige einfache Handwerke mit auffallender Deutlichkeit. So zum Beispiel die uralten Tätigkeiten des Spinnens und Webens. In Indien kann man heute noch sehen, wie alle Verrichtungen, ein fertiges Gewebe aus Baumwolle herzustellen, mit der Hand ausgeführt werden. Diese Verrichtungen bedingen eine gute Ausbildung der Finger, eine Ausbildung, die die Hände von Tausenden von Männern und Frauen in diesem Lande geschmeidig gemacht hat. Bei uns aber hat die Maschinenarbeit dieses Handwerk vollständig verdrängt, und jene Geschicklichkeit, die in

jahrhundertelanger Übung erworben worden ist, geht für immer verloren.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in jedem Fischerdorfe Weiber sehen konnte, die plaudernd beieinander saßen, ihr Strickzeug in der Hand hatten und Strümpfe und Jacken für die Männer strickten. Die Arbeit mag ja nicht sehr schwer gewesen sein, aber sie diente den Händen zu einer guten Ausbildung. Jetzt sieht man nur noch selten Frauen mit dem Strickstrumpf, denn die Maschine arbeitet ja viel billiger.

Die alte Kunst des Stickens war eine Fertigkeit, die viele Möglichkeiten bot. Diese Handfertigkeit ist jetzt so gut wie verloren. Zwar werden die feineren Stickereien immer noch mit der Hand gearbeitet, aber der überwiegend größere Teil wird mit der Maschine hergestellt. Daraus entstehen allerdings Vorteile, die leicht einzusehen sind, aber Tausende von Händen haben dadurch gleichzeitig an Geschicklichkeit verloren, die Handfertigkeit ist auf einen niederen Grad gesunken.

Ähnlich verhält es sich mit dem Spitzenklöppeln, wahrscheinlich der sorgsamsten Arbeit, die je aus geschickten Frauenhänden hervorgegangen ist. Ganze Ortschaften haben sich mit Spitzenklöppeln ihr Brot verdient, und es hat die, die sich dieser Kunst widmeten, befähigt, die Ausbildung ihrer Hände auf einen erstaunlich hohen Grad zu bringen. Das war gewiß ein erstrebenswertes Ziel. Aber auch die Tage dieser Handfertigkeit sind gezählt, und die so mühsam erworbene Handgeschicklichkeit ist trotz aller Versuche, sie neu zu beleben, dem Untergange geweiht.

Treves führt noch eine lange Reihe von Handwerken, Künsten und Fertigkeiten an, die früher Hände und Finger zu großer Geschicklichkeit ausbildeten, sich aber jetzt der Maschine bedienen. Selbst Klavierspielen gehört dazu.

Der verursachte Schaden ist groß und bedauerlich. Groß, weil, wie unser Gewährsmann sagt, wir trotz unseres Stolzes zugeben müssen, daß der Mensch, wenigstens in einer Beziehung, nicht Zeichen des Fortschritts, sondern Zeichen des Verfalles zeigt; bedauerlich, weil es wohl nur wenige gibt, die nicht dem Ausspruche Ruskins zustimmen, der da sagt, daß „jeder junge

Mann, des Königs Sohn nicht ausgenommen, lernen sollte, mit seiner Hand etwas gut und gründlich zu tun." J. C.

Um des Sperrgroschens willen. — Von jeher herrschte in Lyon der Brauch, alljährlich am 11. Oktober nach dem nahen St. Denys zu wallfahren und allda nach der Andacht reichlichen Genuß des jungen Weines folgen zu lassen. Die Beteiligung war 1711 besonders lebhaft, denn der Wein war vorzüglich geraten. Zu Tausenden wanderten Männlein und Weiblein hinaus, was den Lyoner Platzmajor auf den Gedanken brachte, einen gewinnreichen Streich zu vollführen. Er ließ eine Stunde vor der festgesetzten Zeit die Abendglocke läuten, die Tore schließen und von jedem Einpassierenden den Sperrgroschen erheben, der in seine Tasche floß.

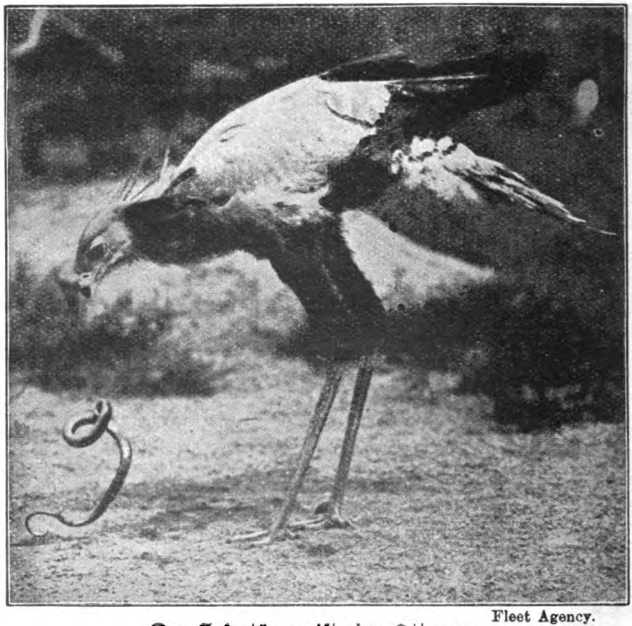
Anfänglich hatte die Spekulation guten Erfolg, als jedoch beim Herannahen der richtigen Sperrzeit die Hauptmasse der Heimkehrenden, von denen die meisten ihre Barschaft draußen bis zum letzten Heller flüssig gemacht hatten, sich heranwälzte, senkte die Wache zur Abwehr des übermäßigen Andrangs den vor der Brücke befindlichen Schlagbaum. Sie mußte ihn wieder heben, um einer vornehmen Kutsche Durchlaß zu gewähren, und diesen Augenblick ersah die Volksmenge, um im lärmenden Durcheinander auf die Brücke sich zu ergießen.

Ein fürchterliches Getümmel, ein Kampf aller gegen alle entstand; wer niederfiel, wurde von den Nachfolgenden zu Tode getreten, viele wurden über das Geländer in den Fluß gestoßen, viele erstickten in dem nicht zu entwirrenden Knäuel. Die Spitzbuben säumten nicht, ihr unehrliches Handwerk an Toten und Lebenden auszuüben. Unter anderem wurde der Leiche einer Frau ein Finger abgeschnitten; der letztere, an dem zwei Ringe staken, wurde bei einem Erstickten gefunden; der Räuber war seiner Untat nicht froh geworden. Die Soldaten hatten sich gleichfalls eifrig am Ausplündern beteiligt.

An Ertrunkenen wurden 134 aufgefischt, auf der Brücke fanden sich 218 Leichen, an die 200 Schwerverletzte überlebten den kommenden Tag nicht. Insgesamt wurden mehr als 1000 Tote und Verwundete gezählt, auch die beiden Kutschpferde waren im Gedränge umgekommen.

Der habgierige Urheber dieſes grauenvollen Ereigniſſes, Platzmajor Bellair, ſollte der Strafe nicht entgehen. Er wurde noch anderer ſchlimmer Verfehlungen überführt und ſtarb auf dem Rade. —tt.

Ein gefiederter Schlangenfeind. — Als ein ausgemachter Schlangenfeind iſt unter den Vögeln der Sekretär oder Kranich-



Fleet Agency.

Der Sekretär greift eine Otter an.

geier bekannt, der den größten Teil von Afrika bewohnt. Der Name Sekretär rührt davon her, daß er wegen ſeines Nackenſchopfes einem Schreiber ähnelt, der ſich die Feder hinter das Ohr geſteckt hat. Die Grundfärbung des Kranichgeiers, der über ein Meter lang wird, iſt aſchgrau, während die Säume der Schwingen, die Schulterdecken und Schenkel ſchwarz gefärbt ſind. Als Siedlungsgebiet bevorzugt er die Grasſteppen, da er ein guter Läufer iſt. Jedoch fliegt er auch geſchickt.

Hat er im Gras eine Schlange entdeckt, so nähert er sich ihr vorsichtig. Nackenschopf und Halsfedern sträuben sich dabei. Plötzlich springt er auf die Schlange zu und versetzt ihr mit dem Fang, der mit kurzen, aber kräftigen Klauen bewehrt ist, einen wuchtigen Schlag. Hat der Schlag die Schlange nicht tödlich verletzt, sondern richtet sie sich zischend auf, so springt er zurück, wartet einen Augenblick und nähert sich ihr dann, indem er einen Flügel wie einen Schild vor sich herhält, von neuem und erteilt ihr, sobald er eine günstige Gelegenheit erspäht, abermals einen machtvollen Fußschlag. Allen Bissen der Schlange weicht er gewandt aus. Sobald sich die Schlange ermattet auf den Boden legt, unternimmt er einen neuen Vorstoß. Blitzschnell springt er auf sie zu und zerbricht ihr mit den Fängen die Wirbelsäule.

Jetzt, da sie sich nicht mehr bewegen kann, ist sie ihrem Angreifer verfallen. Er setzt ihr den einen Fang auf den Nacken und zerreißt ihren Leib mit dem stark gebogenen, spitzigen Schnabel in Stücke. In wenigen Minuten hat er selbst eine zwei Meter lange Schlange bis auf den Kopf aufgezehrt, den er durch Schnabelhiebe zertrümmert. Dann sucht er ein Ruheplätzchen auf, zieht den Kopf zwischen die Schultern herab und gibt sich für mehrere Stunden einer angenehmen Verdauung hin. Th. S.

Kleinliche Rache eines großen Mannes. — Von den großen Männern der Weltgeschichte werden meist nur ihre Großtaten berichtet, und doch sind ihnen menschliche Entgleisungen nicht fremd geblieben. Der Graf Schwerin, der sich im Jahre 1744 vor Prag und bei dem höchst schwierigen Rückzuge von dort unverwelkliche Lorbeeren errungen hatte, zog sich dadurch die Eifersucht Friedrichs des Großen zu. Eines Tages trat der König unangemeldet bei ihm ein und fragte ihn, als er ihn schreibend fand, was und an wen er schreibe. Auf die Antwort Schwerins, der Brief sei an seine Frau gerichtet, verlangte der König ihn zu lesen; der Generalfeldmarschall gab den Brief sofort um so bereitwilliger her, als dessen Inhalt nach seiner Überzeugung nichts Verletzendes haben konnte. Nach der Durchsicht des Schreibens fragte der König, ob Schwerin

seiner Frau nicht noch eine Neuigkeit mitteilen wolle, die ihr jedenfalls unbekannt sei, es sei die, daß ihr Mann seinen Abschied erhalten habe. Schwerin fügte diese Nachricht hinzu und reiste sofort ab.

Trotzdem stellte er sich beim Ausbruche des Siebenjährigen Krieges dem König wieder zur Verfügung und fand in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 den Heldentod. E. T.

Selbstverständlich. — König Ludwig XIV. saß eines Abends in der Oper, als ihm gemeldet wurde, der erste Tenorist sei krank geworden, als die Vorstellung beginnen sollte, und man sei genötigt, die Rolle einem Choristen zu übertragen. Der junge Mann fing an zu singen und wurde kräftig ausgepfiffen. Ohne die Fassung zu verlieren, warf er einen ernsten Blick in das Parterre und sagte: „Meine Herren, ich begreife Sie nicht. Es ist doch selbstverständlich, daß ich Sie für meine achthundert Franken keine Stimme für zehntausend Franken hören lassen kann!“

Das Publikum beklatschte laut die Geistesgegenwart des Sängers, und der König übersandte ihm zehntausend Franken mit dem Hinzufügen, es sei auch seinerseits selbstverständlich, daß er für seine Vertretung entsprechend belohnt werde. E. T.

Amerikanische Kürze. — Ein Architekt in Cincinnati hatte einer jungen Dame lange den Hof gemacht, erklärte sich aber nicht. Die Dame zog sich infolgedessen von ihm zurück. Jetzt wurde der Architekt von Reue erfaßt. Er schrieb der Dame einen eindringlichen Brief, bat sie um Verzeihung und schloß mit den Worten: „Ein einziges Wort von Ihren Lippen würde mich glücklich machen! Wann und wo wollen Sie es aussprechen?“

Die Antwort der Dame lautete: „Künftigen Donnerstag vormittags elf Uhr auf dem Standesamt!“

Sofort nach Empfang des Briefes telephonierte der Architekt zurück: „Danke — ich komme!“ Th. S.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Hübsch

sind Alle, die eine zarte, weiße Haut, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein Gesicht ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeit haben, daher gebrauchen sie nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

:: Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. ::

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild. Zweite, vermehrte Auflage.

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Prof. Dr. K. Dove, Heinrich Seidel, Dr. Franz Reinecke, Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Dr. E. Obst, Prof. Dr. R. Büttner, Direktor C. v. Beck. Mit 22 ein- und mehrfarbigen Karten, 23 ganzseitigen Tafeln und 250 Textabbildungen. Zwei elegante Leinenbände. Preis 15 Mark.

Ein sehr instruktives Buch über die Verhältnisse unserer Kolonien. Geschichte, Entwicklung, Wert und Bedeutung der Erzeugnisse und der derzeitige Stand der Kolonien werden gleicherweise bei aller Knappheit des Textes erschöpfend behandelt. (Kölnische Volkszeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2—3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg.
Offene Weine, Münchner u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!

Originalflasche.

Die aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist Lichtenheldt's echte

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die **Schutzmarke: Licht,** denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit.** In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht-versendet das

Laborat. Lichtenheldt
Meuselbach 4a (Thür. Wald)
12 Flaschen zu M. 3.80,
nur bei 30 Flaschen franko
für Wiederverkäufer.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

1813–1815
Illustrierte Geschichte der Befreiungskriege

Soeben erschien die erste Lieferung.

Nähere Angaben auf der folgenden Seite.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

1813—1815

Illustrierte Geschichte der Befreiungskriege

Ein Jubiläumswerk zur Erinnerung
an die große Zeit vor 100 Jahren.

Von Professor Dr. J. v. Pflugk-Harttung.

400 Seiten Text mit ca. 300 Abbildungen und 40 Kunstbeilagen. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

•••

Die hundertjährige Wiederkehr von Deutschlands Erhebung weckt große Erinnerungen, die in unserer lauen Gegenwart heilsam wirken mögen. Es war die Zeit der harten Bedrängnis, aber aus ihr wuchs empor die Erstarkung und Befreiung. Schmach und Erniedrigung härteten und festigten den deutschen Sinn, die Not schmiedete die Nation zusammen und aus ihr entstanden dem gedemütigten Vaterlande zur rechten Stunde die Männer, deren Vorbild die Zeitgenossen entflammte zu freudiger Hingabe von Gut und Blut, deren Tatkraft und Mut sie zum Sieg führte in dem gewaltigen, die Geschicke von ganz Europa entscheidenden Völkerkampfe. Diese Erinnerungen dem deutschen Hause in fesselnder Erzählung und künstlerischen Bildern lebendig vorzuführen und bleibend festzuhalten, ist der Zweck dieses vaterländischen Hausbuches, das eine Statt finden wird überall, wo die deutsche Zunge klingt. Das Werk enthält nicht eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen. Es erzählt lebendig und erweckt vor dem geistigen Auge Zeiten und Persönlichkeiten, Stimmungen und Ereignisse, es erhebt und begeistert. Das fesselnde Wort wird unterstützt durch einen ausgesucht schönen und reichen Bilderschmuck. Und wie in der Erzählung danach gestrebt wurde, die Dinge im rechten Licht erscheinen zu lassen, so ist bei den Abbildungen besonderer Wert gelegt auf geschichtliche Treue und künstlerisch-vollendete Darstellung. Die vierzig Extra-Kunstblätter bilden eine besondere Bereicherung des Inhalts.

Abonnements und Probelieferungen in allen Buch- und Kolportagehandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 948 C